5
Gall. g. 193.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Aarlen

Heinrich Catharina Davila's

Geſchichte der bürgerlichen Kriege von Frankreich.

Aus dem Italiäniſchen überſetzt,

mit einer

Geſchichte der königlichen Macht und der Staats-veränderungen in Frankreich bis zur Ligue, und mit andern nöthigen Erläuterungen und Zuſätzen begleitet

von

Bernhard Reith.

Zweiter Band.

Leipzig 1793,

in der Weidmannſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Allgemeine Unruhen und Streitigkeiten über die Gewiſſensfreyheit. Fortgeſetzter Verſtellungsplan des Königs und der Königinn-Mutter. Mißlungenes Geſuch des Connetabels, ſeine Stelle dem Marſchall von Montmorency reſigniren zu dürfen. Die Königinn-Mutter dringt in den Kardinal von Chatillon, ſich des Kardinalshutes und ſeiner Beneficien zu begeben. Mißvergnügen des päbſtlichen Hofes und der Republik von Venedig über die Königinn, welche Geſandten nach Rom und Venedig ſchickt. Die Häupter der Hugonotten veranſtalten eine politiſche Komödie. Neue Aufläufe in mehreren Städten. Vereitelte Anſchläge der Hugonotten auf die Stadt Avignon. Falſche Gerüchte von Verſchwörungen gegen des Königs und der Königinn-Mutter Leben. Der König von Spanien ſchickt den Herzog von Alba mit einem Heere in die Niederlande; der Hof trifft voll Verſtellung Gegenanſtalten, die nur die Unterdrückung der Hugonotten zum Gegenſtande haben. Der König faßt den Entſchluß, die Hugonotten mit Gewalt zu Paaren zu treiben, welche durch viele Umſtände beſtärkt werden, die Waffen zu ergreifen.

Indeß der Hof ſich den Luſtbarkeiten überließ, war das ganze Reich voll Unruhen und Aufruhr. Die Hugonotten, welche ſich eine größere A. D. 1566.

A. D. 1566. Freyheit anmaßeten, als ihnen durch das Friedensedikt zugeſtanden war, ſuchten dieſelbe mit Hintanſetzung des Gehorſams gegen ihre Obrigkeiten gewaltthätig ſo viel zu erweitern, als ſie konnten. Die Katholiſchen wünſchten die Einſchränkung eben dieſer Gewiſſensfreyheit, und widerſetzten ſich derſelben durch wiederholte Klagen, und ſelbſt durch Thathandlungen. Mitten im Frieden loderte gleichſam von allen Seiten das Kriegsfeuer. Dieſe Bewegungen in den Provinzen beunruhigten die Parlamenter, welche nur auf die Beilegung der aus der Religionsverſchiedenheit entſtehenden Unordnungen bedacht ſeyn mußten; ſelbſt der königliche Staatsrath und der Hof, auf welchem die Laſt der höchſten Entſcheidung lag, war öfters der Schauplatz hartnäckiger Streitigkeiten zwiſchen den Beſchützern beider Partheyen. Der Marſchall von Montmorency und die Anhänger des Admirals begehrten, daß man die den Hugonotten ertheilte Gewiſſensfreyheit entweder erweitern, oder ſie doch in derſelben wenigſtens ſchützen möge. Der Kardinal von Bourbon, und vorzüglich der von Lothringen drangen darauf, die Katholiſchen zu befriedigen, und die Gewiſſensfreyheit einzuſchränken. Die Streitigkeiten über dieſen Gegenſtand wurden ſo häufig, und erbitterten die Gemüther ſo ſehr, daß der Herzog von Anjou, Bruder des Königs, dem Staatsrathe präſidiren mußte,

obſchon

obſchon er noch ſehr jung war, und kein die Religion betreffender Gegenſtand abgehandelt werden durfte, wenn nicht der König oder die Königinn-Mutter gegenwärtig war. Dies half aber nichts: denn die Unterthanen, welche nun gewohnt waren, frey zu ſprechen und zu handeln, hatten alle der königlichen Majeſtät ſchuldige Ehrfurcht auf die Seite geſetzt; ſie zeigten durch die Hitze ihrer Streitigkeiten und Widerſprüche, daß ihnen mehr das Intereſſe ihrer Parthey als das Wohl und die Ruhe des Reiches am Herzen lag. A. D. 1566.

Die Königinn-Mutter beharrete unterdeſſen auf ihrem Vorhaben, und beſtärkte den König, in dem ſchon gefaßten Entſchluſſe, mit Verſtellung und der möglichſten Geduld alle dieſe Unordnungen zu ertragen, und eher durch Liſt als durch Gewalt dieſes Uebel zu heilen. Sie machten bald der einen bald der andern Parthey günſtige Erklärungen, ſuchten durch ein kluges Betragen einem Bruche zwiſchen denſelben vorzubeugen, und durch die Zeit die noch blutenden und offenen Wunden zu heilen. Dieſem zu Folge erhielten der Admiral und ſeine Anhänger von dem Könige mehrere Gnadenbezeugungen als ſeine Günſtlinge und Höflinge ſelbſt: aus dieſer Urſache überließ man dem Prinzen von Condé eine ſo unumſchränkte Gewalt in ſeiner Statthalterſchaft von der Pikardie, daß der König dem Marſchalle

A. D. 1566. von Damville verbot, dieſe Provinz zu beſichtigen, weil der Prinz ſein Mißfallen darüber an den Tag legte: denn es iſt herkömmlich, daß die Marſchälle die Gränzen beſichtigen. Nach dem nämlichen Plane beobachtete man über die unaufhörlichen Klagen der Hugonotten und Katholiſchen das Stillſchweigen, um die Zwietracht in das Grab der Vergeſſenheit zu ſenken, und nach und nach die Ruhe herzuſtellen. In der nämlichen Zeit ließ der Connetabel den König um die Erlaubniß bitten, die Connetablie ſeinem Sohne, dem Marſchalle von Montmorency reſigniren zu dürfen; er gab vor, daß ihm ſein Alter und ſeine kränklichen Umſtände nicht mehr geſtatteten, am Hofe zu bleiben. Die Königinn, welche den Marſchall wegen ſeinem Stolze und ſeiner Anhänglichkeit an die Parthey der Hugonotten ſehr haßte, überredete den König, auf dieſes Geſuch zu erklären, daß er ſchon ſeinen Bruder, den Herzog von Anjou, zum Generallieutenant des Königreiches beſtimmt habe: wenn alſo der Connetabel ſeine Stelle nicht mehr vertreten könne oder wolle, ſo ſey es nicht nöthig, einen Anderen zu derſelben zu ernennen. Da man ſich aber mit dem Vater nicht überwerfen, und durch dieſe abſchlägige Antwort den Sohn nicht gänzlich entfremden wollte, ſo wurde der Marſchall von Montmorency in den geheimen Staatsrath aufgenommen, welches er ſchon längſt, aber vergebens, geſucht hatte; überdies erhielt er noch ein Geſchenk von

dreyßig

dreyßig tauſend Livres, um einen Theil ſeiner Schul- A. D. 1566.
den zu bezahlen, obſchon die Finanzen in der übel-
ſten Verfaſſung waren. Der Connetabel fühlte ſich
durch dieſe abſchlägige Antwort ſehr beleidigt, und
ward durch die anderen Gnadenbezeugungen nicht
gänzlich befriedigt: aber die Unbeſonnenheit des
Prinzen von Condé wirkte ſo ſtark auf ihn, daß er
ſich endlich beſänftigen ließ. Der Prinz, welcher
mehr mit Hitze und Heftigkeit als nach der Vernunft
handelte, hatte ſogleich, als er hörte, daß der Con-
netabel ſeine Stelle zum Vortheile ſeines Sohnes
niederlegen wollte, ohne Rückſicht für die Herren
von Montmorency, ſeine Verwandte, erklärt, daß
er ſelbſt auf dieſelbe Anſpruch mache. Dies entſchul-
digte den König noch mehr, daß er zwiſchen zwey ſo
mächtigen Mitwerbern ein Mittel getroffen, und
ſeinem Bruder den Vorzug gegeben hatte. Dieſer
Vorfall machte den Connetabel zum Feinde des Prin-
zen, und erkältete einigermaßen den Marſchall von
Montmorency, welcher bis itzt ſein eifrigſter Anhän-
ger geweſen war.

Dieſer glückliche Erfolg ermunterte die Königinn, den Kardinal von Chatillon, welcher ganz offenbar ſich zur reformirten Religion bekannte, auf andere Gedanken zu bringen. Der Biſchof von Ceneda, päbſtlicher Nuncius am franzöſiſchen Hofe, drang ſehr darauf, daß er der Kardinalskleidung und ſeiner

A. D. 1566. Beneficien ſich begeben möge. [1]) Die Königinn ſuchte unter vielerley Entſchuldigungen die Beendigung dieſer Sache zu verzögern; ſie verſprach dem Kardinal Güter, weltliche Aemter und Würden, um dasjenige gutwillig von ihm zu erhalten, was ſie ihm mit Gewalt nicht entreißen wollte. Je länger die Sache aufgeſchoben wurde, um ſo dringender und häufiger waren die Vorſtellungen des Pabſtes, welcher noch überdies die als Ketzer von ihren Biſthümern abgeſetzten Biſchöffe von Uzes und Valence am Hofe in großer Gunſt ſah. Dieſe und andere ähnliche Umſtände hatten in dem Pabſte Pius V, welcher erſt ſeit kurzem Pius dem IV auf dem päbſtlichen Stuhle gefolgt war, die nachtheiligſte Meinung von der Königinn-Mutter hervorgebracht, die durch eine von ihren Feinden ausgeſtreuete Sage vermehrt wurde, als habe ſie einen Edelmann nach Conſtantinopel geſchickt, um den Großherrn zu vermögen, die chriſt-

1) Der Kardinal von Chatillon, ein Bruder des Admirals, war durch den Pabſt Pius IV im Jahr 1562 ſeiner Würde und ſeines Bisthums entſetzt worden, worauf er aber gar nicht achtete. Er vermählte ſich öffentlich in — Kardinalskleidung mit der Franziska von Hauteville, welche er lange vorher unterhalten hatte, und bezog nach wie vor, die Einkünfte ſeines Bisthumes von Beauvais; er erſchien ſelbſt als Pair bei der Salbung des Königs, und ſeine Gemahlinn genoß gleiche Ehre am Hofe. . . S. *Variations* de la Monarchie françoiſe t. III. p. 439.

chriſtlichen Fürſten mit ſeiner Seemacht anzugreifen, A. D. 1566.
damit ſie, mit ihrer eigenen Vertheidigung beſchäfftigt, aufhörten, ſich in die Angelegenheiten von Frankreich zu miſchen. Dieſes obſchon falſche Gerücht wurde allgemein geglaubt, weil der Hof wirklich einen Edelmann an die Pforte abgeſchickt hatte, und brachte nicht allein den ſchon mißvergnügten Pabſt, ſondern auch die Republik von Venedig auf. Der Senat hielt dieſes Vorhaben nicht nur allein für alle chriſtliche Fürſten ſehr ſchädlich, ſondern auch für eine große Undankbarkeit der Königinn-Mutter, welche derſelbe billig von ihr erwarten konnte, da er ſie in ihrer dringendeſten Noth mit Rath und Geld unterſtützt hatte. Der päbſtliche Nuncius machte darüber am Hofe mehrmalige Klagen, und der venetianiſche Geſandte ſprach auf Befehl des Senats darüber mit dem Könige und der Königinn-Mutter, und bat ſie auf eine beſcheidene Art, jetzt, da der Friede hergeſtellt ſey, der Republik die hundert tauſend Dukaten zurückzuzahlen, welche dieſelbe während dem Kriege ihnen ſo großmüthig zur Wohlfahrt des Reiches vorgeſchoſſen hätte; er fügte noch hinzu, daß die Kriegsrüſtungen der Türken auf ihren Gränzen, wie das Gerücht laute, die Republik in die Nothwendigkeit ſetze, das Ihrige zu brauchen, und für ihre Sicherheit ſich in Gegenwehre zu ſetzen.

A. D. 1566. Die Königinn-Mutter, welche dieſe Gerüchte und die von ihr gefaßte üble Meinung beſtürzt machte, und ſich die Freundſchaft ihrer Alliirten, vorzüglich des Pabſtes und der Republik von Venedig, zu erhalten wünſchte, auf deren Unterſtützung ſie ihre meiſten Hoffnungen gründete, hielt es für nothwendig, den Herrn von Seurre nach Rom zu ſchicken, um ihr Betragen zu rechtfertigen. Er war in ſeinem Auftrage ſo glücklich, daß der von Natur mißtrauiſche und bedenkliche Pabſt, den er in den nämlichen Operationsplan einweihete, welcher mit ſeinem Vorgänger durch Ludewigen Antinori war verabredet worden, ſich gänzlich zu Frieden gab. Die gleiche Vorſicht beobachtete ſie gegen den Senat von Venedig, deſſen Weisheit und Freundſchaft ſie immer ſehr hoch ſchätzte, und ſchickte einen Edelmann an denſelben ab, welcher mit ihrem Geſandten in Venedig gemeinſchaftlich ſeinen Auftrag vollziehen ſollte: Da aber derſelbe auf ſeiner Reiſe zu Mailand geſtorben war, ſo unterließ der Geſandte nicht, ſich des Geſchäfftes ganz zu unterziehen, und machte die Eröffnung in einer gewöhnlichen Audienz des Doge in Gegenwart der Signoria, welche man das Collegium nennt, daß der König ſein Herr einen Edelmann an die Republik abgeſchickt habe, welcher aber auf ſeiner Reiſe krank geworden, und zu Mailand geſtorben ſey; er müſſe nun allein den Auftrag Seiner Majeſtät vollziehen, und der Republik erklären: die Freundſchaft und Zuneigung

neigung des Königs Franz, ſeines Großvaters, und A. D. 1566.
Heinrichs, ſeines Vaters, für die Republik ſey ſehr
groß geweſen; die Seinige aber übertreffe ſie wegen
den vielen von derſelben in der dringendeſten Noth
empfangenen Wohlthaten und Geldſummen; er wolle
nicht nur allein dieſelben zurückzahlen, ſondern ſie
doppelt, und wo möglich, noch beſſer vergüten;
ſein Vater habe ihm viele während einem langen
Kriege gemachte Schulden hinterlaſſen: er würde
dieſelben haben bezahlen, und noch überdies Geld
zurücklegen können, wenn ihn die bürgerlichen Kriege
ſeines Reiches nicht zurückgeſetzt hätten. Obſchon
dieſelben geendigt worden, ſo hörten doch deswegen
die Ausgaben nicht auf, weil die Furcht vor dem
Rückfalle ihn nöthige, eine beträchtliche Anzahl Truppen
auf den Beinen zu halten; die Furcht vor dem
Kriege ſey ſchlimmer als der Krieg ſelbſt: im erſten
Falle müſſe man nur von der einen, im letzteren aber
von allen Seiten auf der Hut ſeyn. Zu dieſem ſey
noch eine große Hungersnoth, welche ſein Reich
heimgeſucht habe, und die Unruhen in dem benachbarten
Flandern zu rechnen, die ihn aus guten
Staatsgründen in die Nothwendigkeit ſetzten, gerüſtet
zu ſeyn. Er glaube ſich alſo für hinlänglich
entſchuldigt, wenn er die Schuld nicht ganz ausbezahlete:
Er werde gegenwärtig einen Drittheil, und
das Uebrige nach und nach bezahlen. Sollte die
Republik im Falle der Noth ſich befinden, ſo werde

A. D. 1566. Er nicht allein das Nämliche erwiedern, ſondern auch derſelben mit einer viel größeren Summe, ja mit ſeinem ganzen Staatsſchaße zu Dienſte ſtehen. Je mehr Seine Majeſtät an Alter zunehme, um ſo lebhafter werde ſeine Freundſchaft und Erkenntlichkeit für die Republik, und das Verlangen, für ſie ſo viel zu thun, als für ſein eigenes Reich.

Auf dieſes erwiederte der Doge, daß es dem Könige frey ſtehe, nach Zeit und Umſtänden die Republik zu befriedigen, welche bei der Vorleihe nur das Wohl deſſelben vor Augen gehabt habe. Der Geſandte eröffnete nachher weiter, daß er von dem Könige auch den Auftrag erhalten habe, die Republik über die ausgeſtreueten falſchen Gerüchte zu belehren, als wenn derſelbe bei dem Großherrn darauf gedrungen, die chriſtlichen Fürſten mit ſeiner Seemacht anzugreifen; ſie ſchienen durch einen von einem Raguſaner geſchriebenen Brief veranlaßt worden zu ſeyn, welchen die Geſandten des Kayſers und des Königs von Spanien in Venedig bekannt gemacht, deſſen Inhalt vergrößert, und ſo ausgelegt hätten, als wenn zu dieſem Behufe jener Edelmann im vorigen Monate vom Könige an die Pforte abgeſendet worden. Es ſey allerdings wahr, daß derſelbe einen Edelmann an die Pforte abgeſendet habe, aber nur aus dem Beweggrunde, einige in die Gefangenſchaft gerathene Provenzalen zu befreyen. Da der Reſident, welchen der König gewöhnlich bei der

Pforte

Pforte halte, um ſeine Zurückberufung gebeten, ſo habe man es ihm bewilligt, und den Edelmonn, welcher dort zu bleiben wünſchte, in gleicher Eigenſchaft angeſtellt. Derſelbe wolle nur die von ſeinem Groß-vater und Vater mit den Türken errichtete Freundſchaft und Verbindung in dem nämlichen Grade ohne irgend eine Veränderung oder Verſtärkung forterhalten. Sollte aber der König mit der Pforte oder irgend einer anderen Macht eine neue Verbindung ſchließen, ſo werde es gewiß nicht geſchehen, ohne vorher die Republik davon zu benachrichtigen, und ſie um Rath zu fragen, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß dieſelbe aus der zu Seiner Majeſtät tragenden Freundſchaft und Zuneigung, und wegen ihrer Weisheit nichts für gut heißen würde, als was Frankreich und der ganzen Chriſtenheit fromme; ſey die Republik geſonnen, mit der Pforte die alte Verbindung beizubehalten, ſo werde der König das Nämliche beobachten; ſollte ſie aber ihre Geſinnungen ändern, ſo werde Er gleichfalls ihren Fußſtapfen folgen, da der König im geringſten nichts ohne gemeinſchaftliche Zuſammenſtimmung thun, ſondern allezeit zur Erhaltung beiderſeitiger Intereſſen mit Ihr verbunden bleiben wolle. Der mit einer ſo bündigen und beſtimmten Erklärung beruhigte Senat ließ dem Könige und der Königinn-Mutter durch den Geſandten ſeine Zufriedenheit bezeugen. Auf dieſe Art war nun der bei dem päbſtlichen Stuhle und der Republik A. D. 1566.

von

A. D. 1566. von Venedig erregte Argwohn und die Abneigung gehoben, mit Beiden das alte gute Verſtändniß wieder hergeſtellt, und auf's neue ſo verſtärkt, daß der franzöſiſche Hof ſeine gänzliche Aufmerkſamkeit auf die inneren Angelegenheiten des Reichs wenden konnte.

Jede Bemühung, den Prinzen von Condé zu beſänftigen, und die Herren von Chatillon zu beruhigen, war vergebens. Jener konnte ſein unruhiges Naturell nicht bändigen, und dieſe ſetzten ein Mißtrauen in den Hof, deſſen Argliſt ſie befürchteten; die Hugonotten, welche nach dem Genuſſe der Gewiſſensfreyheit in der völligen Ausdehnung des Ediktes vom Junius hinanſtrebten, konnten ſich nicht in den Gränzen der ihnen durch den letzten Frieden zugeſtandenen Rechte inne halten. Das Beiſpiel der Katholiſchen, welche durch eine Geſandtſchaft des Pabſtes und der übrigen katholiſchen Fürſten an den König auf die Verkündigung der Schlüſſe des Trienter Conciliums gedrungen hatten, reizte ſie, die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands zu bewegen, durch eine gleiche Geſandtſchaft ſich bei dem Könige zu beklagen, daß ihre Glaubensgenoſſen ſo übel behandelt würden, und zu begehren, daß derſelbe aus Rückſicht gegen dieſe Fürſten und zur Ruhe des Reiches den Hugonotten eine volle Freyheit geſtattete, ſich überall zur Haltung ihres Gottesdienſtes verſammeln zu dürfen. Dieſe Geſandtſchaft wurde im

Namen

Namen des Pfalzgrafen bei Rhein, des Herzogs von A. D. 1566.
Würtemberg, von Zweybrücken, Pommern, eines der Herzoge von Sachſen und des Markgrafen von Baden abgeſchickt; Viele glaubten, daß die Koſten derſelben von den Hugonotten ſeyen beſtritten worden: denn die Intereſſen dieſer Fürſten waren nicht ſo geeigenſchaftet, daß ſie zu dieſer Zeit einen ſo auſſerordentlichen Schritt hätten thun ſollen. [2]) Es mag

2) Man muß den theatraliſchen Geiſt der franzöſiſchen Nation nicht kennen, um ſolche politiſche Komödien demſelben nicht angemeſſen zu finden. Als der König nach dem Ende des erſten bürgerlichen Krieges mit ſeiner Mutter die Provinzen beſuchte, wurde Er zu Bourdeaux mit großem Pompe empfangen. Dreyhundert Edelleute zu Pferde giengen demſelben mit einem Truppe Gefangener von fremden Nationen entgegen. Man ſah unter der Zahl dieſer unglücklichen beſiegten Völker — Türken, Araber, Egypter, Ceylaner, Indier, Canarier, Mauren, Canibalen, Amerikaner, und Braſilianer in Ketten. Die Anführer einer jeden Nation machten in ihrer Landesſprache dem Könige ihre Komplimente, welche die Dolmetſcher ſeiner Majeſtät auslegten. S. De Thou, Hiſt. Univ. t. III. p. 546. Man erwäge den Zeitpunkt, in welchem der König dieſen Weihrauch empfieng! . . Vermuthlich diente dieſe ſchöne Maskerade dem Schöpfer von Ludewigs XIV Bildſäule zum Vorbilde. Es war überhaupt eines franzöſiſchen Königs unwürdig, das Gekrächze und Geheule eines Ceylaners und Canibalen anzuhören. Die gelehrten Commentatoren De Thou's machten bei dieſer

A. D. 1566. mag nun dem ſeyn, wie es will, die Geſandten beſprachen ſich zuerſt mit dem Prinzen von Condé, mit dem Admiral und mit den übrigen Vornehmſten dieſer Parthey, und hatten hernach bei dem Könige, welcher nach Paris zurückgekommen war, eine Audienz, welchen ſie in einer langen Rede von der Freundſchaft ihrer Herren und ihren Geſinnungen verſicherten, die alten Verbindungen mit der Krone Frankreichs fort zu erhalten. Nach dieſem Vorſpiele begehrten ſie die Aufrechthaltung des Friedensediktes, erhöheten aber nach und nach ihre Anſprüche, und drangen darauf, daß den Dienern der reformirten Religion erlaubt würde, in Paris und dem ganzen Königreiche zu predigen, und daß das Volk ohne Furcht, und ſo zahlreich es ſich auch einfinden möchte, zuhören dürfte. Der König, welcher ſich ſchon in einem Alter befand, um das Gute vom Schlimmen unterſcheiden zu können, von Natur ſehr jähzornig und heftig war, weil er gleichſam unter den Waffen

ſer Erzählung die Anmerkung, daß ſich damals in Bourdeaux unmöglich ſo viele Leute hätten vorfinden können, die aller dieſer Sprachen mächtig geweſen wären, um den König zu bekomplimentiren; ſie müßten alſo wahrſcheinlich nur ſo etwas daher gemurmelt haben... Ich habe wohl nicht nöthig, an die neueſte Maskerade, aber von einer anderen Bedeutung, zu erinnern, wo man nur einige dieſer Nationen ausgeſtrichen, und Andere an ihre Stelle geſetzt hat.

Waffen erzogen worden, war ſchon vorher ſehr dar- A. D.
über entrüſtet, daß ſie zuerſt eine Conferenz mit den 1566.
Häuptern der Hugonotten gehabt; durch ihre Foderungen brachten ſie ihn aber ſo auf, daß er kaum in einigen Worten denſelben antworten konnte: er werde das gute Verſtändniß mit den deutſchen Fürſten zu erhalten ſuchen, wenn ſie ſich nicht in die Angelegenheiten ſeines Reiches miſcheten, ſo wie er ſich nicht in die Ihrigen miſche. Nachdem er ein wenig eingehalten hatte, ſo ſetzte er noch im vollen Ausdrucke ſeines Unwillens hinzu, daß es wohl nöthig ſeyn werde, die proteſtantiſchen Fürſten zu bitten, daß ſie den Katholiſchen erlaubten, in ihren Staaten die Meſſe leſen und predigen zu laſſen? Mit dieſen Worten verabſchiedete er die Geſandten. Die Königinn-Mutter, welche fürchtete, ſie möchten voll Mißvergnügen zurückkehren, und ihren Herren gleiche Gefühle beibringen, überhäufete ſie mit Ehrenbezeugungen und großen Geſchenken, um den Fehler ihres Sohnes wieder gut zu machen, welcher ſich durch ſeine Heftigkeit hatte hinreißen laſſen.

Das Betragen des Admirals vermehrte den Zorn des Königs. Er war bei dieſer Gelegenheit an den Hof gekommen, entweder aus Furcht, das Anſehen bei ſeiner Parthey zu verlieren, oder auch bloß aus Schaam, zu einer Zeit, wo auswärtige Fürſten ſo dringende Vorſtellungen zum Vortheile der Hugonotten machten, ganz ſtille zu ſitzen. Als

A. D. 1566. er ſich den folgenden Morgen nach ſeiner Ankunft in dem Gemache des Königs befand, und zufälliger Weiſe eine kurz vorher bekannt gemachte Erklärung zu Geſichte bekommen hatte, vermöge welcher geboten worden, daß ſich in den auf den Schlöſſern der Edelleute erlaubten Predigten nur die Familien und das Hausgeſinde derſelben einfinden dürften, ſo gab ihm dies Gelegenheit, ſich heftig darüber zu beklagen, daß man auf dieſe Art die Freyheit aufhöbe, und ein Freund, welcher ſich zufällig als Gaſt in dem Schloſſe eines Anderen befände, zur Anhörung des Wortes Gottes nicht zugelaſſen werden könnte, da es doch im Gegentheile den Katholiſchen erlaubt ſey, ſich überall zu verſammeln, ohne die Anzahl derſelben, den Ort, und die Art und Weiſe zu beſtimmen. Der Connetabel, welcher gegenwärtig war, gab ſeinem Neffen ſcharfe Verweiſe, und erwiederte ihm, daß zwiſchen Beiden ein großer Unterſchied ſey: denn der König geſtatte den Katholiſchen keine Religionsfreyheit; ſie ſey die Religion des Königs ſelbſt, wie er ſie aus den älteſten Zeiten von ſeinen Vorfahren erhalten habe: die Ausübung der neuen Religion ſey eine bloße Begünſtigung auf eine gewiſſe Zeit, für eine beſtimmte Zahl und Oerter, wie es Seine Majeſtät zu geſtatten für gut gehalten, oder halten würden. Der ſehr entrüſtete König ſetzte noch hinzu: ehemals begnügtet Ihr euch mit wenig Freyheit; jetzt wollt Ihr mit Uns gleichgeſtellt, und in Kurzem würdet

würdet Ihr allein herrſchend ſeyn, und Uns aus dem A. D. 1566.
Königreiche jagen. Der Admiral ſchwieg; aber ſein Geſicht war der Ausdruck ſeiner inneren heftigen Bewegung: der König begab ſich voll Zorn in das Gemach der Königinn-Mutter, wo er den Vorfall vergrößerte, und in Gegenwart des Kanzlers ſagte, daß er mit der Meinung des Herzogs von Alba ſehr einverſtanden ſey: dieſe Häupter ſeyen in einem Staate viel zu hoch; man richte durch Verſtellung mit ſolchen liſtigen Politikern nichts aus; man müſſe endlich einmal die Gewalt brauchen, und ſtrenge mit denſelben verfahren. Die Königinn bemühete ſich umſonſt, ihn zu beſänftigen; dieſer Entſchluß wurzelte ſo tief in ſeiner Seele, daß es nicht mehr möglich war, denſelben auszurotten.

Es fehlte auch nicht an täglichen Vorfällen, welche den Zorn des Königs immer mehr reizten, und beſtärkten. Die Königinn von Navarra hatte, um ihrem Rachegefühle ſo viel möglich Luft zu machen, es darauf angelegt, die Stadt Pamiers in der Grafſchaft von Foix zum Aufruhre zu bringen. Die Frohnleichnamsproceſſion gab dazu die Gelegenheit, wo die Hugonotten zu den Waffen griffen, die wehrloſen Katholiken überfielen, und unter den Geiſtlichen ein großes Blutbad anrichteten. In der nämlichen Wuth ſteckten ſie die Häuſer derſelben in Brand, und zerſtörten ſie. Durch ihre Anreizung und jene der anderen Häupter entſtanden ſtarke Auf-

A. D. 1566. läufe in den Städten Montauban, Cahors, Rhodes, Perigueux, Valence und in verſchiedenen anderen Orten in Languedoc und dem Delphinate. Obſchon bei dieſen Tumulten kein Blut vergoſſen wurde, ſo hatten ſie doch zur Folge, daß die Hugonotten und die Katholiſchen wechſelsweiſe aus ihren Vaterſtädten verjagt wurden, je nachdem die eine oder die andere Parthey die ſtärkſte war. Der König und die Königinn-Mutter ſchwebten wegen dieſen Unordnungen immer in Aengſten: einige Tage waren ſie für die Stadt Lyon in großen Beſorgniſſen, wo ſich die Anzahl der Hugonotten durch diejenigen vermehrt hatte, welche aus den benachbarten Staaten, vorzüglich aus Savoyen waren verjagt worden. Sie erregten einen Aufruhr, und würden ſich der Stadt bemächtigt haben, wenn nicht der Präſident von Bivague, welcher nachher Kanzler und Kardinal wurde, durch kluge Maaßregeln das umgreifende Feuer des Aufruhrs gelöſcht hätte. Obſchon die erſte Hitze verraucht war, ſo hörten doch die beiden Partheyen nicht auf, ſich zu verfolgen. Die Hugonotten wurden beſonders beſchuldigt, einen unterirrdiſchen, tauſend Schritte langen, Gang bis unter die Mauern der Stadt gegraben zu haben, um dieſelben in die Luft zu ſprengen, und ſich während dem Tumulte der Stadt zu bemeiſtern. Ungeachtet ſich die Hugonotten damit entſchuldigten, daß dieſer unterirrdiſche Gang die Ueberbleibſel einer alten Waſſerleitung

ſeyen,

ſeyen, ſo konnten ſie doch dem Könige den Verdacht nicht benehmen, welcher dem Präſidenten befahl, die Beſatzung zu verſtärken, für die Sicherheit der Stadt alle mögliche Wachſamkeit und Strenge zu brauchen, und die Verſammlungen der Hugonotten zu verhindern, welche ſich dadurch für beleidigt hielten, und überall laut darüber klagten. A. D. 1566.

Nicht weniger war man für die Stadt Avignon beſorgt, welche die Könige von Frankreich immer in ihren beſonderen Schutz wegen dem gemeinſamen Intereſſe und der Hochachtung für den päbſtlichen Stuhl genommen haben. Alle diejenigen, welche ihrer Religion wegen verdächtig ſchienen, waren auf päbſtlichen Befehl aus dieſer Stadt vertrieben worden: dieſe hatten ſich in die benachbarten Städte von Languedoc und der Provence geflüchtet, von wo aus ſie dieſelbe bei Gelegenheit zu überrumpeln ſuchten. Sie waren ſchon ſo weit gekommen, daß ſie durch ein geheimes Verſtändniß eines Thores ſich bemächtigen wollten; die Sache wurde aber durch die Wachſamkeit der Bürger entdeckt. Der Gouverneur der Stadt, der Kardinal von Armagnac, ließ einige Mitſchuldigen gefangen nehmen, und ſchickte eilends auf Poſtpferden den Scipio Vimercat an den König ab, um demſelben davon zu benachrichtigen, welcher ſogleich dem Grafen von Tende, Statthalter der

A. D. 1566. Provence, dem Herrn von Gordes, Lieutenant des Königs im Delphinate, und dem Vicomte von Joyeuſe, Lieutenant in Languedoc die gemeſſenſten Befehle ertheilte, die nöthigen Hülfstruppen zu ſchicken, und Avignon außer Gefahr zu ſetzen. Auf dieſe Art fiel der Verſuch der Hugonotten fruchtlos aus, welche aber jede Gelegenheit zu benutzen ſuchten, und einen gleichen Anſchlag auf Narbonne gefaßt hatten: dadurch hielten ſie jede Provinz, und jede Feſtung des Reichs in Allarm. Niemand aber ſchwebte in größeren Aengſten als der König und die Königinn-Mutter, welche mit Grunde fürchteten, das in ſo vielen Orten lodernde Feuer möchte am Ende ſich irgendwo weiter ausbreiten. Die Federn der Hugonotten waren nicht weniger kühn als ihre Waffen: denn zur nämlichen Zeit ſtreifte ein von Orleans gebürtiger Prediger im Lande herum, welcher aufrühriſche Predigten gegen die königliche Gewalt hielt, und ein Werk herausgab, in dem er behauptete, daß das franzöſiſche Volk nicht mehr verbunden ſey, dem Könige Gehorſam zu leiſten, weil er ein Abgötter geworden, und aus dieſem Grunde es erlaubt ſey, ihn umzubringen. Aus dieſer ruchloſen Quelle entſprang eine Lehre, welche hernach in andere Zeiten und Menſchen übergieng, alle göttliche und menſchliche Geſetze umſtürzte, und die Menſchen unterrichtete, ſich unter dem Deckmantel von Religion mit dem Blute rechtmäßiger Könige zu beflecken.

befleckeu. [3]) Der Admiral und die übrigen Anhänger ſeiner Parthey haben ſich vielleicht durch dieſe Lehre, welche ihren Abſichten und Neigungen entſprach, verleiten laſſen, ſich gegen das Leben der Königinn-Mutter und ſelbſt gegen Jenes des Königs, wie das Gerücht es ausbreitete, zu verſchwören. Ein wegen anderen Verbrechen gefangen geſetzter Edelmann beſchuldigte ſie, es ſey mit Wahrheit oder Falſchheit, dieſes Vorhabens, welcher durch die Entdeckung, als wenn der Admiral ihn und zwey andere Edelleute durch Geld verführt hätte, den König bei irgend einer ſchicklichen Gelegenheit umzubringen, Gnade zu erhalten dachte. Anfangs maß man dieſer Ausſage wenig Glauben bei; da aber dieſer Edelmann mit denjenigen, welche er als ſeine Mitſchuldigen angegeben hatte, confrontirt worden, ſo brachte er ſie durch unvermuthete Fragen in eine ſolche Verwirrung, und ſo zum Stillſchweigen, daß der König den ſtärkſten Verdacht ſchöpfte. Man konnte aber keine hinlängliche Beweiſe herausbringen, überließ die ganze Unterſuchung der Vergeſſenheit, und der Edelmann wurde wegen ſeinen anderen Verbrechen zum Tode verdammt. A. D. 1566.

 Dieſer

3) Bei ſo ſchrecklichen Imputationen hätte Davila ſowohl den Namen des Verfaſſers als den Titel und Druckort der Schrift anführen ſollen. Die Hugonotten machten nie Anſchläge auf das Leben ihrer Könige, die Feinde derſelben mögen auch ſagen, was ſie wollen.

A.D. 1566. Dieſer ſtarke Verdacht wurde noch durch einen anderen Vorfall vermehrt. Die Königinn gieng eines Morgens aus ihrem Gemache, um die Meſſe zu hören, und fand zu ihren Füßen einen langen an ſie gerichteten Brief, in welchem ſie ermahnt wurde, ihr Betragen zu ändern, und den Hugonotten die völlige Gewiſſensfreyheit zu geſtatten; widrigen Falls drohete man ihr, ſie eben ſo wie den Guiſard und den Präſidenten Minard aus dem Wege zu ſchaffen, welcher im Anfange der Religionsunruhen im Parlamente auf zu ſtrenge Maasregeln gegen die Hugonotten geſtimmt hatte, und am hellen Mittage durch einen Büchſenſchuß getödtet worden, ohne daß man je den Urheber dieſer That habe ausfindig machen können. Die Königinn möge ſich alſo vor dem Zorne Gottes und den verzweifelten Entſchlüſſen der Menſchen hüten. Alle dieſe vielfachen und faſt täglichen Warnungen entfremdeten und brachten den König noch mehr auf, deſſen Haß ſich mit dem wachſenden Alter gegen Jene vermehrte, welche ſich ſeinem Willen widerſetzten. Der Rath des Herzogs von Alba war ſeiner Gemüthsſtimmung ſo entſprechend, und die Hugonotten hörten nicht auf, Ihn zu beleidigen, und zu reizen, daß kein Tag vergieng, wo er nicht geheime Berathſchlagungen mit der Königinn-Mutter hielt, um ein ſchnellwirkendes Heilmittel für dieſes Uebel ausfinden zu wollen. Die Königinn-Mutter blieb unentſchloſſen, und widerſetzte ſich ſogar, wie

wie der Großkanzler von l'Hopital, gewaltſamen Ent- A. D. 1566.
ſchlüſſen, welche ſie für ſchädlich, und dem Charakter der franzöſiſchen Nation nicht anpaſſend hielten. Sie hörten nicht auf, gemeinſchaftlich den König zur Geduld und zur Verſtellung zu ermahnen; auch der Kardinal von Lothringen ſelbſt, ſeine Brüder und Neffen, welche innigſt ſich über den racheſchnaubenden Geiſt des Königs freueten, wünſchten doch, daß er ſich mehr verſtellte, und ſo lange inne hielte, bis ſich eine ſchickliche Gelegenheit darböte. Die Klagen des Volkes, und der erregte Verdacht dauerten fort; die durch die Häupter der Hugonotten angezettelten Unruhen brachten überall blutige Auftritte und Zwietracht hervor. Der Prinz und der Admiral hatten immer Beſchwerden vorzubringen, ſie mochten den Hof verlaſſen, oder wieder kommen; ſie vermehrten durch neue Anſprüche das Mißvergnügen und den Argwohn. Der zornige und heftige König konnte ſie nicht mehr ertragen, ſo daß man endlich beſchloß, Liſt mit Gewalt zu paaren, und die übermüthigen Aufrührer zu bändigen.

Zur nämlichen Zeit ſchickte der König von Spanien den Herzog von Alba als Generaliſſimus in die Niederlande, um jene im Zaume zu halten, welche unter dem Vorwande der Religion, aber mehr aus Haß gegen die ſpaniſche Herrſchaft, ſich zu gleicher Zeit dem Gehorſame der römiſchkatholiſchen Kirche, und ihres Königs entzogen hatten. Der Vertrag

A. D. 1566. von Bayonne wurde erneuert, und beſchloſſen, daß ſich beide Könige wechſelſeitige Hülfe leiſten, und ſuchen ſollten, die Häupter zuerſt aus dem Wege zu ſchaffen, welche den ſo gefährlichen Brand des Aufruhres anfachten, und unterhielten. Der Herzog von Alba marſchierte mit einem anſehnlichen Heere nach den Niederlanden. Der König und die Königinn-Mutter ergriffen dieſen Vorwand, um eine große Anzahl Schweizer in Sold nehmen zu laſſen, als wenn ſie ſich nichts Gutes zu den Spaniern verſähen. Sie ertheilten durch alle Provinzen Befehle, die Gendarmerie wieder aufzurichten, und ließen im Lyoniſchen verſchiedene Compagnien franzöſiſcher Infanterie anwerben, um ſie, dem Vorgeben nach, in die Lande jenſeits der Gebirge zu ſchicken. Sie ſchafften von allen Seiten Geld zuſammen, und machten bei einigen italiäniſchen Kaufleuten eine Anleihe von achtmal hundert tauſend Scudi, in der feſten Entſchließung, mit dieſen Zurüſtungen jene hartnäckigen Aufrührer zu bändigen, und zu unterdrücken, welche nach ſo vielen fruchtloſen Verſuchen ſich nicht zur Ruhe begeben, und der bürgerlichen Zwietracht des Reichs ein Ende machen wollten.

Die nämlichen Beweggründe, welche den König zu dieſem Entſchluſſe zwangen, nöthigten auch die Häupter der Hugonotten, auf ihrer Hut zu ſeyn. Sie wußten aus mehreren Vorfällen, daß der König gegen ſie entrüſtet, und die Königinn-Mutter mit

dem Pabſte ausgeſöhnt ſey. Ungeachtet dieſelbe ihnen zeither einigermaßen gewogen geweſen, ſo ſahen ſie doch, daß die Herren von Lothringen allgewaltig am Hofe ſeyen, und alle dieſe Zurüſtungen nur auf ihren Untergang zieleten. Reizte ſie Anfangs eine gewiſſe natürliche Unruhe zur Ergreifung der Waffen, ſo ſchien es jetzt, als wenn die Noth ſie dazu zwänge. Der Marſch des Herzogs von Alba gab einen hinlänglich ſcheinbaren Vorwand zu allen dieſen Zubereitungen; es war aber doch ein auffallender Widerſpruch mit den Aeußerungen des Königs und der Königinn Mutter, welche beſchloſſen, nicht nur allein die ſpaniſchen Truppen, obſchon ſich der Großkanzler darwider ſetzte, mit Lebensmitteln und allem Nöthigen zu verſehen, ſondern auch für Breſſe und Savoyen zu ſorgen, welche daran Mangel litten, und wo ſo viele durchmarſchierende Truppen keinen Unterhalt finden konnten. Ueberdies hatten die Hugonotten die Nachricht erhalten, daß der Graf von Briſſac, Obriſte der franzöſiſchen Infanterie, jenſeits der Gebirge fünf Compagnien, jede zu zweyhundert Mann ſtark, anwerbe, welche, wie man ſagte, zu Beſatzungen der feſten Plätze in der Markgrafſchaft Saluzzo beſtimmt ſeyen, obſchon der größte Theil derſelben in Lyon, und der übrige unter allerhand Vorwänden im Delphinate bleiben ſollte, weil dieſe Provinzen der Anhänglichkeit an die Hugonotten verdächtig waren. Um ſich ganz von der Sache zu

A. D. 1566.

A. D. 1566. überzeugen, mußte D'Andelot als General der Infanterie von dem Hofe begehren, ihm dieſe Werbung zu übertragen, welches ihm aber derſelbe abſchlug. Sie ſahen, daß man keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, die Gewiſſensfreyheit der Reformirten einzuſchränken, und die von den Katholiſchen gegen die Hugonotten ausgeübten Gewaltthätigkeiten bei weitem nicht ſo übel aufgenommen würden, als die geringfügigſten Handlungen der letzteren. Sie hatten noch nicht vergeſſen, daß die dem Marſchalle von Montmorency abgeſchlagene Anwartſchaft auf die Connetablie eine Wirkung ſeiner Anhänglichkeit an die Hugonotten war, und man die durch den Tod des Marquis von Elbeuf erledigte Stelle eines Generals der Galeeren eilends dem Herrn von la Garde mit Hintanſetzung des von Merou, eines Bruders des Marſchalls, übertragen habe, welcher doch zur See dienete, aber gleichen Verdacht wider ſich hatte. Eben ſo wußten ſie, daß nach dem Tode des Marſchalls von Bourdillon noch den nämlichen Abend der Stab dem Herrn von Gonnor, Bruder des verſtorbenen Marſchalls von Briſſac, verliehen worden, um dem D'Andelot und von Moui, welchen man ihn verſprochen hatte, keine Zeit zu laſſen, denſelben zu ſuchen. Sie befürchteten alſo, der König möchte, in gutem Einverſtändniſſe mit Jenem von Spanien, ſie wegen dem Vergangenen züchtigen, und mit Gewalt zur katholiſchen Religion zurückbringen wollen.

Der

Der Vicomte von Joyeuſe belagerte die Stadt Pamiers, welche ſich offenbar gegen den König empört hatte. So bald die Aufrührer die aufgepflanzten Kanonen ſahen, verließen ſie dieſelbe, und flüchteten ſich in das Gebirge. Dieſem ungeachtet ſtellte ſich der König nach der Anleitung der Königinn-Mutter ungemein nachgiebig für die Vorſchläge der Hugonottiſchen Herren; Er machte verſchiedene Entſchuldigungen und Auslegungen der zeitherigen Vorfälle; Er fuhr fort, dem Prinzen von Condé und dem Admirale ſeine Gewogenheit zu bezeigen, um ſie ſo lange im Zaume zu halten, bis die Schweizer angekommen, und die übrigen Truppen verſammelt ſeyn würden. Er verſicherte ſie von ſeiner aufrichtigen Abſicht, die Gewiſſensfreyheit und das Friedensedikt aufrecht zu erhalten und zu handhaben; man verſäumte keinen Kunſtgriff, um ſie hinzuhalten, und einzuſchläfern. Die Königinn-Mutter, auf deren Schritte die Scharfſichtigſten der Hugonotten aufmerkſam waren, ſuchte durch die tiefſte Verſtellung den geheimen Plan zu verhüllen, und allen Argwohn zu entfernen, welchen irgend eine aus der Ungeduld des Königs herrührende Handlung oder ein unbedachtſames Wort einflößen könnte. Sie benutzte das gemeine Gerücht, als wenn der König von Spanien beſchloſſen hätte, ſich in eigener Perſon nach Flandern zu begeben; ſie vergrößerte und verbreitete daſſelbe, und zeigte deswegen die größeſte Furcht,

A. D. 1566.

A. D. 1566. Furcht, als wenn darunter ganz andere Plane verborgen lägen, da das Heer des Herzogs von Alba hinreichte, die Gueux zu bändigen. Sie äußerte ſolche Beſorgniſſe, und blendete durch dieſelben den größten Theil des Volkes ſo ſehr, daß man allgemein glaubte, als wenn alle ihre Zurüſtungen dahin zieleten.

Um dieſen betrügeriſchen Glauben zu vermehren, beſchied ſie viele Herren an den Hof, und hielt einen außerordentlichen Staatsrath, in welchem eine beträchtliche Anzahl Hugonotten gegenwärtig war. Man berathſchlagte ſich nicht nur allein über die Art, die Gränzen zu vertheidigen, ſondern auch Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn es ſich zeigte, daß der katholiſche König irgend einen gefährlichen Anſchlag im Schilde führte. Es wurde alſo einmüthig beſchloſſen, den jüngeren Staatsſekretär L'Aubeſpine in der Abſicht nach Spanien zu ſchicken, um dem König ſeine Reiſe abzurathen, oder den wahren Zweck derſelben zu erforſchen, in der That aber, um die Ausführung des feſtgeſetzten Planes zu verabreden. Die Königinn-Mutter ſchickte auch den Pater Hugo, aus dem Franziskanerorden, mit Poſtpferden nach Madrid, welcher den König von dem geheimen Gange ihrer Politik unterrichtete: Er ſollte die dem L'Aubeſpine zu ertheilende Audienz lange verzögern, ihn mit wenig Achtung empfangen, ſeine Unzufriedenheit ſo wohl über den König, als die Königinn-

niginn-Mutter, und wenig Vertrauen in dieſelben an Tag legen, welche dann von ihrer Seite nicht ermangeln würden, ſich öffentlich über das Betragen der Spanier zu beklagen, und ihre geheimen Abſichten bekannt zu machen, die darinne beſtünden, Frankreich feindſelig anzufallen. Dieſes ganze Spiel zweckte dahin ab, den Verdacht gegen Spanien zu vermehren, und die fortdauernden Zurüſtungen zu bemänteln. Die Verſtellung hatte eine ſo kräftige Wirkung, daß nicht nur allein das Volk, und diejenigen, welche gar nicht dabei intereſſirt waren, ſondern der Pabſt ſelbſt von der Wahrheit dieſer Sache ſo ſehr überzeugt war, daß er ſich ſo gar durch ſeinen Nuncius eifrigſt und mehrmals verwendete, um die Königinn-Mutter zu überreden, daß der katholiſche König nichts Feindſeliges unternehmen werde; es ſey alſo nicht nöthig, ſolche Kriegsrüſtungen zu machen, welche an den gemeinſchaftlichen Gränzen in den Niederlanden irgend einen unangenehmen Vorfall veranlaſſen könnten, welchen man nicht vorher geſehen hätte. Die Königinn-Mutter gab auf dieſe Vorſtellungen des Nuncius eine zweydeutige und liſtige Antwort, aus welcher man weder auf den Krieg noch auf den Frieden ſchließen konnte. Sie zeigte ihm ihr Mißtrauen in die Abſichten des katholiſchen Königs; ſie beklagte ſich, daß derſelbe ſo wenig dem in ſeine Aufrichtigkeit geſetztem Vertrauen und dem Beſtreben entſpreche, damit ſeine aufrühriſchen Unterthanen

A. D. 1566.

A. D. 1566. thanen von den Hugonotten nicht unterſtüzt würden. Zu gleicher Zeit erklärte ſie aber doch, daß der König, ihr Sohn, nicht Sinnes ſey, die Waffen zuerſt zu ergreifen, wenn er nicht der Vertheidigung wegen dazu gezwungen würde. Dieſe unbeſtimmten Erklärungen vermehrten nur den Zweifel, ob ſie aufrichtig ſpreche oder handle. Nicht nur allein der Pabſt ließ ſich durch den Anſchein betrügen, ſondern ſo gar der Prinz von Condé ſelbſt, welcher ſeiner Natur nach für alle Eindrücke genug empfänglich war. Er ließ den König ermahnen, dieſe Gelegenheit zu benutzen, und mit dem Könige von Spanien zu brechen, in welchem Falle er ihm eine beträchtliche Anzahl Hülfsvölker von ſeiner Parthey anbot. Dies diente nur, das Gemüth des Königs noch mehr zu erbittern, welchem es äußerſt mißfallen mußte, daß ſich ein Unterthan anmaßete, ein größeres Anſehen und mehr Gewalt zu beſitzen, als Er ſelbſt. Obſchon die Königinn und die Herren der katholiſchen Parthey Ihm unaufhörlich anlagen, mehr Verſtellung zu brauchen, ſo vermochten ſie doch nicht ſo viel über Ihn, daß er nicht dem Prinzen ſein Mißfallen darüber zu erkennen, und ihm in Privatunterredungen Verweiſe darüber gab. Der König entſchuldigte ſich nachher bei der Königinn-Mutter damit, daß er den Prinzen nur deswegen ſo behandelt habe, damit er ſelbſt alle Hoffnung zu der Würde eines Connetabels verlöhre, nach welcher er immer ſtrebte.

Als

Als der Prinz um dieſelbe bei dem Könige ſelbſt anhielt, ſo erwiederte der Herzog von Anjou, welchen die Königinn-Mutter davon unterrichtet hatte, ohne dem Könige zu einer Antwort Zeit zu laſſen, ganz voll Unwillen, daß ihm Seine Majeſtät ſchon verſprochen hätte, ihn zum Generallieutenant zu machen: er werde es alſo nicht dulden, daß irgend ein Anderer ſich das oberſte Commando des Heeres anmaßen wolle. Der über dieſe abſchlägige Antwort aufgebrachte Prinz verließ kurz hernach den Hof, ſo wie der Admiral und D'Andelot, welche es noch viel mehr waren, da letzterem, als General der franzöſiſchen Infanterie, die Obriſten von Briſſac und Strozzi nicht mehr gehorchen wollten, und der Staatsrath gegen alle Gewohnheit zu ihrem Vortheile aus Haſſe gegen denſelben entſchieden hatte. Die Königinn-Mutter hörte dennoch nicht auf, die Parthey der Hugonotten durch falſche Verſprechungen und Hoffnungen hinzuhalten, anzuködern, und dieſelbe mit ihrem Mißtrauen gegen Spanien, ihrer Furcht vor dem Herzoge von Alba und den großen Unruhen von Schottland zu unterhalten, an welchen ſie wegen dem mit dieſem Reiche ſchon lange beſtehenden guten Verſtändniſſe einen lebhaften Antheil zu nehmen ſchien; ſie zeigte, wie wenig man auf England rechnen könne, deſſen Königinn Calais zurückgefodert, aber eine abſchlägige Antwort erhalten habe. Solche Reden und Aeußerungen ſollten nur dazu A. D. 1566.

A. D. 1566. dazu dienen, der Neugierde und Unruhe der Hugonotten einen entfernteren Stoff zur Nahrung zu reichen, und ſie einzuſchläfern. Es iſt aber ſchwer, diejenigen zu betrügen, welche, ohnedies voll Verdacht, die Triebfedern der geringſten Vorfälle ausſpähen. Der Prinz von Condé und der Admiral, welche nach dem Maaßſtabe ihrer eigenen Gefühle das ſtärkſte Mißtrauen in die Verſtellung des Hofes ſetzten, drängten alle Umſtände und Vorfälle in ihrer Seele in ein ganzes Bild zuſammen, und betrachteten es ohne Unterlaß; die Vergleichung lehrte ſie, ihren Feinden zuvorzukommen, und zuerſt die Waffen zu ergreifen.

Zweites Kapitel.

Die zu Valery verſammelten Häupter der Hugonotten faſſen den Entſchluß, ſich des Königs zu bemächtigen. Der Hof verläßt eilends Monceaux, ſeinen Aufenthaltsort, begiebt ſich nach Meaux, und marſchiert in der Mitte eines Schweizerbataillons nach Paris. Fruchtloſer Angriff der Hugonotten auf daſſelbe; ſie blokiren Paris. Unterhandlungen. Aufruhr in den Provinzen. Schlacht bei St. Denys. Tod des Connetabels von Montmorency. Die Hugonotten ziehen ſich zurück, und brechen nach Lothringen auf.

A. D. 1567. Im Anfange des Jahres tauſend fünfhundert und ſieben und ſechzig kamen ſechs tauſend Schweizer unter der Anführung des von ſeiner Nation ſehr geachte-

geachteten Obriſten Pfeifer in Frankreich an. 4) Die A. D. 1567.
zu Valery verſammelten Häupter der Hugonotten theilten ihren Anhängern einige geheime Nachrichten mit, welche ſie von einem der vornehmſten Herren des Hofes erhalten zu haben vorgaben. Sie wurden in denſelben gewarnt, auf ihrer Hut zu ſeyn; man gehe mit dem Vorhaben ſchwanger, ſich des Prinzen von Conde und des Admirals zu bemächtigen, und Erſteren zu einer ewigen Gefangenſchaft zu verdammen, letzteren aber eiligſt aus dem Wege zu ſchaffen. Die Schweizer ſollten nachher als Beſatzungen in jene Städte, welche der neuen Religion anhiengen, gelegt, das Friedensedikt wiederrufen, und die Ausübung der reformirten Religion im ganzen Reiche verboten werden. Anfänglich waren ſie in ihren Meinungen getheilt, da Viele dieſen Nachrichten keinen Glauben beimaßen; Andere ſetzten in die Stärke ihrer Parthey Mißtrauen; der größte Theil derſelben

4) Als die Hugonotten Miene zum Angriffe machten, wollte ſich der König mit dem Degen in der Hand an die Spitze des Schweizerbataillons ſetzen. Der Connetabel hielt ihn aber bei dem Zaume ſeines Pferdes feſt, und ſagte zu ihm: Eure Majeſtät dürfen ihr Leben auf eine ſolche Art nicht wagen; Höchſt Dero Perſon iſt uns viel zu theuer, um ſie einer geringeren Begleitung als von zehen tauſend Mann Franzöſiſcher Reuterey anzuvertrauen. Memoires du Duc de Bouillon.

A. D. 1567. derſelben verabſcheuete den Krieg. Sie verließen alſo Valery mit dem Entſchluſſe, erſt noch beſtimmtere und gewiſſere Nachrichten abzuwarten. Die Schweizer waren aber ſchon in Isle de France eingerückt, welche doch, wie man anfänglich verſichert hatte, auf den Gränzen von Flandern bleiben ſollten. Der Kardinal von Sainte-Croix, Erzbiſchof von Arles, war bei Hofe angekommen. Die Hugonotten hatten ihn im Verdacht, als wenn er in der Eigenſchaft eines päbſtlichen Legaten erſchienen ſey, um mit Einwilligung des Königs die Schlüſſe des Trienter Conciliums zu verkündigen. Die Partheyhäupter verſammelten ſich alſo neuerdings zu Chatillon für Loing, wo ſie der Prinz von Condé, der Admiral, und D'Andelot zu überreden ſuchten, ohne Aufſchub den Krieg anzufangen. Dieſer Vorſchlag wurde nicht ohne Schwierigkeit angenommen, und hernach über den Operationsplan gerathſchlagt.

Einige hielten es für rathſam, ſich ſo vieler Städte und Feſtungen im Königreiche zu bemeiſtern, als es möglich wäre, um die Macht des Königs zu zertheilen, und zu ſchwächen. Andere ſtellten dieſen Rath als gefährlich und unnütz dar, wie der letzte Krieg hinlänglich bewieſen habe, und waren der Meinung, daß man ſich von zwey oder drey feſten Städten, welche nicht weit von einander entfernt lägen, bemächtigen, dort alle Macht ihrer Parthey zuſammenziehen, und den Feinden eine Schlacht liefern

müſſe,

müſſe, da ſie ohne einen entſcheidenden Sieg nichts A. D. 1567.
Erſprießliches hoffen könnten. Aber der Admiral, welcher dieſe Meinungen lange erwogen hatte, ſetzte alle Hoffnung auf die Schnelligkeit, den Feinden zuvorzukommen, und ſchlug ein Mittel vor, welches ſie geſchwinder zu ihrem Ziele führen ſollte, aber auch ſchwerer und gefährlicher in der Ausführung war, nämlich durch einen unvermutheten Ueberfall ſich des Königs und der Königinn-Mutter zu bemächtigen, welche die Hugonotten durch ihre Künſte eingeſchläfert zu haben wähneten, oder glaubten, daß ſie ſo ſchnell und ſo leicht ihre Truppen nicht verſammeln könnten. Der Hof halte ſich ohne Furcht und Argwohn in dem Schloſſe der Königinn zu Monceaux und in anderen Luſtſchlöſſern in Brie auf, wo ſie ganz leichterdings überrumpelt, und hinweggeführt werden könnten. Er zeigte ihnen, daß ſie durch eine ſo unvermuthete Veränderung ſich mit aller Macht und jenem Anſcheine von Gerechtigkeit umgürten würden, deren ſich im vorigen Kriege ihre Feinde ſo vortheilhaft bedient, und dadurch den Sieg auf ihre Seite gelenkt hätten. Obſchon der König und die Königinn-Mutter zu ihrer Sicherheit die Schweizer in der nämlichen Provinz einquartiert, ſo würde doch ein unvermutheter Ueberfall denſelben keine Zeit übrig laſſen, Hülfe zu erhalten. Nach der Gefangennehmung des Königs könnte man ohne großen Widerſtand die in ſo viele Quartiere zertheil-

A. D. 1567. ten Schweizer angreifen; habe man ſie geſchlagen, ſo würde im ganzen Königreiche nichts mehr dem Fortſchritte ihrer Waffen widerſtehen. Dieſer Vorſchlag wurde mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen, und beſchloſſen, ſich ohne längeren Aufſchub den ſieben und zwanzigſten September mit einer ſtarken Anzahl Reuterey in der Stadt Roſoi in Brie zu verſammeln, wovon der Aufenthaltsort des Hofes nicht weit entfernt war.

Viele haben ausgebreitet, daß der geheime Endzweck dieſer Unternehmung geweſen ſey, den König, die Königinn-Mutter, und alle ihre Kinder umzubringen, und den Prinzen von Condé auf den Thron zu ſetzen. Obſchon Einige, welche von dem Herrn von Montlüc in Gascogne bei verſchiedenen Gelegenheiten gefangen genommen, und hingerichtet worden ſind, unter der Folter dies ausgeſagt haben, ſo maß man doch dieſem ſchrecklichen Gerüchte nicht allgemein Glauben bei. Während die Hugonotten in verſchiedenen Gegenden ſich rüſteten, und ihre Verbündeten verſammelten, war ihre Unternehmung ganz Geheimniß; ſo bald ſie aber anſiengen, ſich von allen Seiten nach dem Sammelplaze zu begeben, ſo erhielt die Königinn-Mutter, aber ſehr ſpät und kurz vor der Ausführung, davon Nachricht. Sie hatte ſich nie vorgeſtellt, daß die Hugonotten ſich ſo geſchwind und ſo geheim verbinden und rüſten könnten, ohne lange vorher eine ſolche Unternehmung zu entdecken.

decken. Sie glaubte ſich durch die in den umliegenden Gegenden verſammelten Schweizer hinlänglich gedeckt, wurde aber für diesmal überliſtet, weil ſie eben der Verſtellung und jenen Kunſtgriffen Glauben beigemeſſen, welche ſie zeither gegen Andere ausgeübet hatte. Durch die Größe der Gefahr verlohr ſie aber nicht einen Augenblick die Geiſtesgegenwart, und noch in der nämlichen Stunde, als ſie die Nachricht erhielt, ſtieg ſie mit dem Könige eilends zu Pferde, und flüchtete mit einem kleinen Gefolge (ſie hatte den ganzen Haufen der Höflinge und das Gepäcke zurückgelaſſen) nach Meaux, welche Stadt am nächſten lag: denn die Zeit erlaubte ihr nicht, ſich in einen feſteren Platz zu werfen. A. D. 1567.

Die Schweizer wurden durch mehrere Eilbothen dorthin berufen, welche nur einige Meilen entfernt waren, und der Marſchall von Montmorency den Hugonotten entgegen geſchickt, um ſie im Namen des Königs um die Urſache ihrer Empörung zu fragen. Der Marſchall war der Parthey des Prinzen und des Admirals ſehr ergeben; aber ſeine Unentſchloſſenheit, die Ehrfurcht für ſeinen Vater, eine gewiſſe innere Schaam und ſeine Unzufriedenheit mit dem Prinzen von Condé erhielten ihn bei der katholiſchen Parthey feſt. Aus dieſer Urſache glaubte die Königinn-Mutter, daß er vorzüglich geſchickt ſey, ſie in ihrem Vorhaben zu unterſtützen, welches darinne beſtand, die Hugonotten in ihrer erſten Hitze

A. D. 1567. ein wenig aufzuhalten, und den Schweizern Zeit zu verſchaffen, den Hof zu erreichen. Die Wirkung entſprach auch der Abſicht: denn der Marſchall traf den Prinzen und den Admiral auf dem Wege nach Meaux; er fragte ſie um die Urſache ihrer Bewaffnung; er mißbilligte ihr Vorhaben, durch offenbare Gewaltthätigkeit ſich der Perſon des Königs zu bemächtigen. Indeß er ihnen ſeinen Rath mittheilte, und bald dieſem, bald jenem von ihnen angeführten Beweggrunde widerſprach, und ſie ſich über eine gemeinſchaftliche Antwort berathſchlagten, welche er der Königinn-Mutter zurückbringen ſollte, ſo ließen ſie wider ihren Willen ſo viel Zeit verſtreichen, daß die Schweizer, welche mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit ihren Marſch beſchleunigten, ſich frühzeitig genug mit dem Könige vereinigen konnten. So verlohren die Häupter der Hugonotten die Gelegenheit, ihr Vorhaben zu vollbringen.

Als die Schweizer angekommen waren, und man wußte, daß auch die Hugonotten in kurzem erſcheinen würden, ſo berathſchlagte ſich der königliche Staatsrath, ob es rathſamer ſey, ſie in Meaux zu erwarten, und eine Belagerung auszuhalten, oder nach Paris ſich zurückzuziehen, welches nur zehen Meilen entfernt war, und ſich der Gefahr auszuſetzen, auf dem Wege von den Feinden angegriffen zu werden. Der Connetabel zweifelte im geringſten nicht an dem letzteren, und hielt den Kampf auf freyem

freyem Felde für zu ungleich und zu gefährlich, da A.D. 1567.
ſie mit keiner Kavallerie verſehen ſeyen; er war alſo der Meinung, den König und die Königinn-Mutter keiner ſo offenbaren Gefahr Preis zu geben. Der Herzog von Nemours behauptete im Gegentheile, daß es nicht nur allein herabwürdigend, ſondern auch viel gefährlicher ſey, ſich in einer ſo kleinen Stadt belagern zu laſſen, welche bloß mit einigen alten und zum Theile verfallenen Ringmauern umgeben, und mit keinem Mund- und Kriegsvorrathe verſehen ſey. Man ſchwankte lange unentſchloſſen zwiſchen beiden Meinungen, und würde am Ende jener des Connetabels beigetreten ſeyn, wenn nicht der Obriſte Pfeifer begehrt hätte, in den königlichen Staatsrath vorgelaſſen zu werden. Er bat Seine Majeſtät ſehr nachdrücklich und kräftig, ſich nicht in einem ſo offenen Orte von ſeinen aufrühriſchen Unterthanen belagern zu laſſen, ſondern ſich und die Königinn-Mutter der Treue und Tapferkeit der Schweizer anzuvertrauen, welche, obſchon in geringer Anzahl, mit ihren Piken durch jedes noch ſo zahlreiche Heer ſich einen Weg öffnen würden. Dieſe Rede wurde durch die mit Geberden des Muths begleiteten Bitten der Hauptleute, welche ſich alle an der Thüre des Staatsrathes eingefunden hatten, unterſtützt. Die Königinn-Mutter ſtand nun auf, ertheilte ihrer Treue und Tapferkeit das größeſte Lob, und befahl ihnen, ihre Truppen noch einige Stunden ausruhen zu

A. D. 1567. laſſen: ſie ſey entſchloſſen, bei'm Anbruche des Morgens die Majeſtät und das Heil der Krone von Frankreich ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Als die Schweizer dies hörten, ſo erfüllten ſie die Luft mit dem wildeſten Freudengeſchrey, und bereiteten ſich zum Marſche. Die Herren des Hofes brachten ebenfalls die Bogenſchützen von der Leibwache des Königs in Ordnung, und bewaffneten ihre Dienerſchaft.

Es war kaum die Mitternacht vorüber, als ſchon die Schweizer den Generalmarſch ſchlugen, aus Meaux abmarſchierten, und ſich eine Meile vor der Stadt in Schlachtordnung ſtellten. Bei dem Anbruche der Morgenröthe begab ſich der König mit dem Hofe auf verſchiedenen Wegen zu dem Schweizerbataillon, welches in ſeine Mitte nebſt der Königinn-Mutter die fremden Geſandten und alle Hofdamen einſchloß, und ſeinen Marſch mit ſo viel Muth und Entſchloſſenheit antrat, daß man in Frankreich ſeit vielen Jahren kein ſo merkwürdiges und fürchterliches Schauſpiel geſehen hat. Der Herzog von Nemours führte mit der Leibgarde des Königs zu Pferde den Vortrapp, und der Connetabel ſchloß mit den Edelleuten des Hofes den Zug. Sie hatten kaum zwei Meilen zurückgelegt, als die erſten Compagnien der hugonottiſchen Reuterey erſchienen, welche in ſtarkem Trotte anritten, um den Kampf zu beginnen.

nen. 5) Die Schweizer machten Halt, ſenkten ihre Piken, und zeigten eine ſolche Unerſchrockenheit zum Empfange der Feinde, daß der Prinz und der Admiral, welche ſich mit einer Schwadron von ſechshundert Pferden der Arriere-Garde in verſchiedenen Wendungen genähert hatten, es nicht wagten, das Bataillon anzugreifen, welches in gedrängten Gliedern ſeine Piken wild ſchwenkte, und ihre Reuterey wenig zu fürchten ſchien. Der Graf von Rochefoucault war an der Spitze von dreyhundert Pferden, und D'Andelot mit zweyhundert herbei gekommen, und griffen die Schweizer wüthend im Rücken an, welche ſchnell ſich wendeten, um ſie abzuſchlagen. Der König zeigte ſich voll Muth an der Spitze des Treffens; die vornehmſten Herren des Hofes umgaben ihn, welche keine andere Waffen als ihre Degen A.D. 1567.

5) Als die Schweizer in Sold genommen wurden, ſchickten die Hugonotten ſogleich geheime Circularſchreiben an ihre Kirchen, daß ein Jeder ſich auf St. Michelstag bereit und gerüſtet halten ſollte. Eben deswegen wurde auch dieſer zweite Krieg la guerre de Saint Michel genannt. Dieſe geheimen Bewegungen waren dem Hofe nicht unbekannt. Der König ſchickte einige Herren an den Admiral ab, um ihn nach Hof zu berufen, damit er gewiſſe Geſchäfte erledigen möchte. Sie fanden den Admiral, wie einen Haushälter gekleidet, einige Tage vor Michelstag, eben da er ſeinen politiſchen Herbſt einthat. Er roch die Lunte, und kam nicht. Lettres d'Eſtienne Pasquier t. II. p. 118.

A. D. 1567. hatten. Die Hugonotten zeigten durch einige Büchſenſchüſſe, als wenn es ihnen wirklich Ernſt ſey; aber die unerſchrockene Standhaftigkeit der Schweizer bewog ſie, ſich zu entfernen, und in verſchiedenen Wendungen auf dem Felde zu plänkern. Auf dieſe Art legten ſie auf eine bewundernswürdige Art ſechs Meilen zurück, und machten öfters Halt, je nachdem es die Bewegungen der Hugonotten erfoderten. Die Häupter derſelben waren ermüdet, und ſahen ein, daß ſie nichts ausrichten konnten, weil ihnen die Schweizer tapfern Widerſtand leiſteten, und alle ihre Truppen am beſtimmten Orte nicht eingetroffen waren. Sie hörten alſo auf, die Königlichen zu verfolgen, und zogen ſich bei'm Einbruche der Nacht in die nächſten Dörfer zurück.

Die katholiſchen Herren faßten auf die davon erhaltene Nachricht den Entſchluß, den Connetabel, den Herzog von Nemours und den König und die Königinn-Mutter mit den Schweizern zurückzulaſſen, um ſie nicht den folgenden Tag einer ähnlichen oder auch vielleicht größeren Gefahr auszuſetzen. Dieſes Vorhaben wurde auch mit aller Schnelligkeit, und nicht ohne große Furcht ausgeführt, weil es nur in einer Begleitung von zweyhundert Pferden geſchah, und ſie von den Hugonotten leicht hätten überfallen werden können. Es war ein ſehr rührendes Schauſpiel für alle Jene, welche die Königinn-Mutter und ihre

ihre Kinder ſo nahe von Feinden umgeben ſahen, daß A. D. 1567.
in einem Augenblicke die ganze königliche Familie zu Grunde gehen konnte; ein ſonderbares Glück, daß ein ſo großes Unglück ſie nicht traf! Eben ſo hatte man der Geſchwindigkeit der Schweizer Alles zu danken; denn ohne dieſelbe wäre es unmöglich geweſen, den Händen der Hugonotten zu entrinnen. Der König wurde zu Paris mit großen Freudenbezeugungen empfangen; (gegen Abend den neun und zwanzigſten September) das Volk war ſo ſehr bewegt, daß es in Thränen überfloß. Der Herzog von Aumale gieng mit dreyhundert Pferden den Schweizern entgegen, welche erſt nach Mitternacht die Vorſtädte erreichten. Den folgenden Morgen hielten ſie ihren Einmarſch in die Hauptſtadt in der nämlichen Ordnung und Haltung. Der König empfieng ſie an dem Thore von Saint-Martin, überhäufte ſie mit Lobe, und beſchenkte ſie mit einer doppelten Löhnung, wie man es mit ſiegreichen Truppen zu thun pflegt. Sie wurden nachher in die Vorſtädte einquartiert. Der Kardinal von Lothringen, welchen die Hugonotten vorzüglich aus dem Wege ſchaffen wollten, hatte zu gleicher Zeit Meaux verlaſſen, um ſich mit einer kleinen Begleitung nach ſeinem Erzbisthume Rheims zu begeben; zufälliger Weiſe ſtieß er auf einige Haufen Hugonotten, welche von dieſer Seite ſich mit ihrem Hauptcorps vereinigen wollten; er rettete ſich, nicht ohne große Noth, durch die Flucht,

und

A. D. 1567. und ließ ihnen ſeine Wagen und Bagage zur Beute.

Der Prinz und der Admiral ſahen nun ihr Unternehmen auf eine ſo unglückliche Art vereitelt, welches einzig in der zuvorkommenden Schnelligkeit beſtand; nichtsdeſtoweniger beſchloſſen ſie, Paris zu belagern. Sie hielten dafür, daß eine ſo große und volkreiche Stadt, welche mit keinen Lebensmitteln verſehen ſey, ſich in wenigen Tagen ergeben würde, da ſie von außen keine Hülfe zu erwarten habe. Dieſem zu Folge beſetzten und befeſtigten ſie alle die Flüſſe beherrſchenden und Paris umgebenden Städte, auf welchen die Lebensmittel nach der Hauptſtadt gebracht werden, ohne große Schwierigkeit, da ſie mit keinen Beſatzungen verſehen waren. Auf dieſe Art hatten ſie ſich von Montereau, Lagni, Saint-Denys, der Brücke von St. Cloud, von Dammartin, und allen benachbarten Plätzen bemeiſtert. Den fünften Oktober ſtreiften ſie bis unter die Mauern von Paris, und verbrannten die Windmühlen, welche zwiſchen den Thoren von Saint-Honoré und dû Temple lagen. Die Pariſer geriethen darüber in den größten Schrecken, und der König in einen ſolchen Zorn, daß er die heftigſten Drohungen gegen ſie ausſtieß. Indeß war die Königinn-Mutter, welche durch ihre Staatsklugheit die ganze Staatsmaſchiene lenkte, darauf bedacht, ſo geſchwind als möglich ein Kriegsheer zu verſammeln, und den Feinden zeitig genug

genug Widerſtand zu leiſten. Dieſem zu Folge ſchickte ſie die gemeſſenſten Befehle durch das ganze Königreich, daß die Katholiken ſich bewaffnen ſollten. Die Obriſten Briſſac und Strozzi erhielten Ordre, mit der alten Infanterie, ſo wie Sanſac, Savigni, Tavannes und Martigues, mit der Gendarmerie eiligſt nach Paris aufzubrechen. Man hatte den Herzog von Guiſe von ſeiner Statthalterſchaft aus Champagne, und den Großprior von Jener aus Auvergne zurückberufen; der Marſchall von Damville wurde mit allen ſeinen Haustruppen erwartet; alle andere Baronen und katholiſche Edelleute erhielten Befehle, ihre Ankunft zu beſchleunigen, welche auch bei der Nachricht von der Gefahr des Königs zur Hülfe herbei eilten. Obſchon die Noth ſehr dringend war, ſo hoffte man doch, daß alle dieſe Hülfsvölker zeitig genug erſcheinen, und die Tapferkeit der Schweizer ſo wie der Eifer und die Bereitwilligkeit der Pariſer hinreichen würden, die Anfälle der Feinde mehrere Tage lang auszuhalten. A. D. 1567.

Vor Allem aber war die Königinn-Mutter wegen dem Geldmangel in großen Sorgen. Sie lud alſo die an ihrem Hofe ſich befindenden Geſandten der katholiſchen Fürſten zu ſich, ſtellte ihnen mit eindringender Beredtſamkeit die gegenwärtige Noth der Krone vor, und erſuchte einen Jeden derſelben, ihre Herren von ihrer traurigen Lage zu unterrichten, damit ſie eine angemeſſene Unterſtützung erhielte. Ueber-

dies

A. D. 1567. dies ſchickte ſie auf der Poſt den Annibal Rucellai nach Italien, um von dem Pabſte und dem Groß-herzog von Toskana ſo ſtarke Geldſummen als mög-lich herbeizutreiben. Mit dem Geſandten von Ve-nedig, Johann Corraro, pflegte ſie eine beſondere Unterhandlung mit einer ausgezeichneten Vertraulich-keit, um den Senat zu einer Anleihe von zweymal hundert tauſend Dukaten zu bewegen. Sie ſchrieb ſehr dringend an den Herzog von Ferrara, um einen Aufſchub in der Zahlung des an ihn ſchuldigen Gel-des von mehr als hundert tauſend Franken zu erhal-ten; zu gleichem Endzwecke ſchickte ſie den Herrn von Malaſſiſe nach Spanien. Da man aber voraus ſah, daß alle dieſe Hülfsgelder langſam eintreffen würden, ſo beſchied der König in dieſer dringenden Noth die vornehmſten Bürger von Paris zu ſich, welche ihm viermal hundert tauſend Livres vorſchoſſen. Glücklicher Weiſe waren zu gleicher Zeit mehrere Bi-ſchöffe in der Hauptſtadt verſammelt, um für die Disciplin der Kleriſey Vorkehrungen zu treffen: ſie beſchloſſen, dem Könige ein Geſchenk von zweymal hundert und funfzig tauſend Gulden als eine Kriegsbeiſteuer zu machen, welche ſogleich ausgezahlt wurden. Der König hatte erfahren, daß einige Kaufleute ſechzig tauſend Piſtolen nach Flandern ſchickten; er wurde darüber aufgebracht, daß ſie ihm kein Geld hatten vorſchießen wollen, und ließ die benannte Summe in Beſchlag nehmen, welche

ihm

ihm in der gegenwärtigen Noth ſehr zu ſtatten kam. A. D. 1567.

Die Königinn-Mutter mußte nun wieder zu ihren gewöhnlichen Verſtellungskünſten ihre Zuflucht nehmen, um ſo viel Zeit zu gewinnen, bis die Hülfsvölker angekommen ſeyn, und ſie andere Vorkehrungen getroffen haben würde. Sie ſtellte ſich, die neuen Unbilden und Attentate nicht zu fühlen. Sie eröffnete durch den Herrn von Saint-Sulpice Vergleichsvorſchläge, in welchen ſie ein großes Vertrauen ſetzte, und der bei den Hugonotten in keiner geringen Achtung ſtand. Da ſie ſich dem Frieden nicht gänzlich abgeneigt zeigten, ſo begab ſich der Großkanzler, die Marſchälle von Montmorency, Vieilleville, Morvilliers und der Biſchof von Limoges zu denſelben an einen von beiden Heeren gleichweit entfernten Ort. Die Bedingniſſe der Hugonotten waren eben ſo hochtrabend und übertrieben, wie ſie gewöhnlich Sieger den Ueberwundenen vorzuſchreiben pflegen; nichtsdeſtoweniger wurden die Unterhandlungen mit vieler Argliſt fortgeſetzt, um Zeit zu gewinnen, und den Hugonotten Hoffnung gemacht, ſie einzugehen. Die Foderungen derſelben beſtanden hauptſächlich darinne: die Königinn-Mutter ſollte keinen Antheil mehr an der Regierung haben, und diejenigen, welche bis jetzt das Staatsruder geführt hätten, Rechenſchaft von ihrer Verwaltung ablegen; der König ſolle alle ſeine Truppen entwaffnen laſſen, und abdanken;

A. D. 1567. danken; die Fremdlinge, vorzüglich die Italiäner, welche ſie als die Erfinder neuer Auflagen und Steuern darſtellten, aus dem Reiche ſchaffen; das Edikt vom Junius aufs neue verkündigen, und in ſeiner ganzen Fülle beobachten laſſen; die freye Ausübung der reformirten Religion allenthalben, vorzüglich in Paris, geſtatten, und ihnen Metz, Calais, und Havre de Grace als Sicherheitsplätze einräumen; alle übermäßigen Auflagen ſollten aufgehoben, und die Generalſtaaten des Reichs zuſammenberufen werden. Man ſolle ihnen Gerechtigkeit gegen die Verläumdungen und Verfolgungen der Herren von Lothringen verſchaffen. Sie machten noch andere ähnliche Foderungen, welche mehr lächerlich als unerträglich ſchienen, vorzüglich, daß der König ſich entwaffnen ſollte, indeß ſie doch als Feinde mit ihrem Heere vor den Thoren der Hauptſtadt ſtanden. Es blieb alſo keine Hoffnung zum Vergleiche übrig; die Königinn ſchickte aber doch immer neue Unterhändler ab, um durch längeren Zeitgewinn ſich aus der gegenwärtigen kritiſchen Lage zu ziehen.

Die Hugonotten, welche Paris nicht mit Gewalt einzunehmen, ſondern durch Hungersnoth zur Uebergabe zu zwingen hofften, hatten an dieſen Unterhandlungen kein Mißfallen, weil dieſe Zeitverlängerung ihren Abſichten entſprach; ſie ſchloſſen Paris immer enger ein, und erwarteten indeß ihre übrigen Hülfsvölker, welche ſich in allen Provinzen verſammelten.

Die

Die Ankunſt der Königlichen ſo wie der Hugonotten A. D. 1567.
wurde durch die großen und gefährlichen Aufläufe in jeder Provinz verhindert. In der Normandie, in der Pikardie, in Champagne, welche als Nachbarinnen Paris von allen Seiten umgeben, hatten ſich die Hugonotten in ſtarker Anzahl und mit dem Entſchluſſe verſammelt, ihrer Parthey zu Hülfe zu eilen; ein Gleiches hatten die Statthalter mit den Katholiſchen für die Königlichen gethan, damit ſie dieſelben verhinderten, das Heer der Hugonotten vor Paris zu verſtärken. Durch dieſe wechſelſeitigen Bewaffnungen und Aufſtände waren nicht nur allein das platte Land und die Städte; ſondern auch die Landſtraßen gänzlich geſperrt, und verlegt. Ueberdies hatten ſich auch die Hugonotten der Stadt Orleans und der Citadelle faſt ohne Widerſtand bemächtiget, welche noch nicht hinlänglich befeſtiget, und mit geringer Beſatzung verſehen war. Die Wegnahme einer ſo anſehnlichen und nahen Stadt war für ſie ſehr wichtig: denn ſie fanden in derſelben drey Kanonen und fünf Feldſchlangen — eine um ſo nützlichere Beute für ihr Heer, als ſie anfänglich nicht ein einziges Feldſtück in ihrer Gewalt hatten. In Burgund nahmen ſie Auxerre und Maçon weg, obſchon ihnen letztere Stadt wegen dem tapferen Widerſtande der Katholiſchen ſehr theuer zu ſtehen kam, und im Delphinate Valence. In Lyon wüthete ein großer Aufruhr; der Herr von Ponſenac ergriff zu

A. D. 1567. ihrem Vortheile die Waffen, und ſperrte alle Wege. Der Graf von Montgommery hatte Estampes überrumpelt, welche Stadt wegen ihrer Nähe von Paris um ſo wichtiger war. In Languedoc erklärten ſich die Städte Nimes und Montpellier für die Hugonotten. Metz, die wichtigſte Gränzfeſtung von Lothringen, ſtand auf dem Punkte des Aufruhres, da ſich der Herr von Auſances, welcher dort in Beſatzung lag, für die Parthey der Hugonotten erklärt hatte. Der Marſchall von Vieilleville, Gouverneur dieſer Feſtung, verließ eilends den Hof, und der Herzog von Guiſe unterſtützte ihn mit ſeinen Truppen. An den Ufern des Oceans hatten ſie ſich Dieppe bemeiſtert, und in Gascogne war ihre Zahl ſo angewachſen, daß der Herr von Montlüc die nach Paris beſtimmten Truppen nicht abſchicken konnte, um denſelben Widerſtand leiſten zu können.

Alle dieſe mit Mord, Raub und Zerſtörung begleiteten Aufſtände und Unruhen verzögerten einige Tage die Ankunft der Truppen von beiden Seiten; dieſem ungeachtet kamen die Königlichen zuerſt an: denn Timoleon Graf von Briſſac, und Philipp Strozzi, welche die franzöſiſche Infanterie kommandirten, erreichten glücklich mit vier Regimentern Infanterie und dem katholiſchen Adel Paris, obſchon D'Andelot und von Mony, welche aus dem Lager waren abgeſchickt worden, ſie vergebens anzugreifen ſuchten, da ſie durch Wälder, über Hügel und Weinberge

berge marſchierten, und ihre Flanken durch ihre Wagen bedeckten. A. D. 1567.

Der Zeitpunkt war nun erſchienen, daß der Hof die Larve der Verſtellung ablegte. Der König ſchickte einen Herold ab, und ließ den Prinzen von Condé und namentlich alle ſeine Verbündete, welche zu St. Denys verſammelt waren, auffodern, in einer Zeitfriſt von vier und zwanzig Stunden die Waffen niederzulegen, und dem Könige perſönlich ihren Gehorſam zu bezeigen, widrigenfalls würden ſie des Verbrechens der beleidigten Majeſtät und des Aufruhrs ſchuldig erklärt werden. Bei der Erſcheinung des Herolds, welcher die auf ein Papier geſchriebene Auffoderung in den Händen trug, drohete ihm der aufgebrachte Prinz, ihn ſogleich aufhängen zu laſſen, wenn er ihm etwas ſeiner Ehre Nachtheiliges vorbringen würde. Der Herold, welcher ſich durch die königliche Gewalt geſchützt fühlte, erwiederte unerſchrocken: Euer und mein Herr hat mich abgeſchickt, und euere Drohungen werden mich nicht hindern, meinen Auftrag zu vollziehen. Hierauf übergab er dem Prinzen die Schrift, welcher nach Durchleſung derſelben ihm ſagte, daß er innerhalb drey Tagen antworten werde. Der Herold antwortete aber eben ſo ſtandhaft, daß er ſich innerhalb vier und zwanzig Stunden entſchließen müſſe. Da der Herold zum Empfange der Antwort den folgenden Tag zurückkehrte, ſo erhielt er eine viel gemäßigtere wider alle

A. D. 1567. Erwartung; die Häupter der Hugonotten erklärten: ſie wollten getreue Diener des Königs ſeyn; ſie begehrten nichts als Sicherheit für ihre Güter, Leben und Gewiſſen, und nur ſolche Bedingniſſe, welche ſie für nothwendig hielten, und die ſie von der Gnade Seiner Majeſtät annehmen wollten. Dieſes Verfahren erneuerte die Hoffnung zu einem Vergleiche, und es wurde eine Unterredung zwiſchen den Häuptern dieſer Parthey und dem Connetabel beſchloſſen, welcher mit zwey tauſend Pferden Paris verließ, auf dem halben Wege von St. Denys Halt machte, und ſich in Begleitung des Marſchalls von Coſſé, Franzens von Montmorency, ſeines Sohnes, und des Staatsſekretärs von L'Aubeſpine an den beſtimmten Ort begab. Der Prinz von Condé, der Admiral, der Kardinal von Chatillon, Rochefoucault, und D'Andelot giengen ihm entgegen, und ließen gleichfalls ihre Bedeckung zurück. Obſchon der Prinz immer mit Mäßigung ſprach, ſo wich er doch nicht im geringſten von ſeinen erſten Foderungen ab. Der Connetabel ermahnte ſie, ſich bloß auf das Wort des Königs zu verlaſſen, ohne eine andere Sicherheit für ihre Güter, Leben, und Gewiſſen zu begehren. Der Kardinal von Chatillon antwortete ihm, daß ſie ſich nicht auf das Wort des Königs, und noch weniger auf das Seinige verlaſſen könnten, welches er gebrochen habe; er ſey an allem Unglück ſchuld, da er dem Könige den Bruch des Friedensediktes ange-

angerathen habe. Der Connetabel ſtrafte ihn Lügen, und ſo ſchied man von beiden Seiten mit wechſelſeitigen Beleidigungen ohne alle Hoffnung eines Vergleiches von einander. A. D. 1567.

Nach dieſer fruchtloſen Zuſammenkunft ließ der König die Prinzen, Ritter des Ordens, die Hauptleute der Gendarmerie, und die Obriſten der Infanterie verſammeln, und hielt in Gegenwart vieler Perſonen vom Adel und aus anderen Ständen folgende Rede mit einem Ausdrucke voll Muth und Entſchloſſenheit: Nichts lag mir immer mehr am Herzen, als die Ruhe und der Frieden meiner Unterthanen; dies hatte mich bewogen, den Hugonotten vieles zu geſtatten, was gegen meine Neigung und meinen Charakter ſtritt. Dem ungeachtet mißbrauchen Einige derſelben meine Wohlthaten ſo ſehr, daß ſie durch verſchiedene Verläumdungen und Erdichtungen das ganze Reich in Aufruhr zu bringen ſuchten. Sie haben ſich ſogar gegen meine Perſon, meine Mutter und Brüder verſchworen. Ein ſo entſetzliches Unternehmen hätte die größeſte Strafe verdient: nichtsdeſtoweniger habe ich zum Nachtheile und mit Erniedrigung meiner eigenen Würde die Verbrecher geſchont, und zu ihnen ſogar die erſten Unterthanen meines Reiches mit Friedensvorſchlägen geſchickt, welchen ſie ganz ſchamlos Foderungen übergaben, die Jedermann weiß. Aus dieſer Urſache habe ich beſchloſſen, ſie mit Gewalt zu dem

A. D. 156. zu zwingen, was ſie nicht gutwillig eingehen wollten. Ich hoffe, ohne große Schwierigkeit durch die Hülfe jener Herren meinen Zweck zu erreichen, welche mich umgeben, und meinen Vorfahren immer die größeſten Beweiſe ihrer Treue und Tapferkeit gegeben haben. Ich erwarte, daß Ihr mich in der jetzigen kritiſchen Lage und bei einer ſo gerechten Sache nicht verlaſſen werdet; ich bitte Euch, bei dieſer Gelegenheit durch Tapferkeit Euch um das Vaterland und die Krone verdient zu machen, und nicht jene Gefahren zu achten, welchen ich für's allgemeine Wohl zuerſt die Stirne bieten werde. Der Connetabel nahm darauf für Alle das Wort, und ſagte, daß dieſe Ermahnuugen nicht nöthig ſeyen, weil ein Jeder von ihnen bereit ſtehe, Gut und Blut zum Dienſte Seiner Majeſtät aufzuopfern. Er wandte ſich hernach zu den Umſtehenden, und fuhr fort: Meine Herren, es giebt kein eigenthümlicherer und rühmlicherer Adel, als Jener, welcher durch Tapferkeit erworben wird. Ihr ſeyd als Edelleute gebohren, um nicht von der Tapferkeit euerer Anherren abzuarten; Ihr könnt ſie nicht ruhmwürdiger als zur Vertheidigung unſeres Königs gegen Jene ausüben, welche den jetzigen Stamm ausrotten wollen, um ſich einen König nach ihrem Belieben zu wählen. Faſſet alſo Muth, und bereitet Euch eben ſo, wie wir vereint hier die königliche Majeſtät umgeben, mit eueren Waffen auch Dieſelbe zu ſchützen. Obſchon ich alt bin,

bin, ſo werdet Ihr mich doch an der Spitze des Heeres, deſſen Kommando mir oblieget, kämpfen ſehen. A. D. 1567.

Dieſe Rede wurde mit einmüthigem Beifalle aufgenommen, und Alle zeigten gleichen Eifer, für den König zu fechten. Einem großen Theile aber ſchien es, als wenn der Connetabel und ſeine Söhne mehr mit ſchönen Worten als in der That die Parthey des Königs hielten, und den Zuflüſterungen der Hugonotten zu ſehr Gehör gäben, welche dem Adel verhaßt waren, und noch mehr durch die Pariſer verwünſcht wurden. Die Hauptſtadt fieng an, großen Mangel an Lebensmitteln zu leiden: denn der Admiral hatte mit großer Tapferkeit bei hellem Tage im Angeſichte des ganzen königlichen Heeres ſich der Brücke von Charenton bemeiſtert, wodurch die Seine gänzlich geſperrt, und der Preis der Lebensmittel außerordentlich erhöhet wurde. Eine noch größere Schwierigkeit verurſachte der Unterhalt der Pferde, welche ſich in beträchtlicher Anzahl in Paris befanden. Der Connetabel, gegen welchen das Volk laut murrete, daß er mit einem den Feinden weit überlegenen Heere zum höchſten Schimpfe der königlichen Waffen ſich in Paris einſchließen laſſe, marſchierte den neunten November aus der Stadt, und faßte mit ſeiner Avantgarde zu La Chapelle, einem Dorfe auf der Hauptſtraße zwiſchen der Stadt und

A. D. 1567 dem feindlichen Heere Poſto. 6) Dies nöthigte die Huguenotten, ihre Truppen zuſammen zu ziehen, um nicht theilweiſe geſchlagen zu werden. Sie verließen größtentheils alle benachbarte Städte, und öffneten dadurch wieder in vielen Orten die Zugänge und Landſtraßen, und die Zufuhr der nothwendigſten Lebensmittel nach Paris. Sie riefen gleichfalls den D'Andelot zurück, welcher mit acht hundert Mann Reuterey und zwey tauſend Fußgängern über die Seine gegangen war, um Paris von einer anderen Seite einzuſchließen. 7) Sie glaubten, daß der Connetabel, welcher ihnen an Zahl weit überlegen war, weiter vorrücken, und ſie entweder ſelbſt in Saint-Denys belagern, oder ſie zwingen werde, mit großem Nachtheile auf freyem Felde zu ſchlagen. Der Prinz von Conde' hatte ſich mit dem Treffen unter die Mauern von Saint-Denys gelagert, um ſich in dieſe Stadt im Nothfalle zurückziehen zu können. Der Admiral machte mit der Avantgarde den

rechten

6) Als der Connetabel durch das Thor von Saint-Denys marſchierte, ſo rief er ſo laut, als er konnte: **Dieſer Tag wird mich von den Vorwürfen des Volks und dem Neide meiner Feinde befreyen: denn entweder kehre ich ſiegreich, oder man bringt mich todt zurück.** D'Aubigne' t. I. S. 214.

7) D'Andelot war mit 5000 Mann abgeſchickt worden, um einem Corps ſpaniſcher Truppen den Weg zu verlegen, welche dem Könige zu Hülfe eilten. Caſtelnau.

rechten Flügel, und ſtand in dem Dorfe Saint-Ouen, nahe an der Seine, welche ihn von dieſer Seite deckte. Genlis und Moui kommandirten den linken Flügel bei dem Dorfe Aubervilliers. Zu ihrer Seite dehnte ſich eine große Ebene aus: ſie hatten alſo zur Sicherheit ihrer Flanke eine kleine Verſchanzung aufgeworfen, und dieſelbe mit ſiebenhundert Büchſenjägern beſetzt. Da das königliche Heer den Hugonotten weit überlegen war, welches aus ſechzehen tauſend Mann Infanterie, und mehr als drey tauſend Mann Kavallerie beſtand, ſo hielten die Hugonotten einen Kriegsrath. Viele waren der Meinung, daß man ſich zurückziehen, und die Ankunft der Hülfsvölker erwarten müßte. Der Prinz von Condé und der Admiral hielten den Rückzug im Angeſichte des königlichen Heeres für unmöglich, ohne eine Niederlage zu leiden, weil ſie ihr Lager nicht verlaſſen könnten, ohne entdeckt, verfolgt, und angegriffen zu werden; es ſchien ihnen alſo rathſamer, zu ſchlagen, damit ſie ſich den für Partheyhäupter, vorzüglich im Anfange des Krieges, nothwendigen Ruf erhielten, und den Rückzug erleichterten. Sie ſetzten noch hinzu, daß die Tage kurz ſeyen, und die einbrechende Nacht der Wuth des Treffens ein Ende machen werde, in welchem ſie mit ihrer trefflichen Kavallerie ſo zuſetzen wollten, daß ſie außer Stande ſeyn würden, ſie in der Nacht auf ihrem Rückzuge zu verfolgen: ſie könnten ſich alsdann durch A. D. 1567.

A. D. 1567. die Vereinigung mit D'Andelots friſchen Truppen in Sicherheit ſetzen.

Der Connetabel verſah ſich nicht zu einem ſolchen Entſchluſſe, ſondern glaubte vielmehr gewiß, daß ſich die Hugenotten entweder zurückziehen, oder gänzlich unterliegen würden, wenn ſie ein Treffen anböten. Den folgenden Morgen (den zehnten November) einen Tag vor dem Feſte des h. Martin, Patrons von Frankreich, ſtellte er ſein Kriegsheer in Schlachtordnung, und rückte den Feinden entgegen. Der Herzog von Aumale und der Marſchall von Damville führten die Avantgarde, und hatten den Admiral gegen ſich; der Herzog von Nemours mit einer ſtarken Anzahl Kavallerie die Arrieregarde, welche ſich auf der Seite der Ebene ausdehnte; der Connetabel kommandirte das Treffen, mit welchem er dem Prinzen von Condé gegenüber zu ſtehen kam. Nach ihm folgten die Schweizer, deren Flanken der Graf von Briſſac und Strozzi mit ihrer Infanterie deckten. [8]) Es war ſchon Mittag, als der Connetabel, der die Feinde zum Schlagen bereit ſah, und die Zeit nicht länger verliehren wollte, mit ſeinen Schwadronen ſo ſchnell vorwärts rückte, um das Treffen zu beginnen, daß die Infanterie, welche in der

8) Es befanden ſich auch ſechs tauſend Badauds (Maulaffen) von Paris bei dem Heere in reicher Kleidung und Armatur, welche aber bei dem erſten Angriffe die Flucht ergriffen. Tavannes und Boſſuet.

der Schlachtordnung marſchierte, eine groſſe Strecke zurückblieb, ohne an dem Treffen Antheil nehmen zu können. Dies kam den Abſichten der Hugonotten ganz gut zu ſtatten: ſie drängten ihre Kavallerie zuſammen, und ſtürzten mit einer ſolchen Wuth auf jene des Connetabels, daß ſie dieſelbe über'n Haufen warfen, und gänzlich trennten. Der Herzog von Nemours wollte die Feinde in die Flanke nehmen, um ſie aufzuhalten; er fand aber bei der Verſchanzung einen ſolchen Widerſtand, daß er dem nothleidenden Treffen zur gehörigen Zeit nicht zu Hülfe kommen konnte. Ein Gleiches verſuchte der Herzog von Aumale und der Marſchall von Damville: aber der Admiral hielt ſie mit der Avantgarde zurück, welcher eine ſolche Wendung machte, daß er ſich nicht zu ſehr von dem Fluſſe entfernte, um nicht umzingelt zu werden, und mit denſelben tapfer anband. Die Schwadron des Connetabels wurde von vielen Haufen Kavallerie, und überdies noch von jener des Prinzen ſo muthig angegriffen, daß er ohne alle Unterſtützung der Seinigen von einer überlegenen Anzahl in kurzer Zeit gänzlich geſchlagen wurde. Der Connetabel, welcher vier kleine Wunden im Geſichte, und einen ſtarken Kolbenſchlag auf den Kopf erhalten hatte, ſtritt nichtsdeſtoweniger mit der gröſſeſten Tapferkeit, und ſuchte ſein Treffen wieder in Ordnung zu bringen, als Robert Stuart, ein Schottländer, auf ihn losgieng, und die Piſtole auf ihn anlegte. A. D. 1567.

Der

A. D. 1567. Der Connetabel rief ihm zu: kennſt du mich nicht? ich bin der Connetabel. Eben weil ich dich kenne, erwiederte Stuart, iſt dies für dich gemünzt. In dem nämlichen Augenblicke ſchoß er auf ihn los, und verwundete ihn ſo ſtark in die Schulter, daß er auf die Erde ſtürzte, aber noch ſo viele Kräfte hatte, daß er mit dem Griffe ſeines zerbrochenen Degens Stuarten einen heftigen Stoß ins Geſicht verſetzte, ihm drey Zähne und die Kinnlade zerſchmetterte, und ihn mit ſich halb todt zu Boden riß. [9]) So lag der

9) Außer Brantome und Tavannes beſchuldiget der größte Theil der Zeitgeſchichtſchreiber Stuarten nicht, den Connetabel erſchoſſen zu haben. Aus der Zuſammenſtellung ihrer Nachrichten erhellet, daß Stuart den Connetabel aufgefodert habe, ſich zu ergeben, welches derſelbe aber mit dem Stoße ſeines Degengriffes erwiederte. In dieſem Augenblicke vollbrachte ein anderer herbeigekommener Schottländer die That.

Dieſes Treffen hatte einen ſonderbaren Zuſchauer. Der türkiſche Kayſer hatte Einen ſeiner Kämmerlinge nach Frankreich geſchickt, um die Allianz mit dem Könige zu erneuern. Man führte dieſen Geſandten nach Montmartre, gleichſam wie zu einem Luſtlager, um ſich die Zeit zu vertreiben. Hier ſah er, wie die Unterthanen des erſten Potentaten der Chriſtenheit es wagten, demſelben gleichſam unter'm Barte ein Treffen zu liefern. Der Geſandte erſtaunte nicht wenig über die Tapferkeit der Weiſen (Hugonotten), wie er ſie nannte. Der Großherr muß den Bericht deſſelben ſehr erbaulich gefunden haben. D'Aubigné t. I. p. 216.

der Connetabel einige Zeitlang von den Seinigen verlaſſen in ſeinem Blute, welche von allen Seiten flohen, und ihn in den Händen der Feinde zurückließen. Der Herzog von Aumale und der Herzog von Damville, welche die Avantgarde des Admirals zurückgelaſſen hatten, wollten ſie nicht verfolgen, um dem Treffen zu Hülfe zu kommen, und daſſelbe wieder in Ordnung zu bringen. Sie entriſſen den Connetabel den Händen der Hugonotten, welche ihn als Gefangenen fortführen wollten. Er wurde nicht ohne große Mühe, halblebend, von den Seinigen nach Paris gebracht. 10) A. D. 1567.

Indeß hatte der Herzog von Nemours die Verſchanzung erobert, die Hugonotten mit großem Verluſte daraus verjagt, mit nicht geringerer Niederlage die Arrieregarde geſchlagen, und die Flüchtigen bis in ihr Lager verfolgt. Er brachte nachher die Kaval-

10) In Pasquier's Briefen findet man t. V. S. 122 ein Gedicht deſſelben, welches die Aufſchrift hat: Tombeau de Meſſire Anne de Montmorençy. Es enthält eine ſchätzbare Anekdote, welche die ganze Energie des Connetabels ſchildert. Als man denſelben tödtlich verwundet von dem Schlachtfelde trug, fragte ein Gendarme, welcher vorüber gieng, wen ſie trügen? Montmorency, erwiederte Einer. Du lügſt, ſagte der Connetabel voll Eifer, Montmorency kämpft auf der Ebene. Wenn er nicht ſeinen Sohn darunter verſtanden hätte, ſo würde dieſer Zuruf ſehr erhaben ſeyn, welcher aber doch beim erſten Anblicke eine ſublime Zweideutigkeit darbietet.

A. D. 1567. Kavallerie wieder in Ordnung, und wandte ſich gegen das Centrum der Feinde. Die Avantgarde und Arrieregarde der Katholiken, welche jene der Hugonotten in die Flucht geſchlagen hatten, griffen nun die Schwadron des Prinzen von Condé in der Fronte und in den Flanken ſo wüthend an, daß er in Unordnung gerieth, und ſchon zu weichen anfieng. Die einbrechende Nacht, welche ſehr finſter, und mit ſtarkem Regen begleitet war, machte dem Gefechte ein Ende. Der Prinz von Condé, welchem ein Pferd unterm Leibe erſchoſſen worden, und der mit groſſer Schwierigkeit ein anderes beſtiegen hatte, und der Admiral, den ſein wild gewordenes türkiſches Pferd faſt in die Gefangenſchaft geliefert hätte, zogen ſich nach dem Verluſte eines Drittheiles ihres Heeres unter die Mauern von St. Denys zurück, und überließen den Feinden ihre Todten und das Schlachtfeld. Die ſiegreichen Katholiſchen wurden ſo wohl durch die Nacht als durch den Verluſt ihres Feldherrn verhindert, ihre Feinde zu verfolgen, und die Infanterie, welche wegen der Kürze der Zeit gar nicht zur Action gekommen war, kehrte in ihre Quartiere zurück. Der von beiden Seiten erlittene Verluſt war nicht ſo wohl durch die Anzahl als durch den Stand derſelben merkwürdig. Von königlicher Seite hatte allein die Kavallerie gefochten, und von jener der Hugonotten die Infanterie, welche die Verſchanzung vertheidigte. Der größte Theil der Gebliebenen beſtand

aus

aus Edelleuten, oder aus Männern von Erfahrung A. D. 1567. und großem Rufe, unter welchen ſich von Seiten der Hugonotten der Graf von la Suze, der Stiftshauptmann von Amiens, der Graf von Saut, Pequigni, Vater und Sohn, Cany, Saint-Andre, und Garenne befinden. Auf königlicher Seite waren wenige geblieben, aber eine größere Anzahl verwundet worden, unter welchen vorzüglich der Herr von Sanſac, ein ſehr erfahrener und tapferer Officier zu bemerken iſt. Den folgenden Tag nach der Schlacht, ſtarb der Connetabel, nachdem er in einem Alter von achtzig Jahren mit einer jugendlichen Tapferkeit gefochten, und die Stärke ſeines Geiſtes und ſeines Körpers gezeigt hatte. In den letzten Augenblicken ſeines Lebens behielt er eine ſolche Gegenwart des Geiſtes und Standhaftigkeit, daß er ſich gegen einen Ordensgeiſtlichen, welcher ſich ſeinem Bette näherte, um ihn zum Tode zu bereiten, mit heiterem Geſichte wandte, und denſelben bat, ihn in Ruhe zu laſſen, weil es außerordentlich ſchändlich für ihn ſeyn würde, eine Viertelſtunde nicht ſterben zu wiſſen, da er achtzig Jahre gelebt habe. [1]) Er war ein Mann, welcher eine große Thätigkeit und einen reifen Verſtand mit einer beſonderen Welterfahrung verband, und durch

1) Davila irrt ſich, wenn er glaubt, daß der Connetabel achtzig Jahre alt geworden. Er ſtarb in dem vier und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters, wie ſein Epitaph in der Kirche zu Montmorency beweiſt.

A. D. 1567 durch dieſelbe ſich und ſeiner Familie die größeſten Reichthümer und Würden erwarb; aber als Feldherr verfolgte ihn immer ſo ſehr das Unglück, daß er in allen Kriegen, deren oberſtes Kommando er führte, immer entweder geſchlagen, oder gefangen genommen wurde. Sein Unſtern war eben deswegen die Urſache, daß man mehrmals ſeine Treue und Aufrichtigkeit in Zweifel zog; ſelbſt auch nach dieſem Treffen, welches ihm das Leben koſtete, fehlte es ihm nicht an Neidern, die ihn beſchuldigten, als habe er, im Dienſte des Königs gegen ſeine Neffen kämpfend, erſt gegen die Neige des Tages das Treffen begonnen, und die Infanterie hinter ſich gelaſſen, um keinen vollkommenen Sieg, wie er doch gekönnt habe, zu erfechten. Diejenigen, welche ihn ohne Leidenſchaft beurtheilten, legten ihm gewöhnlich drey Haupteigenſchaften bei, nämlich die eines großen Feldherrn, eines getreuen Dieners und eines ſchlechten Freundes, welcher ſich von ſeinem Privatintereſſe in dem Laufe aller ſeiner Handlungen beherrſchen ließ. Den nämlichen Tag ſtarb der erſte Staatsſekretär Claudius von L'Aubeſpine, ein Mann, welcher die höchſte Achtung genoß, und Einer der getreueſten Diener der Königinn-Mutter war. An ſeine Stelle kam Niklas von Neufville, Herr von Villeroi deſſen Tochtermann, welcher den Fußſtapfen ſeines Schwiegervaters folgte, und dieſe Stelle bis in ſein graues Alter begleitete.

D'Andelot

D'Andelot vereinigte ſich in der Nacht nach dem Treffen mit den Hugonotten. Er war mit genauer Noth über die Seine zurückgegangen, da die Katholiſchen alle Barken entweder verſenkt, oder hinweggeführt hatten. Den folgenden Morgen verließen die Hugonotten auf ſeinen Rath die Verſchanzungen, und ſtellten ſich in der Ebene in Schlachtordnung, um ſich dadurch mehr das Anſehen von Siegern, als Beſiegten zu geben. [12]) Man war in der feſten Ueber- A. D. 1567.

12) Nach der Schlacht bei Saint-Denys erhoben ſich große Streitigkeiten am Hofe über die Ungewißheit, wer der Sieger, oder der Beſiegte ſey? ſie dauerten — zwey ganze Tage. Der König war voll — Betrübniß, nicht über das vergoſſene Bürgerblut, ſondern darüber, daß Ihm der Prinz von Condé die Ehre des Sieges ſtreitig machte. Der Marſchall von Vieilleville, welchen der König um ſein Urtheil fragte, ſagte ihm, daß es ſehr viel gewagt geweſen ſey, mitten im Königreiche ein Treffen zu liefern. Weder Eure Majeſtät hat die Schlacht gewonnen, noch der Prinz von Condé. Wer denn? fragte haſtig der König. Der König von — Spanien, erwiederte Vieilleville: denn es ſind von beiden Seiten ſo viele brave Edelleute und Gemeine franzöſiſcher Nation geblieben, daß ſie hinlänglich geweſen wären, Flandern und die Niederlande zu erobern, und dieſelben Euerer Krone wieder einzuverleiben, von welcher ſie getrennt worden. Ohne dieſen Friedensbruch würde ich Euerer Majeſtät angerathen haben, dieſen Vorſchlag auszuführen. S. Mémoires de Vieilleville t. XXXII der allgem. Samml.

A. D. 1567. Ueberzeugung, daß die Katholiſchen nach dem Verluſte ihres Generals auf das Schlachtfeld nicht zurückkehren würden. So ſtanden ſie eine Viertelſtunde, und nahmen auf ihrem Rückzuge einen Theil ihrer Todten mit. Da ſie den beſten Theil ihrer Infanterie verlohren hatten, und viele Edelleute in dem Treffen geblieben oder tödtlich waren verwundet worden, ſo beſchloſſen ſie, das königliche, mit einem neuen Feldherrn verſehene Heer nicht zu erwarten, und brachen den vierzehnten November mit der größeſten Geſchwindigkeit nach Champagne auf, um die Gränzen von Lothringen zu erreichen. Zuvor gaben ſie allen jenen Hülfsvölkern, welche auf dem Marſche waren, um zu ihnen zu ſtoßen, Nachricht davon.

Samml. p. 212. Hätte man die Reformirten nicht in dem Genuſſe der Gewiſſensfreyheit geſtört, und keine verdeckte Zurüſtungen zu ihrer Unterdrückung gemacht, ſo würde der zweite bürgerliche Krieg nicht ausgebrochen ſeyn. Spanien bließ, unter dem Deckmantel der Religion, in das Feuer, mehr um Unruhen zu erregen, und ſie fortzuerhalten, als ſie beendigt zu wiſſen, weil es für die Niederlande fürchtete, welche ſich aufgelehnt hatten. Durch einen ſolchen Krieg, in welchem die Reformirten für den König alles aufgeopfert haben würden, da ſie nebſt dem Intereſſe der gemeinſamen Religion der Haß gegen Spanien anſpornte, hätte man den durch die Religionsſpaltung noch erhitzten Gemüthern einen anderen Gegenſtand verſchafft, um ſich abzukühlen, und durch die den Niederlanden gemachte Zuſicherung der Gewiſſensfreyheit die Eroberungen beſchleuniget.

Drittes Kapitel.

Der Bruder des Königs, Herzog von Anjou, wird zum Generallieutenant des königlichen Heeres erklärt, welches eilends aufbricht, um die Hugonotten einzuholen. Der Prinz wird durch liſtige Unterhandlungen aufgehalten, und von den Katholiſchen erreicht. Er entrinnt einer gänzlichen Niederlage, und vereinigt ſich, nach forcirten Märſchen mit den Deutſchen. Die Königinn-Mutter begiebt ſich in das Lager der Katholiſchen. Operationsplan derſelben. Die Hugonotten treten ihren Rückmarſch an, und belagern Chartres. Unterhandlungen der Königinn-Mutter. Kunſtgriffe derſelben, wodurch ſie die Häupter der Hugonotten wider ihren Willen zum Frieden zwingt. Mißvergnügen der katholiſchen Fürſten. Die Königinn legt dem venetianiſchen Geſandten die Gründe vor, welche ſie zum Frieden bewogen haben. Die Bedingniſſe werden von beiden Seiten nicht ganz erfüllt. Die Katholiſchen verfolgen überall die Hugonotten. Neue Unruhen. Entſchluß des Königs, die Hugonotten mit Gewalt zu unterdrücken. Vereitelter Anſchlag, ſich des Prinzen von Condé und des Admirals zu bemächtigen. Sie entfliehen mit großer Gefahr nach La Rochelle, und ſammeln ihre Anhänger um ſich.

Der Prinz und der Admiral hatten gleich anfänglich, als die Schweizer in Frankreich einrückten, die Herren von Francourt und du Chatelier A. D. 1567.

 nach

A. D. 1567. nach Deutſchland geſchickt, um den Prinzen Caſimir, Sohn des Pfalzgrafen bei Rhein, zu bereden, ein Corps Deutſche für ſie anzuwerben. Zu dieſem Behufe hatten ſie ihm eine kleine Summe Geldes geſchickt, und verſprochen, ihm hundert tauſend Thaler für den Sold ſeiner Truppen auszuzahlen, ſo bald dieſelben die Gränzen des Königreiches betreten würden. Dieſes Verſprechen und die Hoffnung der Beute reizten den Caſimir und viele andere Hauptleute, welche von dem Kriegshandwerke zu leben pflegen, gleich nach der Waffenergreifung der Hugonotten ſieben tauſend Reuter und vier tauſend Mann Fußgänger auf die Beine zu bringen, und die Häupter derſelben zu benachrichtigen, daß dieſe Truppen bereit ſtünden, nach Lothringen zu marſchieren. Aus dieſer Urſache entſchloſſen ſie ſich, mit dem Heere nach jener Gegend ſich zu wenden, damit ſie ſich ſo bald als möglich mit den Deutſchen vereinigten, und durch dieſe anſehnliche Verſtärkung ſich in Stand ſetzten, den Krieg ſo zu führen, wie es Zeit und Umſtände rathen würden. Das Heer marſchierte in gedrängter Ordnung, weil es immer durch feindliches Land gieng: kein Corps trennte ſich von dem anderen; die Nothwendigkeit lehrte ſie die Kriegszucht. D'Andelot allein durchſtreifte mit den Büchſenjägern zu Pferde die umliegenden Gegenden und die Landſtraßen, um von der Lage der Oerter Kundſchaft einzuziehen, und das Heer mit Lebens-

mitteln

mitteln zu verſorgen. Obſchon ſie ſich eilten, die Gränzen zu erreichen, ſo waren ſie doch durch die Nothwendigkeit, Lebensmittel aufzutreiben, gezwungen, die ſchwächſten Plätze zu belagern, und ſie den Soldaten zur Plünderung zu überlaſſen. Alles dies wurde mit einer ſolchen Geſchwindigkeit und Mannszucht veranſtaltet, daß ſie ſich nicht lange aufhielten, und Keinem erlaubten, ſich von dem Heere zu entfernen. So hatten ſie die Städte Brie-Comte-Robert, Nogent-für-Seine, und Pont-für-Yonne erſtiegen, ohne ihre Artillerie zu brauchen — lauter große und volkreiche Städte, in welchen ſie, ſo wie in den benachbarten Oertern, eine ſolche Anzahl von Pferden erbeuteten, daß ſie ſo gar die Infanterie beritten machten, um ihren Marſch um ſo ſicherer zu beſchleunigen. A. D. 1567.

Indeß war die Königinn-Mutter, welche nun durch den Tod des Connetabels von der Gewalt und dem Anſehen der Großen gänzlich befreyt, und nun die Lenkerinn und Schiedsrichterinn der katholiſchen Parthey geworden war, nicht geſonnen, einen anderen Connetabel oder obriſten Feldherrn zu wählen, und ſich den neuen Gefahren einer uneingeſchränkten Gewalt auszuſetzen; ſie wünſchte vielmehr, die ganze Regierungsgewalt auf den Willen des Königs und auf ſich ſelbſt einzuſchränken; ſie ſuchte alſo durch vielerley Beweggründe den König zu bereden, das Kommando des Heeres ſeinem Bruder dem Herzog Hein-

A. D. 1567. rich von Anjou, einem kaum ſiebzehnjährigen Jünglinge, zu übertragen, welcher durch die Anlage ſeines Geiſtes die größten Hoffnungen erregte. [13]) Ueberdies hatte der Staatsrath es für eine Herabwürdigung der Krone, und für unſchicklich gehalten, daß der König in eigener Perſon gegen ſeine aufrühriſchen Unterthanen zu Felde gehen ſollte, welchen er dadurch

13) Faſt alle gleichzeitige Geſchichtſchreiber thun mit keinem Worte Meldung, daß der König dem Marſchall von Vieilleville die Connetablie bei ſich beſtimmt hatte; Er trug ſie ihm im Staatsrathe förmlich an. Der Marſchall, welcher die Abneigung der Königinn-Mutter gegen die Wiederbeſetzung dieſer Stelle kannte, und vielleicht noch überdies wußte, daß die Königinn ihren geliebten Heinrich von Anjou zum Generallieutenant, oder welches einerley iſt, zum Vicekönig von Frankreich, machen wollte, um durch Ihn auch Meiſterinn der Kriegsoperationen zu ſeyn, weigerte ſich, wie ein feiner Hofmann unter dem Deckmantel der Beſcheidenheit, dieſe große Stelle anzunehmen. Der König fragte ihn halb zornig: warum er ſie ausſchlage? weil es noch Weile damit hat, erwiederte Vieilleville, und man den Connetabel auf die Seite legen kann, damit man nicht mehr davon ſpreche. Er machte den Vorſchlag, den Herzog von Anjou zum Generallieutenant zu erklären, welches auch der König, wie man ſagt, mit vernehmlicher Stimme that. Die Königinn-Mutter wußte dem Marſchalle für dieſe ſchöne Erfindung, wie ſie es nannte, ſehr viel Dank. S. Mémoires de Vieillv. l. c. p. 219.

dadurch in den Augen der Welt eine zu große Wich- A. D. 1567.
tigkeit beilegen würde. Man erklärte alſo Heinrichen in dem Staatsrathe zum Generallieutenant des Heeres, um aller Eiferſucht und den Anſprüchen der Großen vorzubeugen, und keinen derſelben zu jenem Grade von Macht zu erheben. Franz von Carnavalet, ſein geweſener Hofmeiſter, und Artus von Coſſé, Marſchall von Gonnor, wurden ihm als Leiter und Rathgeber beigegeben, deſſen letzteren Klugheit und Tapferkeit im höchſten Rufe ſtand. Nebſt dieſen befanden ſich noch bei dem Heere die Herzoge von Montpenſier, von Nemours und von Longueville, Sebaſtian von Luxemburg Herr von Martigues, Generalobriſter der franzöſiſchen Infanterie, Caspar Vicomte von Tavannes, Timoleon Graf von Briſſac, und Armand von Biron, Marſchall de Camp, von deſſen berühmten Thaten in der Folge die Geſchichte ſprechen wird.

Die Marſchälle von Montmorency und von Damville folgten dem Heere nicht, weil dem Herzog von Montpenſier, als einem Prinzen von Geblüte, das Kommando der Avantgarde war übertragen worden; ſie behaupteten, daß dieſer Vorzug dem Montmorency, als erſtem Marſchalle von Frankreich, gebühre, welcher nach dem obriſten Feldherrn den erſten Rang behauptete. Der König wollte ſeinen Entſchluß nicht wiederrufen, um ſo wohl den Herzog nicht zu beleidigen, als weil er es für gefährlich hielt,

A. D. 1567. dem Marſchalle jenen Theil des Heeres anzuvertrauen, welcher zuerſt die Feinde angreifen ſollte. Beide Brüder wurden darüber ſehr mißvergnügt, und entſchloſſen ſich, lieber um den König zu bleiben, als ihren gerechten Anſprüchen zu entſagen. Eben ſo hatte der Herzog von Aumale das Heer verlaſſen, welcher insgeheim gleiche Anſprüche machte, weil er der älteſte General des Königreichs war; er wollte ſich aber nicht öffentlich erklären, um ſich mit dem Herzoge von Montpenſier nicht zu überwerfen. Er verließ aber mit Einwilligung des Königs und der Königinn-Mutter den Hof, unter dem Vorwande, dem jungen Herzog von Guiſe, ſeinem Neffen, mit ſeinem Rathe beizuſtehen, auf deſſen Statthalterſchaft die ganze Schwere der deutſchen Waffen fallen ſollte. Sein Rath und Beiſtand war auch in dieſer Gegend ſehr nöthig. In dieſer Lage der Umſtände kam der Herzog von Aremberg an, welchen der Herzog von Alba mit zwölf hundert Lanzen und drey hundert Büchſenjägern zu Pferde, dem Vertrage von Bayonne gemäß, aus Flandern abgeſchickt hatte. Dieſe Hülfsvölker waren an ſich ſelbſt ſchon ſehr beträchtlich; aber die Wirkung davon war noch viel wichtiger, weil man daraus die Verbindung beider Heere zu gleichem Zwecke deutlich abnehmen konnte. Der Herzog von Anjou brach mit achtzehen Kanonen und dem ganzen Heere auf, in der Hoffnung, die Hugonotten einzuholen, und ſich mit

ihnen

ihnen zu ſchlagen, ehe ſie ſich mit den Deutſchen ver- A. D.
einigten. Er würde dies auch ausgeführt haben, 1567.
wenn ſeine Rathgeber ſo klug oder ſo einig geweſen
wären, als Er nach Ruhm geizte, und die Feinde
anzugreifen wünſchte.

Der Prinz hatte mit ſeinem ganzen Heere Sens, die Hauptſtadt von Brie, [14]) erreicht, welche weder durch die Natur noch durch die Kunſt ſehr befeſtigt iſt. Er war alſo auf den Gedanken gefallen, ſie mit Sturmleitern eben ſo erſteigen zu können, wie er auf dem Marſche andere Städte eingenommen hatte; aber der Herzog von Guiſe, welcher mit den Truppen ſeiner Statthalterſchaft die Stadt Metz gänzlich dem Gehorſame des Königs unterworfen, und den Marſchall von Vieilleville dort eingeführt hatte, wandte ſich nach jener Gegend, wo die Feinde dem Gerüchte nach vordrangen, warf ſich noch zur rechten Zeit in Sens, und rüſtete ſich zur tapfern Gegenwehr. Der Prinz, welcher an der Einnahme der Stadt verzweifelte, drehete ſich mit ſeiner gewöhnlichen Geſchwindigkeit auf eine andere Seite, um ſein nothwendiges und vorzüglichſtes Ziel zu verfolgen. Zu Montereau erhielt er eine Verſtärkung von einigen Eskadrons Kavallerie aus Gascogne und drey bei der Einnahme von Orleans erbeuteten Feldſtücken, welche ſie ihm zuführten. Er ſetzte

 ſeinen

14) Meaux iſt die Hauptſtadt dieſer Provinz; Sens gehört zu Champagne.

A. D. 1567. ſeinen Marſch nachher fort, gerieth aber aller Vorſicht und Geſchwindigkeit ungeachtet auf einmal an den Abgrund ſeines gänzlichen Unterganges. Er war ſchon in die Gegend von Chalons, der Hauptſtadt von Champagne, gekommen, als die Marquiſe von Rothelin, ſeine Schwiegermutter, welche der Hof an Ihn abgeſchickt hatte, neue Friedensunterhandlungen anſpann, um, wie Viele behaupten, den Marſch des Prinzen bis zur Ankunft des königlichen Heeres zu verzögern. Dieſen Verdacht verſtärkte ſie durch ihren unvorſichtigen Vorſchlag eines Waffenſtillſtandes von drey Tagen, während welchem ſich die Abgeordneten des Königs an einem beſtimmten Orte einfinden ſollten. Der Prinz handelte eben ſo unklug, denſelben anzunehmen, um ſeinem ermüdeten Heere einige Raſttage zu verſchaffen. Die Abgeordneten erſchienen nicht; aber der Herzog von Anjou betrieb ſeinen Marſch mit ſolcher Schnelligkeit, daß er bei'm Ausgange des Waffenſtillſtandes dem Heere der Hugonotten ganz nahe war. Er hätte ſie ohne Aufſchub gleich angreifen ſollen: denn ſie waren durch ihren langen Marſch ſo ſtrapazzirt, und die Noth hatte ſie gezwungen, ſich in den Ebenen dieſer Provinz an einem ſo offenen und ſo nachtheiligen Orte zu lagern, daß ſie ſich weder hätten verſchanzen, noch das Treffen ausſchlagen können; in dieſem Falle wären ſie alſo ohne Zweifel durch die ihnen weit überlegene Macht gänzlich geſchlagen worden.

Der

Der Graf von Briſſac, welcher den Vortrapp A. D. 1567.
des Heeres führte, glaubte, daß ihm daſſelbe, dem ſchon gefaßten Entſchluſſe gemäß, nachfolgen würde, weil die Königlichen in der Abſicht, zu ſchlagen, in der ſo ſchlimmen Jahreszeit ihren Marſch ſo ſehr beſchleunigt hatten; er griff alſo einen Theil der feindlichen Arrieregarde, welche Bloſſet, Bois, und Clery kommandirten, in dem Flecken Sarry tapfer an, ſchlug ſie faſt ohne Widerſtand in die Flucht, und verfolgte die Uebrigen, welche aber mit verhängtem Ziegel flohen. Der Herzog von Martigues folgte dem Beiſpiele des Grafen von Briſſac. Er ſtieß auf drey hundert Mann Reuterey mit einem Theile der Avantgarde, welche den Rückzug der Ihrigen zu decken ſuchten. Er fieng ein heftiges Scharmützel mit denſelben an, um ſie bis zur Ankunft des königlichen Heeres aufzuhalten. Aber indeß der Marſchall von Gonnor und Carnavalet daſſelbe mit zu großer Vorſicht in Schlachtordnung ſtellen wollten, oder wie man ſie beſchuldigte, liſtiger Weiſe zögerten, um nicht einen ſo beträchtlichen Theil des Adels und gleichen Geblütes zu Grunde zu richten, gaben ſie den Hugonotten Zeit zum Rückzuge. Der Prinz und der Admiral, welche den dreyhundert Reutern Befehl gegeben hatten, den Herrn von Martigues ſo lange als möglich aufzuhalten, marſchierten mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß ſie nicht eher Halt machten, als bis ſie in drey Tagen zwanzig

Meilen

A. D. 1567. Meilen zurückgelegt hatten. Sie glaubten ſich nicht eher in Sicherheit, als bis ſie über die Gränzen des Reichs und über die Maaß gegangen waren, und einen ſichern Ort erreicht hatten, wo ſie außer der Gefahr waren, von ihren Feinden eingeholt, und aufgerieben zu werden. Als ſie zu Pont=a=Mouſſon, einer Stadt in Lothringen, angekommen waren, überfiel ſie noch ein größerer Schrecken, da ſie die Deutſchen dort zu treffen glaubten, und ſie nicht fanden. Selbſt aus den umliegenden Gegenden konnten ſie nichts von denſelben hören. Die Soldaten ſahen nun dieſe Hoffnung verſchwinden, welche ſie bei ihren großen Strapazzen geſtärkt hatte; ſie fanden ſich außer ihrem Vaterlande in einer unbekannten Gegend, und was noch härter war, ohne alle Lebensmittel; ſie geriethen in eine ſolche Furcht, daß ſie entſchloſſen waren, aus einander zu gehen. Der eine Theil wollte durch Flandern, der andere durch Lothringen in ſeine Heimath zurückkehren. Mehrere, welche verzweifelten, den Händen der Katholiſchen, durch deren Land ſie doch reiſen mußten, zu entrinnen, wählten ein freywilliges Exil, und wollten in einigen Städten Deutſchlands ſo lange einen Zufluchtsort ſuchen, bis der Sturm vorüber seyn würde. Aber der Prinz und die anderen Feldherren unterließen nichts, um einem ſo ſeltſamen Entſchluſſe Einhalt zu thun; ſie baten, ſie tröſteten; ſie brauchten all ihr Anſehen, und erſchöpften alle

Bewe=

Bewegungsgründe, um nur einen ſo langen Auf- A. D.
ſchub zu erhalten, bis ſie alle Lebensmittel aufgezehrt 1567.
hätten. In dieſer grauſamen Lage befanden ſie ſich zwey ganze Tage; den Dritten Morgens führte die Verzweifelung den nämlichen Entſchluß herbei, als ganz unvermuthet die ſo ſehnlichſt erwartete Nachricht ſie überraſchte, daß der Prinz Caſimir nur einige Meilen entfernt ſey, und zu ihnen ſtoßen werde. Nun umarmten ſich die Soldaten voll Zärtlichkeit, und erhoben ein großes Jubelgeſchrey, gleichſam als wenn ſie zum Leben wieder wären erweckt worden. Man gieng den Deutſchen mit Freude und Munterkeit entgegen, welche die Hugonotten als ihre Retter und Wohlthäter betrachteten.

Die Häupter derſelben wurden im Gegentheile von neuen Beſorgniſſen gequält. Sie hatten dem Prinzen Caſimir und ſeinen Soldaten verſprochen, bei ihrer Ankunft an der Gränze hundert tauſend Thaler auszuzahlen. Sie beſaßen nicht nur allein nicht dieſe Summe, ſondern auch nicht einmal den geringſten Theil derſelben. Sie ſahen voraus, daß die Deutſchen ſich weigern würden, weiter zu gehen. Alle ihre Hoffnungen glaubten ſie nun vereitelt. Der Prinz entſchloß ſich endlich, ſein Heer zu verſammeln, und entdeckte demſelben ſeine Noth und ſeine Beſorgniſſe. Er und die anderen Feldherren zeigten, daß ihr Heil in der Vereinigung und der Bereitwilligkeit

beſtünde;

A. D. 1567. beſtünde; es ſey alſo nothwendig, daß ein Jeder aus dem Seinigen für das allgemeine Bedürfniß ein Opfer bringen müſſe, um durch dieſen Preis ihre Freyheit und ihr Heil zu erkaufen. Er ermahnte Jeden, das zu ſteuern, was er könnte. Es wurden zwey Prediger gewählt, welche die freywillige Gabe von ihrer Beute und ihrem Gelde einſammeln ſollten. Der Prinz war nicht nur allein der Erſte, welcher ſein Silberwerk, ſondern auch ſeine Ringe und andere Koſtbarkeiten hergab, um die Deutſchen zu befriedigen. Dieſem Beiſpiele folgte der Admiral und die Vornehmſten des Heeres; die Edelleute, Soldaten, und ſelbſt die Reitknechte beeiferten ſich, beizutragen. Man brachte eine Summe von dreyßig tauſend Thaler zuſammen, mit welcher man die Deutſchen abſchläglich bezahlte, und große Verſprechungen hinzufügte. Beide Heere vereinigten ſich
A. D. den eilften Januar tauſend fünfhundert acht und
1568. ſechzig.

Der Prinz von Condé beſchloß, nach einigen Raſttagen den Rückmarſch auf dem nämlichen Wege durch Champagne nach Beauſſe anzutreten, um ſo wohl ſeinem Heere in einer fruchtbaren Provinz Unterhalt, und in den vielen großen Städten derſelben gute Winterquartiere zu verſchaffen, als um Paris, den Mittelpunkt der katholiſchen Parthey, enge einzuſchließen, deren Beſitz in dem ganzen Laufe der bürgerlichen

gerlichen Kriege den Sieg entſchied. Was ihn noch A. D.
mehr dazu anſpornte, war das Verlangen, Orleans 1568.
zu Hülfe zu kommen, welche Stadt die Katholiſchen
enge blokirt hielten, und die Nothwendigkeit, ſich
mit den Truppen von Provence und dem Delphinate
zu vereinigen, die in großer Anzahl auf dem Marſche nach dieſem Orte begriffen waren. Franz de la
Noue, ein Mann von großer Klugheit und nicht geringerer Einſicht, welcher den erſten Rang unter den
Anhängern der Hugonottenparthey behauptete, hatte
gleich im Anfange der Unruhen ſich der Stadt Orleans bemeiſtert, und nachher die Citadelle erobert.
Die Weiber und Kinder der vornehmſten Herren
dieſer Parthey, hatten ſich in dieſe Stadt als den
ſicherſten Ort geflüchtet, welche aber mit Lebensmitteln nicht hinlänglich verſehen war, um eine lange
Belagerung aushalten zu können. La Valete, Obriſter der leichten Kavallerie, und der Graf Sciarra
Martinengue hatten ſieben hundert Mann Reuterey
und vier tauſend Mann Infanterie in dieſer Gegend
verſammelt, ſich vor dieſe Stadt gelagert, und ſie
ſo enge eingeſchloſſen, daß ſie ſich aus Mangel an
Lebensmitteln und hinlänglicher Beſatzung in wenigen Tagen ergeben, oder durch Sturm übergehen
mußte, wenn ſie keine Hülfe erhielte. Die Häupter
des Heeres wurden alſo dadurch bewogen, ihren
Marſch in dieſe Provinz zu beſchleunigen; ſie hofften
auch, auf dem Wege irgend eine vortheilhafte Gelegenheit

A. D. 1568. genheit zum Schlagen zu finden; ſie wünſchten nichts mehr als ein entſcheidendes Treffen, da ſie an Allem zu ſehr Mangel litten, um den Krieg lange fortſetzen zu können. Der Herzog von Anjou, welcher als ein Jüngling nach dem Ruhm dürſtete, den Anfang ſeiner Laufbahn mit glorreichen Thaten zu bezeichnen, und ſich bei den Ausländern einen großen Ruf zu erwerben ſuchte, hatte die nämliche Abſicht; aber die Königinn-Mutter, welche Alles aus einem entgegengeſetzten Geſichtspunkte betrachtete, flößte ihrem Sohne plötzlich andere Geſinnungen ein. Sie hatte der ſtrengen Jahrszeit ungeachtet beſchloſſen, ſich ſelbſt in das Lager des Herzogs von Anjou zu begeben, weil ſie Alles mit ihren eigenen Augen ſehen, und an Ort und Stelle Unterſuchungen über jene Unordnungen anſtellen, und dieſelbe heben wollte, welche dem Gerüchte nach den ſiegreichen Lauf der königlichen Waffen aufgehalten haben ſollen. Mit einer über ihr Geſchlecht erhabenen Geſchwindigkeit hatte ſie ſich nach Chalons, und von da plötzlich zur Armee begeben, wo ſie einen Kriegsrath hielt, und einen genauen Bericht von den Generalen foderte, warum ſie die Gelegenheit verſäumt hätten, die Hugonotten zu ſchlagen, und gänzlich zu Grunde zu richten. Der Herzog von Montpenſier antwortete als ein kluger Mann, welcher Niemand beleidigen wollte, ganz zweideutig über das Vorgefallene, lobte den Herzog von Anjou, und warf alle Schuld auf das widrige

Schick-

Schickſal. [15]) Der Herzog von Nemours entſchul- A. D. 1568.
digte ſich damit, daß er vorwärts marſchiert ſey, um
dem Herrn von Martigues zu folgen, ohne zu wiſ-
ſen, was in dem Lager vorgegangen oder beſchloſſen
worden. Der Herr von Tavannes ſprach freymüthi-
ger, ohne eine Perſon zu nennen, und tadelte die
Unentſchloſſenheit, die Verzögerungen, die Langſam-
keit, wodurch die glückliche Beendigung des Krieges
geſcheitert ſey; er gab zu verſtehen, daß die im
Kriegsrathe herrſchende Zwietracht und das Mitleid
Vieler für die Hugonotten den Muth des Heeres
erkältet, und in ſeinem Laufe aufgehalten hätte.

Man berathſchlagte ſich nachher, welche Maas-
regeln man für die Zukunft ergreifen müſſe. Viele
riethen, ein Treffen zu liefern, um dem General-
lieutenant ſich willfährig zu bezeigen; die Königinn-
Mutter ſetzte ihnen aber Beweisgründe entgegen,
und zeigte, daß die Preiſe des Sieges ganz verſchie-
den ausfallen würden: verlöhre der König die Schlacht,
ſo geriethe dadurch alles in die ſchrecklichſte Verwir-
rung, und das ganze Reich fiele den Feinden als
eine Beute heim; verlöhren aber die Hugonotten die
Schlacht,

15) Der Biograph des Herzogs von Montpenſier ge-
trauete ſich eben ſo wenig wie ſein Held, die Wahr-
heit nett herauszuſagen, und ſchob ganz ſonderbar
die Schuld auf das in der Nacht eingefallene Thau-
wetter. . . Vie de Louis de Bourbon Duc de Mont-
penſier, p. 25.

A. D. 1568. Schlacht, ſo ſetzten ſie nichts als einiges elendes Gepäcke aufs Spiel, welches ſie mit ſich ſchleppten, und ein zweifelhaftes oder verzweifeltes Glück, welches mit der Zeit von ſelbſt verſchwinden würde. Die Mittel, den Krieg zu führen, ſeyen auf beiden Seiten eben ſo verſchieden, weil der König ſeine Heere länger unterhalten könne, als die Hugonotten, welche aller Hülfsquellen beraubt ſeyen, und ihr elendes Leben einzig durch Raub friſteten. Sie würden bald die Habſucht der Deutſchen nicht mehr befriedigen können, ſich von ſelbſt zerſtreuen müſſen, und ſo dem Könige einen ſichereren Frieden verſchaffen, als wenn er durch eine Schlacht Alles auf's Spiel ſetzte. Es fehle auch nicht an anderen Mitteln, das feindliche Heer gänzlich aufzulöſen; ſollte auch Alles brechen, ſo müßte man eher durch einen Vergleich die Macht der Feinde zu trennen ſuchen, als durch die Fortſetzung eines ſo verderblichen Krieges Haab und Gut der Unterthanen fremden Truppen zur Beute zu überlaſſen. Dem Herzoge von Anjou ſtellte ſie vor: es ſey eines großen Feldherrn und Prinzen nicht unwürdig, eben ſo gut durch Klugheit und Liſt als durch Tapferkeit zu ſiegen wiſſen; in dem Beginne ſeiner Laufbahn müſſe er ſich nicht weniger den Ruhm eines muthigen und unerſchrockenen, als jenen eines klugen und mäßigen Feldherrn zu erwerben ſuchen.

Der Herzog gab dieſen Gründen Gehör, und beſchloß, dem feindlichen Heere immer zur Seite zu bleiben,

bleiben, damit nicht das ganze Land ein Raub deſſelben würde, und ſich immer in der Nähe einer Feſtung zu lagern, die Nothwendigkeit einer Schlacht zu vermeiden, den Krieg in die Länge zu ziehen, und nach und nach die Feinde aufzureiben. Carnavalet und der Marſchall von Gonnor, welche nicht weniger bei dem Heere als bei dem Hofe im Verdachte eines geheimen Verſtändniſſes mit den Hugonotten, oder doch einer Begünſtigung derſelben, ſtanden, wurden von des Herzogs Seite entfernt, und ihre Stellen durch den Graf von Briſſac und den Herrn von Martigues erſetzt. Die Königinn-Mutter hielt ſie in den gegenwärtigen Umſtänden für die beſten Rathgeber des Herzogs, da der Erſte viel Tapferkeit, und der Letzte um ſo mehr Klugheit beſaß. Nichtsdeſtoweniger geſellte die Königinn denſelben den Herzog von Aumale bei, welcher nach dem Rückgange der Feinde über die Maaß zum königlichen Heere zurückgekehrt war, und ſetzte ihn über Beide; ſie empfahl ihm, als dem älteſten General des Reichs, die Sorge, ihren Sohn durch ſeinen Rath zu leiten. A. D. 1568.

Während durch die Feldherren beider Heere Champagne auf dieſe Art zum Kriegstheater gemacht wurde, erregten die Hugonotten in den übrigen Provinzen des Reichs beſtändige Unruhen; alles war mit Aufruhr, Mord und Zerſtörung erfüllt. Da ſie gleich im Anfange ſich vieler Städte bemächtigt hatten, ſo wurden die Provinzen dadurch ſo ſehr ge-

A. D. 1568. theilt, daß zwiſchen beiden Partheyen ſich ein Krieg entzündete, welcher mit der größten Erbitterung geführt wurde, und ſich auf die gefährlichſte Art in die entfernteſten und unbekannteſten Gegenden Frankreichs verbreitete. In Languedoc machte D'Acier große Fortſchritte; der Vicomte von Joyeuſe, welcher für den König kommandirte, hatte keine hinlängliche Macht, um der Menge der Hugonotten, und der Thätigkeit und Wachſamkeit ihres Anführers Widerſtand zu leiſten. In der Provençe fochten Mouvoms und Montbrün, welche ſich durch ihre kühne Unternehmungen auszeichneten, und den vom Grafen von Sommerives angeführten Katholiſchen viel zu ſchaffen machten. In Gascogne ſtand ebenfalls Alles in Aufruhr, und die ganze Provinz in den Waffen; aber der Herr von Montlüc, ein alter und erfahrener Krieger, hatte die Hugonotten mehrmal ſo geſchlagen, und ihre Wuth gedämpft, daß ſie es für rathſamer hielten, das Land zu verlaſſen, und ſich mit großer Gefahr zum Heere des Prinzen zu begeben. Von Gordes, Generallieutenant des Königs im Delphinate, und die Herren von Monſalez und Terride, welche Paris zu Hülfe eilten, hatten den Hugonotten mehrere Niederlagen beigebracht, und am Ende den Herrn von Ponſenac gezwungen, dieſe Gegenden zu räumen, und die Blokade von Lyon aufzuheben. Er vereinigte ſich nachher mit den Vicomtes von Mouvclar, Paulin und Tourniauet,

und machte einen tapfern Angriff auf die Truppen A. D. 1568.
von Auvergne und dem Delphinate: obſchon das Gefecht ſehr lange dauerte, und ſehr hartnäckig und blutig war, ſo behielten doch die Königlichen die Oberhand. Der Verluſt war für die Hugonotten um ſo größer, als Ponſenac, welcher den Krieg mehr durch ſeine Tapferkeit als andere Hülfsquellen unterhalten hatte, mit vielen Anderen auf dem Rückzuge das Leben einbüßete.

Zu gleicher Zeit kam Ludewig von Gonzaga, Herzog von Nevers, welcher vier mit päbſtlichem Gelde in Italien geworbene Standarten Reuterey, sechs Compagnien italiäniſcher Infanterie, zwey franzöſiſche Regimenter, und vier tauſend neuerdings in Sold genommene Schweizer aus Piemont führte, um ſich mit dem Herzog von Anjou zu vereinigen, zur rechten Zeit in Burgund an, um die noch übrigen Hugonotten gänzlich zu zerſtreuen. Er ſchlug ſie in mehreren Gefechten, belagerte Maçon, und entriß durch die Eroberung dieſes Platzes denſelben ihren letzten Zufluchtsort. Als er Burgund verließ, um zum Heere des Herzogs von Anjou zu ſtoßen, und auf dem Wege mit einer geringen Begleitung von Reuterey ſein Herzogthum beſuchen wollte, ſo wurde er einige Tage nachher von den Hugonotten angegriffen. Er ſchlug die Feinde mit ſeiner gewöhnlichen Tapferkeit in die Flucht, wurde aber ſehr ſchwer in das eine Knie verwundet, und gelähmt.

A. D. 1568. In Saintonge erlitten aber die Königlichen einen beträchtlichen Verluſt: la Rochelle erklärte ſich für die Parthey der Hugonotten, woran die Nachläßigkeit oder die Verrätherey des Gouverneurs von Jarnac, und die feine Anzettelung des erſten Schöffen Schuld war. Dieſe Stadt liegt an dem Ocean, und iſt durch die ſie umgebenden Moräſte von der Landſeite ſehr feſt, reich durch Handel, und ſehr bevölkert; ſie hat Ueberfluß an Lebensmitteln, und iſt durch ihre Lage geſchickt, von allen Seiten Hülfe erhalten zu können; ſie diente auch nachher zum ſicherſten Zufluchtsort der Hugonotten, und war immer das ſtärkſte Bollwerk ihrer Parthey.

Die beiden Heere marſchierten zu dieſer Zeit durch Champagne geraden Weges nach Paris: Jenes der Hugonotten hielt ſich in guter und gedrängter Ordnung, und wagte es nicht, Städte anzugreifen, damit ſie den Katholiſchen keine Gelegenheit gäben, mit Vortheile anzubinden. Das königliche Heer, welches ſich immer auf feſten Plätzen lagerte, hatte keine andere Abſicht, als den Feind zu verhindern, etwas Wichtiges zu unternehmen. Mit ſolcher Vorſicht marſchierten beide Heere, und kamen zu Ende des Februars, Jenes der Hugonotten in der Provinz Beauſſe, und das Königliche in einer kleinen Entfernung von Paris an. Bei der Nachricht von der Ankunft des Erſteren hatten la Valete und Martinengue die Belagerung von Orleans aufgehoben, und

und ſich freywillig zurückgezogen, weil ſie zu ſchwach waren, um den Hugonotten Widerſtand zu leiſten. Der Entſchluß des Herzogs von Anjou, jede Gelegenheit zu einem Treffen zu vermeiden, und den Krieg in die Länge zu ziehen, ſetzte den Prinzen von Condé in nicht geringe Verlegenheit und Noth. Er ſah ein, daß er nach dieſem Kriegsſyſteme es nicht lange aushalten werde, weil er an Geld und Lebensmitteln Mangel litt, und die Unbeſtändigkeit ſeiner franzöſiſchen Soldaten, welche aus lauter Freywilligen beſtanden, nicht beſiegen, noch die habſüchtige Zudringlichkeit der Deutſchen befriedigen konnte, die immer mit neuen Foderungen auf ihn losſtürmten. Alles dies erregte ſo ſehr ſeine Beſorgniſſe, daß er täglich Kriegsrath hielt, um ein Rettungsmittel auszufinden. Er beſchloß endlich, Chartres zu belagern, und dadurch die Katholiſchen wider ihren Willen zu einem Treffen zu zwingen. Dieſe große und volkreiche Stadt, Eine der beträchtlichſten von Frankreich, iſt Paris ſo nahe, daß die umliegende Gegend die Hauptſtadt größtentheils mit Lebensmitteln verſieht. Er glaubte, der Herzog von Anjou werde ſo wohl ſeines eigenen Ruhmes als Jenes der königlichen Armee wegen dieſer Stadt zu Hülfe kommen. In zwey Tagen machte er an der Spitze ſeiner Kavallerie zwanzig Meilen, um dem Herzoge keine Zeit zu geſtatten, dieſe Stadt mit einer ſtarken Beſatzung zu verſehen, und ſie mehr zu befeſtigen. Den

A. D. 1568.

A. D. 1568. zweiten März fieng er die Belagerung an. Der Herzog von Lignieres, ein ſehr berühmter Krieger, hatte ſich in Chartres mit funfzehen Fahnen alter Infanterie, und mit ungefähr zweyhundert Reutern zur Vertheidigung geworfen. Während den erſten Tagen der Belagerung ermüdete er den Feind durch wiederholte Ausfälle, und ſuchte die Annäherung deſſelben ſo viel als möglich zu verhindern; er wurde aber gezwungen, ſich auf die Vertheidigung der Feſtung einzuſchränken: denn die Hugonotten hatten ſich aller Zugänge bemächtiget, die umliegenden Orte beſetzt, und machten mit vier Kanonen auf die an das Thor von Dreux anſtoßende Stadtmauer ein ſolches Feuer, daß ſie ſchon den ſechsten Tag Sturm gelaufen ſeyn würden, wenn nicht die Belagerten in aller Eile und mit vieler Arbeit von innen einen mit Caſſematten und anderen Fortificationen verſehenen Wall aufgeworfen hätten, welcher die Einnahme der Stadt durch die gemachte Oeffnung unmöglich machte.

Die Belagerung von Chartres gab den Angelegenheiten eine ganz andere Geſtalt, und erregte nun die Beſorgniſſe der Katholiken: denn es lief ſchnurgerade gegen ihr angenommenes Syſtem, mit ihrer ganzen Macht die Belagerten zu entſetzen; ließen ſie aber die Stadt einnehmen, ſo war dieſer große Verluſt mit Jenem ihres Rufes verbunden; das Loos von Chartres würde dann die vornehmſten Städte des Reichs treffen. Eilte man denſelben zu

Hülfe,

Hülfe, ſo müßte man ſich dem ungewiſſen Ausgange A. D.
einer Schlacht ausſetzen; käme man ihnen nicht zu 1568.
Hülfe, ſo giengen ſie in ihrem Angeſichte verlohren. Nachdem die Königlichen mehrmal verſucht hatten, eine Verſtärkung in die Stadt zu werfen, und dieſelbe mit Munition zu verſehen, der Ausgang aber immer unglücklich geweſen war, ſo nahm die Königinn-Mutter in dieſer kritiſchen Lage wieder ihre Zuflucht zu einem Auskunftsmittel, welches ſie ſo oft glücklich angewendet hatte, nämlich zu — Vergleichsunterhandlungen. Schon damals, als die Königinn das Lager verlaſſen, hatte ſie neue Friedensvorſchläge gemacht; ſo bald ſie aber die fremden Truppen im Reiche, und die Krone einer neuen Gefahr verzweifelter Feinde ausgeſetzt ſah, ſetzte ſie die Unterhandlungen lebhafter fort, um mehrere Hülfsmittel in Bereitſchaft zu haben, und ſich derſelben nach Gelegenheit bedienen zu können. Dieſem zu Folge hatte ſie mit einigen Abgeordneten des Prinzen zu Chalons Unterhandlungen gepflogen; auf ihrer Rückkehr nach Paris nahm ſie den Kardinal von Chatillon, Teligni'n, den künftigen Tochtermann des Admirals, und den Herrn von Bouchavannes mit ſich, welcher bei den Hugonotten in der höchſten Achtung ſtand. Sie wollte ſie aber nicht in Paris einlaſſen, um nicht das Volk aufzubringen, welches in ſeiner Wuth den Frieden verabſcheute. Sie blieben alſo in dem Walde von Vincennes zurück, und be-

A. D. 1568. gaben ſich nachher in ein nur eine Meile von der Hauptſtadt liegendes Kapuzinerkloſter. Das Friedensgeſchäft, welches ſich anfänglich in die Länge zog, wurde durch die Belagerung von Chartres nun lebhafter, ſo, daß man den Hugonotten ohne große Schwierigkeit die anſehnlichſten Bedingniſſe einräumte. So bald die Abgeordneten dieſelben zurückgebracht hatten, ſo zog der Prinz, der Admiral, der Stiftshauptmann von Chartres, und einige andere Häupter dieſer Parthey einen gefährlichen Krieg dem unſicheren Frieden und einem billigen Vergleiche vor. Sie verwarfen alſo das, worüber man übereingekommen war, und rechtfertigten ſich damit, daß man einen ſo größeren Verdacht ſchöpfen müſſe, je vortheilhafter die angebotenen Bedingniſſe ſeyen. Da man ihnen keine Sicherheitsplätze und die Erlaubniß gewähren wolle, immer bewaffnet zu ſeyn, ſo müßte auch der Vergleich verworfen, der angefangene Krieg fortgeſetzt, und der künftige Ausgang der Sache der Entſcheidung des Himmels heimgeſtellt werden.

Der Königinn-Mutter war nicht unbekannt, daß der größeſte Theil der Hugonotten der Unkoſten und der Gefahren des Krieges müde ſey, und ſich nach nichts mehr als nach dem Frieden ſehne, wenn ihnen nur die Gewiſſensfreyheit zugeſichert würde, und ſie ſich gewiſſermaßen mit Ehre aus dem Handel ziehen könnten. So bald ſie alſo von dem Entſchluſſe

der

der Parthenhäupter Nachricht erhalten hatte, ſo ſchick-te ſie in das Lager derſelben den Herrn von Lanſac, Ruprechten Combauld, Heinrichen von Meme, Herr von Malaſſiſe, Männer, welche die Künſte des Einſchmeichelns und Beredtſamkeit beſaßen. Unter dem Vorwande, die nämlichen Friedensbedingniſſe mit den Häuptern wieder vor die Hand zu nehmen, ſädelten ſie mit ihren Verwandten Unterredungen an; ſie prieſen in den Zuſammenkünften der Edelleute und ſelbſt in den Zirkeln der Gemeinen die Billigkeit und die Vortheile der Friedensvorſchläge, in welche der König gerne einwillige, um nicht zuzugeben, daß das Blut ſeiner Unterthanen länger vergoſſen werde. Sein Wille ſey, daß alle Einſchränkungen der Gewiſſensfreyheit aufgehoben, ihnen der vollkommene Genuß derſelben zugeſtanden, und ein Jeder wieder in die Güter und Würden, welche er vor dem Kriege beſeſſen, wieder eingeſetzt werde. Sie ſtellten vor, daß der Friede ihnen alle Sicherheit gewähren, und den Ausgaben ein Ende machen würde, durch welche ſie ihre Familien faſt zu Grunde gerichtet hätten. Anſtatt ein herumſchweifendes und unſtätes Leben wie Verbannte zu führen, würden ſie in den Genuß ihrer Aemter wieder eingeſetzt, und ihren zärtlichen Weibern, Kindern, und ihrem Vaterlande wieder zurückgegeben werden. Sie könnten ihr voriges Glück und die erſte Ruhe wieder erhalten. Da die Bewegungsgründe und der Verdacht aufhöre, weswegen ſie A. D. 1568.

A. D. 1568. ſie die Waffen ergriffen, ſo bleibe keine gegründete Urſache mehr übrig, den Krieg fortzuſetzen. Es erhelle alſo ganz deutlich, wie weit die Geſinnungen derjenigen von dem allgemeinen Wohle und der Herſtellung der Ruhe entfernt ſeyen, welche ſich weigerten, die Vergleichsbedingniſſe anzunehmen: ſie wollten unter dem Deckmantel der Religion auf eine ungerechte Weiſe unabhängige Staaten und Herrſchaften für ſich errichten.

Dieſe Reden wurden von denjenigen ſelbſt, welche ſie hörten, den Gemeinen hinterbracht, und noch vergrößert. Die Vorſpiegelung des herrlichen und ſüßen Namens »Friede« ſetzte das ganze Heer in eine ſo ſchnelle Bewegung, daß der Adel und die Gemeinen (wie es in Volks- oder Partheyſachen zu geſchehen pflegt, wo Alle ſich mit ihren öffentlichen Angelegenheiten befaſſen, und Alle als Mitintereſſirte ſich darſtellen) laut droheten, den Prinzen zu verlaſſen, wenn er die vorgeſchlagenen Bedingniſſe nicht annehmen würde. Der Prinz Caſimir ſelbſt, welcher ſich entweder von der Billigkeit derſelben überzeugt fühlte, oder durch das Anerbiethen des Königs, ihm den rückſtändigen Sold auszuzahlen, gereizt worden, und ſah, daß die ihm gemachten Verſprechungen noch nicht erfüllt worden, gab Jenen ſeinen Beifall, welche für den Frieden ſtimmten. Aber die Häupter beharreten auf ihrem Entſchluſſe. Der Admiral trat hervor, ſprach im Namen der Uebrigen, und zeigte

zeigte den Hugonotten, daß alle dieſe Vorſpiegelun- A. D. 1568.
gen ein offenbarer Kunſtgriff ihrer Feinde ſey, welche
die Unmöglichkeit einſähen, ſie zu unterdrücken, ſo
lange ſie zur gemeinſamen Vertheidigung verbunden
ſeyen; ihr Beſtreben gehe dahin, ſie zu trennen,
und zu entwaffnen, um ſo leichter einen nach dem
andern zu Grunde richten zu können. Die Sache
ſey nun ihrer baldigen Entſcheidung nahe: man müſſe
ſich alſo nur noch einige Tage gedulden. Sollten ſie
von den Katholiſchen angegriffen werden, ſo würden
ſie ſich auf die Hülfe Gottes und ihre Tapferkeit ver-
laſſen. Ließen die Katholiſchen Chartres einnehmen,
ohne dieſer Stadt zur Hülfe zu kommen, ſo brand-
markten ſie ſich vor der ganzen Welt durch ihre Feig-
heit, da ſie durch den Beſitz derſelben Paris gleich-
ſam unterjochen würden, welches aus dieſer Provinz
den größten Theil ſeiner Lebensmittel zu erhalten
pflege. Schon mehrmals habe man die traurige
Erfahrung gemacht, wie wenig auf die Verſprechun-
gen des Hofes zu zählen ſey: denn obſchon der Kö-
nig geſonnen ſey, das zu halten, was er verſpreche,
ſo ſey aber doch die Gewalt und die Argliſt der Kö-
niginn-Mutter ſo groß, und das Anſehen der Her-
ren von Lothringen ſo überwiegend, daß ſie alle Ent-
ſchlüſſe über'n Haufen würfen, und alle Heilmittel
in Gift verwandelten. Er bitte ſie alſo noch um
einige Tage Geduld, damit ſie nicht durch ihre Ue-
bereilung die mit allgemeiner Einwilligung gefaßten

Ent-

A. D. 1568. Entſchlüſſe vereitelten. Das Heer widerſetzte ſich aber ſo hartnäckig dieſen Gründen, und der Adel war ſo ſehr geneigt, die Belagerung aufzugeben, zu ſeinen Familien zurückzukehren, von welchen derſelbe mit dem größten Schaden entfernt war, und wußte, daß ſie den grauſamſten Unterdrückungen in allen Provinzen unterlagen, daß die Häupter den Frieden annehmen mußten. [16]) Die Prediger beklagten ſich ſehr heftig über den Prinzen von Condé, und beſchuldigten ihn, daß er aus Unbeſtändigkeit den Klagen und der Zudringlichkeit der Menge nachgegeben habe, um die Ergötzlichkeiten und Wollüſte des Hofes wieder genießen zu können. Die Pariſer tadelten eben ſo frey die Königinn-Mutter, welche die Unruhen nicht beizulegen, ſondern mit der Zwietracht ihre Macht zu verewigen wünſche, und den König zur Einwilligung in den Vergleich gezwungen habe. Auch der Pabſt und viele andere katholiſche Fürſten waren ſehr erſtaunt und voll Mißvergnügen über dieſen Vergleich; ſie hielten den Ausgang der Sache dem entworfenen Plane, und dieſen Entſchluß der Bereit-

16) Man nennt dieſen Frieden gewöhnlich La paix de Chartres, er wurde aber zu Conjumeau geſchloſſen. Die Königinn, ſagt Tavannes, hielt es für gerecht, einen Frieden nach dem Beiſpiele Ludewigs XI zu machen, et *d'attraper* ceux, qui l'avoient failli à prendre à Meaux. Sie hatte nämlich beſchloſſen, ihre Feinde mit gleicher Münze zu bezahlen, und ſie gelegenheitlich — aufzuheben.

Bereitwilligkeit nicht entſprechend, mit welcher ſie A. D. 1568.
die Königinn-Mutter durch ſo viele Hülfsvölker und
Geldſummen unterſtützt hatten.

Dieſe Aeußerungen waren der Königinn-Mutter nicht unbekannt, welche auf Alles aufmerkſam war, was man von Ihr ſagte. Sie ſuchte ihr Betragen bei den Geſandten derſelben, vorzüglich aber dem Venetianiſchen in einer langen Unterredung zu rechtfertigen. Er ſchien Ihr weniger partheylich und leidenſchaftlich als die Uebrigen, und geſchickter, ihren Gründen Gehör und Eingang zu verſchaffen. Dieſem zu Folge ſtieg ſie bis zu dem Urſprunge der Unruhen hinauf: Als Franz II den Thron beſtieg, war er noch jung und gänzlich unfähig, ſelbſt zu regieren; ich fühlte mich alſo gedrungen, mir von Ihm die ganze Staatsverwaltung übertragen zu laſſen, um ſo wohl die Prinzen von Bourbon, welche nach der Krone trachteten, und die neue Religion offenbar begünſtigten, als die mit hochtrabenden Anſprüchen ſchwanger gehenden Herren von Lothringen davon zu entfernen. Letztere hatten aber ein ſolches Uebergewicht bei dem Könige durch deſſen Gemahlinn, ihre Enkelinn, erworben, daß ich denſelben einen großen Theil meiner Gewalt habe einräumen, und in vielen anderen Dingen ihrem Willen folgen müſſen, um nicht zum Nachtheile des Staates und meiner eigenen Schande von dem Hofe, und vielleicht auch aus dem Königreiche verjagt zu werden. In

dieſer

A. D. 1568. dieſer ſchwankenden Lage habe ich Alles doch ſo zu vermitteln geſucht, daß das Reich ruhig geblieben, und den Frieden unter einem Könige genoſſen haben würde, welcher der Religion ganz ergeben war, und den beſten Willen hatte, ſein Volk glücklich zu machen, wenn nicht durch die Kühnheit des Prinzen von Condé, und die verderblichen Rathſchläge des Admirals Alles wäre umgekehrt worden; ſie erklärten ſich nicht nur gegen die Herren von Lothringen, ihre eigenthümlichen Feinde, ſondern erlaubten ſich auch gegen mich ſelbſt vielerley Gewaltthätigkeiten, und ſuchten aus einem ungerechten Haſſe mir das Leben zu rauben. Nach der Entdeckung der Verſchwörung von Amboiſe war der ganze Staatsrath einſtimmig der Meinung, mit der äußerſten Strenge zu verfahren; ich beſtrebte mich aber, aus allen Kräften, die Feinde auf mäßige Bedingniſſe zu befriedigen, und übergab aus Liebe zum allgemeinen Wohle alle Beleidigungen und ausgeſtandene Gefahren der Vergeſſenheit. Da aber der Prinz fortfuhr, Städte und Provinzen zum Aufruhre zu reizen, und ſich ſelbſt gegen den König zu verſchwören, ſo ſey man zu deſſen Verhaftnehmung geſchritten, während welcher ich immer für die gelindeſten Mittel ſtimmte, und den König von Navarra und einige Andere, welche an der Verſchwörung Theil genommen hatten, der Rache übergab. Dies hat man noch deutlicher einſehen können, als die Krankheit des Königs gefährlich

lich wurde: denn die Herren von Lothringen drangen A. D. heftig in mich, das Todesurtheil an den Bourbons 1568. vollziehen zu laſſen; ich widerſtand aber ſtandhaft, und zog die gelinderen Wege vor.

Nach dem Tode des Königs war deſſen Nachfolger noch ein Kind, welchem Niemand gehorſamte, und meine übrigen Söhne lagen noch gleichſam in der Wiege. Als eine Ausländerinn hatte ich ſehr wenige Vertraute; diejenigen, welche mich umgaben, waren der einen oder der andern Parthey ergeben: ich mußte alſo auf der Hut gegen Jene ſeyn, welche auf verſchiedenen Wegen das Reich zu Grunde zu richten, oder es zu theilen, und meinen und meiner Kinder Tod ſuchten. Eine ſo dringende Noth bewog mich, die Unternehmungen des Prinzen und die Gewaltthätigkeiten der Hugonotten ungeahndet zu laſſen, um den Frieden ſo lange, ſo wie meinen Kindern die Krone zu erhalten, bis der heranwachſende König ſeine Volljährigkeit erreicht haben würde. Aber durch die Ungeduld, die Streitigkeiten und Feindſchaften der Großen, durch den hochtrabenden Ehrgeiz der Herren von Lothringen und die Hartnäckigkeit der Hugonotten kam endlich der Krieg zum Ausbruche. Der Himmel iſt mein Zeuge, wie viel ich gethan und gelitten habe, um denſelben zu vermeiden. Ich ſah das ganze Reich von der Ketzerey entzündet, und daſſelbe überdies mit dem Einfalle der Engländer und Deutſchen bedrohet, welche von

Davila

A. D. 1568. den Feinden des Staates herbeigerufen worden. Ich verſuchte alſo, ob nicht das Uebel durch einen entſchloſſenen Krieg bald gehoben werden könnte; man hielt es der Religion für zuträglich, eine — Schlacht zu liefern, und ich entſchloß mich dazu. Dies beweiſet ganz deutlich ein von mir an den Connetabel geſchriebener Brief, welcher ſich noch unter ſeinen Papieren finden muß: weil ich weiß, daß er denſelben aufbewahrte. In der Schlacht bei Dreux wurde der Connetabel zum Gefangenen gemacht, und der Marſchall von St. André büßte ſein Leben ein. Obſchon das königliche Heer den Sieg erhielt, und den Prinzen von Condé gefangen nahm, ſo hatte doch noch der Admiral eine beträchtliche Armee auf den Beinen, mit welcher ſich nachher die Hülfsvölker aus England vereinigten: ein noch ſtärkeres Corps von Deutſchen war auf dem Marſche, um zu ihm zu ſtoßen. Durch die Ermordung des Herzogs von Guiſe wurden die königlichen Völker ihres Anführers beraubt. Mein Geſchlecht und meine Würde erlaubten es nicht, das Kommando ſelbſt zu übernehmen; ein anderer Feldherr von gleichem Anſehen und gleicher Kriegserfahrung war nicht vorhanden. Durch den mir von Vielen, und beſonders von dem nämlichen Herzog von Guiſe noch vor ſeinem Tode gegebenen Rath fand ich mich bewogen, den Hugonotten die Gewiſſensfreyheit zu ertheilen. Ich legte demſelben einen um ſo größeren Glauben bei, als die

Menſchen

Menſchen in dieſen Augenblicken alle Intereſſen zu vergeſſen, und die Wahrheit zu ſprechen pflegen. Ich hatte keine andere Abſicht, als dem Plündern und Morden ein Ende zu machen, wodurch das Reich verwüſtet wurde. Ich hoffte, daß dieſe böſen Säfte mit der Zeit ausdünſten würden, weil die Urſache derſelben mehr in den Privatfeindſchaften und in der Herrſchſucht, als in der Religion lagen. Ich wußte, daß einige Fürſten mich tadelten, und ſo gar an meiner Anhänglichkeit an die katholiſche Religion zweifelten; aber mein Gewiſſen gab mir das Zeugniß von dem Gegentheile; ich ſetzte all' mein Vertrauen auf Gott, welchem ich ganz allein verantwortlich bin. Es iſt unſtreitig, daß durch den Frieden die Deutſchen aus dem Reiche, welches ſie auf eine grauſame Art verheerten, entfernt, und die Engländer aus Havre de Grace verjagt worden, welche ſich ſchon dort eingeniſtet hatten. Es iſt unläugbar, daß das arme Volk ſich von dem Elende und den Drangſalen wieder erholete, durch welche es faſt zu Boden gedrückt worden. Dieſer Friede verſchaffte mir den Vortheil, daß die Hugonotten keinen Vorwand mehr zum Aufruhre hatten; ich habe Vieles nur in der Abſicht gethan und geduldet, um den unbändigen Geiſt der Großen zur Ruhe zu bringen, und die Wuth der Ketzerey zu dämpfen. Ich verſuchte verſchiedene Mittel, um dieſen gerechten und heiligen Zweck zu erreichen, und die Einigkeit des Reiches

A. D. 1568.

A. D. 1568. und den Frieden zu erhalten, welcher ſo erſprießlich für die ganze Chriſtenheit, und ſo wünſchenswerth für das ganze Menſchengeſchlecht iſt. Aber es half kein Mittel, und die Hugonotten ergriffen wieder die Waffen. Ich that alles Mögliche, um die königlichen Truppen geſchwind zu verſammeln, damit dem Feinde keine Zeit geſtattet würde, auswärtiger Hülfe ſich zu bedienen. Ich drang auf eine Schlacht, welche bei St. Denys erfolgte; aber der geringe Vortheil verſetzte uns, wie Jedermann bekannt iſt, in einen viel ſchlimmeren Zuſtand als jemals. Ich bewirkte nachher, daß dem Herzog von Anjou das oberſte Kommando des Heeres übertragen wurde, damit das öffentliche Wohl durch Privatintereſſen nicht leiden möchte. Ich bin überzeugt, daß man am Chriſtabend die Feinde hätte gänzlich ſchlagen, und die Ruhe dem Reiche wieder ſchenken können. Der Fehler lag nicht an meinem Sohne, welcher ſeiner Jugend und Leibesbeſchaffenheit ungeachtet die ganze Nacht zu Pferde, und entſchloſſen geweſen iſt, die Feinde anzugreifen; die ganze Schuld liegt auf ſeinen Rathgebern, welche dem Feinde Zeit ließen, über die Maaß zu gehen, und die deutſchen Hülfsvölker an ſich zu ziehen. Hieraus entſtand die ſo große Verwüſtung, und die Greuel, welche ich ſo ſehr verabſcheue. Ich ſah nur zu deutlich ein, daß dieſer Staatskörper, welcher von allen Seiten ſo viel Blut vergoß, unvermeidlich ſeinem Untergange ſich nähern mußte.

mußte. Die Belagerung von Chartres brachte die A. D. 1568.
Nothwendigkeit mit ſich, das ganze Reich gegen ein Heer von Verzweifelten auf's Spiel zu ſetzen, oder zu verſuchen, durch einen Vergleich dem Uebel ein Ende zu machen. Durch dieſen Frieden wurden die Deutſchen auf's neue aus dem Reiche geſchafft: man ſchöpfte wieder Athem; man trennte die Feinde, entfernte die Gefahr, und überließ die Sorge für das Künftige der göttlichen Vorſehung, mit einiger ſichern Hoffnung, das erwünſchte Ziel zu erreichen. Eines Tages wird die Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen, und die Rechtſchaffenheit meiner gebrauchten Mittel an Tag kommen.

Obſchon der Geſandte einem Jeden, wie er es für nothwendig und ſchicklich hielt, dieſe Vertheidigungsgründe der Königinn-Mutter mittheilte, und der Senat, welcher immer für den Frieden ſtimmte, den Entſchluß derſelben billigte, ſo unterließen doch nicht die unruhigſten Köpfe, dieſen Vergleich zu tadeln, und die Geſinnungen der Königinn-Mutter übel auszulegen. Da aber die Häupter und Vornehmſten denſelben den zwanzigſten März unterſchrieben, ſo wurde der Friede mit folgenden Bedingniſſen verkündiget, daß diejenigen, welche der vorgeblich reformirten Religion zugethan ſeyen, ſich an jedem Orte dem vorhergehenden Friedensedikte gemäß verſammeln dürften, um ihren Gottesdienſt zu halten; alle wider daſſelbe nachher gemachte Einſchränkungen

A. D. 1568. ſollten für wiederrufen gehalten werden, und der Prinz von Condé und der Admiral von den wider ſie geſprochenen Urtheilen frey geſprochen ſeyn: der König ſolle erklären, daß ſie Alles nur in der beſten Abſicht, und zum allgemeinen Wohle des Reiches unternommen hätten. Die Häupter der Hugonotten ſollten alle beſetzten Städte zurückgeben, und den Prinzen Caſimir mit ſeinen Truppen verabſchieden; der König mache ſich anheiſchig, einen Theil des ihnen rückſtändigen Soldes zu bezahlen; ehe ſie aber das Reich verließen, ſollten auch die Schweizer, die italiäniſche Infanterie und Kavallerie und die ſpaniſchen Hülfsvölker entlaſſen werden. Was die dem Prinzen Caſimir ausbezahlte Summe beträfe, ſo ſey ein Theil derſelben für geſchenkt anzuſehen, der andere ſollte aber von dem Prinzen von Condé und den Hugonotten innerhalb einer gewiſſen Zeitfriſt an den König zurückbezahlt werden. Endlich wurde einem Jeden der Häupter und der Herren der neuen Religion erlaubt, ſich nach Wohlgefallen einen Aufenthaltsort zu wählen, und ihre Chargen und Güter ohne Widerſpruch zu genießen.

Nachdem dieſes Edikt im Parlamente war regiſtrirt worden, ſo war nun nichts mehr übrig, als daſſelbe in Ausübung zu bringen; aber von beiden Seiten verfuhr man nicht mit jener Bereitwilligkeit und Aufrichtigkeit, welche doch die Ruhe des Reichs erfodert hätten; man ſuchte vielmehr der Erfüllung der

der Bedingniſſe Hinderniſſe in den Weg zu legen, A. D. 1568.
und Schwierigkeiten bei der geringſten Sache zu erregen. Der Prinz Caſimir wurde zwar verabſchiedet, welcher nach der vom Könige erhaltenen Zahlung ſeinen Rückweg durch Lothringen nahm, große Verwüſtungen in dieſem Lande anrichtete, und ſich hernach in die Staaten ſeines Vaters begab. Die hugonottiſchen Herren, welche wider ihren Willen in den Vergleich eingewilligt hatten, räumten doch nicht alle Plätze, deren ſie ſich bemächtiget hatten, nämlich Sancerre, Montauban, Alby, Milhaud und Caſtres. Die Bürger von La Rochelle weigerten ſich, dem Vergleiche ſich zu unterwerfen, weil ſie in denſelben nicht eingewilligt hätten; ſie nahmen den vom Könige an ſie abgeſchickten Gouverneur und die Beſatzung nicht auf, und befeſtigten ihre Stadt in aller Eile noch mehr. Der Prinz und der Admiral, welche ſich nicht getraueten, an den Hof zu kommen, und noch weniger die Waffen niederlegen wollten, zogen ſich nach Noyers und Chatillon zurück, in welchen beiden Oertern ſie ſtarke Beſatzungen hielten. Sie waren auf jede Gelegenheit aufmerkſam, um ſie zu ihrem Vortheile zu benutzen. Sie ſetzten ihre Unterhandlungen und Verſtändniſſe mit den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands wegen neuen Werbungen fort. Viele von den gemeinen Soldaten, welche ſich ohne Gefahr zu Hauſe nicht aufhalten konnten, nichts zu leben hatten, und nicht wußten,

A. D. 1568. wohin ſie ſich begeben ſollten, hatten ſich an den Gränzen der Pikardie unter dem Vorwande verſammelt, den Inſurgenten von Flandern zu Hülfe zu kommen, welches unter den ſchwerſten Strafen von dem Könige verboten war. Unter der Anführung des Herrn von Coqueville bemeiſterten ſie ſich des Schloſſes von Saint-Valery, in dem Lande von Caux, eines ſehr bequemen Platzes, um ſich entweder in die Niederlande zu begeben, oder Handel mit England zu treiben. Man hielt dafür, daß ſie dieſes Unternehmen nicht ohne Anreizung und geheime Unterſtützung des Prinzen und der übrigen Häupter gewagt haben würden. Auf der anderen Seite gab der König den Schweizern und Italiänern den Abſchied nicht, und führte zu ſeiner Rechtfertigung an, daß man ihm noch nicht alle Städte und Feſtungen zurückgegeben habe. Er ſchränkte unter allerhand Ausnahmen und Vorwänden die Gewiſſensfreyheit der Hugonotten in vielen Dingen ein, deren Viele von dem Volke ſehr übel mißhandelt, Viele aber von ihren Obrigkeiten, dem Scheine nach wegen ganz anderen Urſachen, beſtraft, und aus den Städten gejagt wurden.

Der König und die Königinn-Mutter berathſchlagten ſich ohne Unterlaß über die Art und Weiſe, allen Unruhen ein Ende zu machen. Dies iſt der Urſprung des Kabinetsraths, welchen man nun zu halten anfieng. Es wurden in denſelben nicht alle

alle diejenigen berufen, welche entweder durch ihre A. D.
Geburt oder ihren Rang in dem Staatsrathe Sitz 1568.
hatten, ſondern nur einige vom Könige auserwählte Männer, die ſich in ſeinem Gemache verſammelten, und welchen er ſeine geheimſten Gedanken und Anſchläge mittheilte. Nebſt der Königinn-Mutter, welche die Seele dieſer Berathſchlagungen war, wurde in dieſen Rath der Herzog von Anjou, des Königs Bruder, der Kanzler von L'Hopital, Ludewig von Lanſac, Johann von Morvilliers, Biſchof von Orleans, Sebaſtian von L'Aubeſpine, Biſchof von Limoges, Heinrich von Meme Herr von Malaſſiſe, der Präſident von Bjrague und der Staatsſekretär von Villeroi aufgenommen. Da ſie in ihren Meinungen ſehr verſchieden waren, ſo war es faſt unmöglich, daß in den Berathſchlagungen über die gegenwärtige Lage ein gemeinſamer Entſchluß gefaßt wurde: denn erneuerten ſie den Krieg, ſo ſahen ſie die nämlichen Unfälle und Schwierigkeiten voraus, wegen welchen ſie in der größeſten Hitze des Krieges den Frieden zu Stande zu bringen geſucht hatten; Liſt und Verſtellung, dieſe vormals gebrauchten Werkzeuge, waren ſo abgenutzt, daß man mit denſelben die längſtens entworfenen Plane nicht durchſetzen konnte. Die Häupter der Hugonotten waren auf keine Art geneigt, ſich dem Könige aufrichtig zu unterwerfen. Es war ſehr ſchwer, mit heimlicher Gewalt gegen ſie zu verfahren: denn weder der Prinz,

A. D. 1568. der Admiral, noch D'Andelot und die übrigen Vornehmſten waren zu bewegen, an den Hof zu gehen; ſie hegten vielmehr den größten Verdacht, und hielten ſich entfernt und bewaffnet in verſchiedenen Oertern auf; ſie waren auf jeden Fallſtrick aufmerkſam, den man ihnen legen könnte. Dieſe Schwierigkeiten hatten den Kabinetsrath mehrere Tage lang in Ungewißheit gehalten. Indeß ertönten aus vielen Gegenden die Nachrichten von neuen Unruhen und Aufruhr, welche theils durch die Ungeduld der Katholiken, theils durch den Uebermuth der Hugonotten erregt worden, und immer mit Blutvergießen, mit Ausſchweifungen und großer Gefahr verbunden waren. Man wurde alſo endlich übereinſtimmig, mit mehr Entſchloſſenheit und weniger Rückſicht zu Werke zu gehen, und die Wurzeln dieſer immerwährenden Unruhen auszurotten.

Die dem Prinzen Caſimir ausbezahlte Summe wurde zum Vorwande genommen. Die Häupter der Hugonotten hatten ſich verbindlich gemacht, dieſelbe in einer beſtimmten Zeit zurückzuzahlen, welche nun verſtrichen war. Der König ließ alſo dem Prinzen bedeuten, ſich zur Zahlung bereit zu machen; zu gleicher Zeit benachrichtigte er ihn: es ſey ſeine Meinung nicht, daß dieſes Geld wie eine Steuer von allen Hugonotten ohne Unterſchied gehoben werden ſollte; denn Er wolle keinem Andern die Gewalt zugeſtehen, ſeine Unterthanen zu beſteuern; ſeine Geſinnung

ſinnung ſey vielmehr, daß die Häupter, welche den A. D. 1568.
Aufruhr und den letzten Krieg erregt, aus ihrem
Vermögen jene Schuld bezahlen ſollten, welche ſie aus eigenem Antriebe, ohne beſondere Einwilligung aller Hugonotten gemacht, als ſie für ihr eigenes Intereſſe den Prinzen Caſimir in das Königreich berufen hätten. Der Prinz ward durch dieſe Auffoderung ſehr beunruhiget, weil er nun deutlich einſah, daß der König entſchloſſen ſey, Ihn, den Admiral, und die Vornehmſten ihrer Parthey dadurch zu Grunde zu richten, da ſich die Summe auf dreymal hundert tauſend Thaler belief. Da es keinem derſelben möglich war, ſo viel baares Geld zuſammen zu treiben, um ihr Verſprechen zu erfüllen, ſo hätten ſie dem Fiskus in dem niedrigſten Preiſe ihre Herrſchaften und Güter überlaſſen müſſen. Der Prinz war entſchloſſen, keinesweges dies einzugehen; er berief den Admiral zu ſich, hielt mit ihm über dieſen Gegenſtand eine lange Berathſchlagung, und gab dem Könige folgende entſchloſſene Antwort: es ſey dieſe Schuld keine Privatſchuld, ſondern aller derjenigen, welche ſich ſeinem Schutze unterworfen hätten, um ihr Leben, und ihre Gewiſſensfreyheit zu erhalten. In den Artikeln des Friedens ſey enthalten, daß Er und alle Anhänger ſeiner Parthey verbunden ſeyn ſollten, zur Befriedigung dieſer Schuld beizutragen. Es ſey widerrechtlich, daß man dieſe Summe jetzt von Ihm allein zurückfodere, um Ihn zu Grunde

zu

A. D. 1568. zu richten, oder von einigen anderen Herren, welche ſchon größtentheils ihr Vermögen aufgeopfert hätten, um den Verfolgungen ihrer Feinde Widerſtand zu leiſten. Beſtünden Seine Majeſtät auf der Zahlung, welche man auf eine viel ſchicklichere und ruhigere Zeit verſchieben könnte, ſo ſey es nothwendig, daß Ihm Dieſelbe erlaubten, dieſe Summe von den reformirten Kirchen zu erheben, die dazu ſehr bereitwillig ſeyen. Würde man Ihm dies nicht geſtatten, ſo könnten Seine Majeſtät leicht vorherſehen, daß die Verzweifelung Viele zwingen werde, auf neue und gewaltſame Rettungsmittel wider ſeinen Willen und ſeine Abſicht zu denken. Er wiſſe wohl, daß dieſe neue Verfolgung von ſeinen Feinden herrühre, welche dem Frieden und der Ruhe des Reichs abgeneigt ſeyen, und ſolche gefährliche Vorſchläge auf die Bahn brächten, um das Kriegsfeuer von neuem anzuzünden. Dies ſey nicht der erſte Verſuch: denn ſie hätten ſchon in vielen Oertern den aufrühriſcheſten Völkern von Frankreich die Waffen gleichſam in die Hände gegeben, um diejenigen auf die grauſamſte Art zu ermorden, welche ſich mit der Erlaubniß Seiner Majeſtät zur Haltung ihres Gottesdienſtes verſammelten; Er bitte Seine Majeſtät, über das, was in Rouen, Amiens, Bourges, Orleans, Troyes, Clermont in Auvergne, Angers, Ligni, und in vielen anderen Orten begangen worden, Unterſuchungen anſtellen, den Unterdrückten Gerechtigkeit wiederfahren,

fahren, und ſeine Verſprechungen nach ihrem Inhalte erfüllen zu laſſen. Zulezt ſtelle Er Seiner Majeſtät vor, daß Dieſelbe ſelbſt nach ihrem Gefühle erwägen möchte, was möglich und gerecht ſey, ohne zuzugeben, daß Andere durch ihre liſtigen Ueberredungen daſſelbe entſtellten, und verhülleten. Er ſolle Ihn alſo nicht zwingen, das zu leiſten, was Er auf keine Art erfüllen könnte. 17) A. D. 1568.

Dieſes

17) Der Abbe' Mallet fragt, ob De Thou, welcher die Vorſtellung des Prinzen an den König der Subſtanz nach mitgetheilt, aber von der Bezahlung der ſchuldigen Summe keine Erwähnung gethan hat, dieſen Artikel, vielleicht abſichtlich, ignorirt? oder ob ihn Davila allein gewußt habe? ob Letzterer dieſen von dem franzöſiſchen Geſchichtſchreiber übergangenen Gegenſtand nur allein gewußt, und deswegen in die Weite und Breite denſelben angeführt habe, um den Prinzen und ſeine Parthey gehäſſiger zu machen? — Ich muß offenherzig geſtehen, daß dieſe Fragen, welche beide Geſchichtſchreiber der Partheylichkeit für die eine und die andere Parthey zu beſchuldigen ſcheinen, nur die Unkunde der Quellen zum Grunde hat. Vorausgeſetzt, daß Davila den De Thou benutzt hat, ſo folgt daraus, daß er nicht bei demſelben ſtehen geblieben iſt, und den wichtigſten Umſtand, von deſſen Entſcheidung die Rede war, der hiſtoriſchen Wahrheit und den Quellen gemäß angeführt hat. Wie ſoll alſo die Wahrheit ein gehäſſiges Licht auf den Prinzen und deſſen Parthey werfen, da der Friede von Conjumeau die ausdrücklichſte Beſtimmung enthält, und die beſte Rechtfertigung

A. D. 1568. Dieſes Schreiben beſtärkte den König und den Kabinetsrath in dem Entſchluſſe, ohne alle Rückſicht vorzuſchreiten, weil ihnen daſſelbe eher einer Proteſtation und Drohung als einer bittlichen Entſchuldigung ähnlich ſah. Man erkannte, daß der Frieden auf keinem feſten Fuße beſtehen, noch die Gefahr eines neuen Einfalles der Deutſchen entfernt ſeyn würde,

tigung des Prinzen war? Faſt möchte ich glauben, daß De Thou die Requete des Prinzen nur nach dem Auszuge eines Anderen benutzte, der aus Nachläßigkeit oder aus anderen Urſachen den wichtigſten Artikel übergangen hat: denn ich kann mir nicht vorſtellen, daß De Thou hier einer dem Prinzen ſelbſt ſchädlichen Partheylichkeit ſich ſoll ſchuldig gemacht haben. Hätte Mallet ſich nur die Mühe genommen, die Quellen nachzuſchlagen, ſo würde ihm der ganze Gegenſtand in einem anderen Lichte erſchienen ſeyn, und er die Unpartheylichkeit Davila's erkannt haben. — Der König ſchickte den Herrn von Combaut und La Marque mit den Depeſchen an den Prinzen, und gab ſein Verlangen und ſeinen Willen zu erkennen, de faire expedier au dit Sieur Prince, ſo lauten die eigenthümlichen Worte der Requete des Prinzen, les *commiſſions*, *executions* et *proviſions* neceſſaires pour *impoſer et egaler ſur tous ceux de la Religion reformée*, *qui ſont en ce Royaume*, *les ſommes de deniers*, que *le Seig. Prince et autres Sieurs Gentils-hommes* de la Religion ont offert, et ſont obligéz de fournir et payer à ſadite Majeſté dans un an, pour rembourſement de pareilles ſommes par Elle avancées pour le renvoy et payement de l'armée conduite par Mr. le

würde, ſo lange der Prinz und der Admiral handeln A. D. 1568.
könnten. Es wurde alſo ohne alle Umſtände beſchloſſen, ſich des Prinzen und des Admirals unvermuthet zu bemächtigen, welche, ihrer Uebereinkunft ungeachtet, in dem nämlichen Orte ſich nicht zugleich aufzuhalten, damit ſie nicht zugleich überraſcht werden könnten, ſich zu Noyers, einer kleinen und ſchlecht befeſtigten Stadt an den Gränzen von Burgund, befan-

Mr. le Duc Caſimir: pour ſatisfaire et obeir au vouloir et Intention d'icelle, le dit Seig. Prince a depeſché le Sieur de Theligni, par lequel ſa Majeſté recevra un état de tous et chacuns les deniers, *qu'il convient lever et impoſer ſur les dits de la Religion*, montants à la ſomme de *huict cens quatre mille cinquante trois livres et quatorze Sols*, enſemble la minute et forme, ſuivant la quelle il eſt beſoin *les dites commiſſions et contraintes* eſtre expediées. Auf dieſes erklärte nun auf einmal der König, deſſen Willensmeinung es doch zuvor war, dieſe Summe mit ſeiner Erlaubniß von allen Anhängern der reformirten Religion erheben zu laſſen, que ſon intention n'a point eſté, que la levée et cottiſation desdites ſommes *ſe fit generalement ſur tous ceux de la Religion, ains ſeulement ſur ceux, qui ont ſuivi le party du dit Seigneur Prince.* — S. Memoires de la troiſieme guerre civile et des derniers troubles de France, ohne Druckort, 1570. p. 29. Davila iſt alſo dahin zu berichtigen, daß der König nicht allein den Häuptern der reformirten Parthey, ſondern auch Allen, welche ihnen im Kriege gefolgt waren, die Zahlung der ſchuldigen Summe aufbürdete.

A. D. 1568. befanden, die keinen langen Widerſtand leiſten konnte. Da zu der Ausführung dieſes Unternehmens mehr Verſchwiegenheit als Gewalt erfodert wurde, ſo erhielt der Kaspar Graf von Tavannes, Lieutenant des Herzogs von Aumale, Statthalters dieſer Provinz, in welcher er vierzehen Compagnien Gendarmerie unter ſich hatte, und der Graf Sciarra Martinengue, der in der umliegenden Gegend mit den italiäniſchen Truppen im Quartier lag, den Auftrag, dieſe Stadt ſo geſchwind einzuſchließen, daß weder der Prinz noch der Admiral durch die Flucht ſich retten könnten. Der König hielt ſich zu dieſem Schritte berechtiget, weil die Häupter der Hugonotten, nebſt dem, daß ſie vormals die Unterthanen ſo hartnäckig zum Aufruhr gereizt, viele Punkte des Vergleiches noch nicht erfüllt hätten, unter welcher Bedings Er ihnen doch verſprochen habe, Alles zu verzeihen. Er hoffte in ſeinem Unternehmen glücklich zu ſeyn, da er um Noyers, ſo bald die Belagerung ihren Anfang genommen hätte, eine ſolche Macht zuſammenziehen könne, daß er dieſe Häupter in wenigen Tagen zu unterdrücken dachte, ehe ſie Hülfe erhalten könnten. Er war der Meinung, daß nach der Gefangennehmung des Prinzen und des Admirals D'Andelot kein hinlängliches Anſehen beſäße, um den Krieg zu erneuern. Aber dieſer Entſchluß war kaum gefaßt, als diejenigen ſelbſt davon Nachricht erhielten, auf die er gemünzt war. Schon waren

ſie

ſie von allen Seiten mit Truppen umgeben. Martinengue legte zwey Fahnen Infanterie in Orleans, und rückte immer unter dem Vorwande, ſeine Quartiere zu verändern, ſo vorwärts, daß er ſich Noyers näherte. Der Herzog von Montpenſier und der Herr von Martigues hatten die Loire beſetzt; der Herzog von Guiſe ſtand mit ſieben Compagnien Lanzen an den Gränzen von Champagne, und der Marſchall von Coſſé mit einem Corps in der Pikardie, deſſen Kommando er ſich von dem Könige ausgebeten hatte, um die Hugonotten aus Saint-Valery zu verjagen, und den Verdacht auszulöſchen, welchen der König gegen ſeine Treue geſchöpft hatte. Der Graf von Tavannes war unter allen Noyers am nächſten. [18]) Der Prinz und der Admiral wurden alſo von allen Seiten wie in einem Netze eingeſchloſſen gehalten. Die dringende Noth lehrte ſie, ſich eilends in einen ſichern

A. D. 1568.

18) Die Königinn-Mutter hatte einige Zeit vorher dem Tavannes den Befehl zugeſchickt, die Deutſchen, welche auf ihrem Rückmarſche durch Burgund begriffen waren, und ein freyes Geleite von dem Könige erhalten hatten, anzugreifen, und nieder zu machen. Ein ſolcher Zug darf von der Geſchichte nicht übergangen werden. Tavannes entſchuldigte ſich, dieſen ſchönen Auftrag zu vollziehen; er gab auch dem Prinzen von dem Anſchlage, daß man ſich ſeiner bemächtigen wolle, durch indirekte Wege Nachricht.

A. D. ſichern Ort, ehe die königlichen Truppen weiter vor-
1568. rücken würden, zurückzuziehen, wo ſie ein Heer verſammeln, und ihre Anhänger vereinigen könnten. Sie glaubten ſich verlohren, wenn ſie ſich in Noyers länger aufhielten, in der Hoffnung, dieſe Stadt vertheidigen zu können. Sie hielten ihren Entſchluß ſelbſt vor ihrer Dienerſchaft geheim, ſtiegen in der Nacht (den erſten September) unvermuthet mit ihren Gemahlinnen und Kindern zu Pferde, und nahmen in der größeſten Geſchwindigkeit den Weg nach La Rochelle bloß mit einer Begleitung von zweyhundert Pferden, damit ſie denſelben um ſo geheimer und ſchneller zurücklegen könnten. Sie ließen den Hauptmann Bois mit eben ſo viel Reuterey zurück, um die Feinde ſo viel möglich aufzuhalten, und ihre Flucht zu decken, wenn ſie ſollten verfolgt werden. Es war ein großes Glück für ſie, daß die Loire, ein breiter und reißender Strohm, durch die große Hitze des Sommers außerordentlich klein geworden war, durch welche ſie ohne Gefahr in der Gegend von Rouenne paſſirten; es wäre ſonſt faſt unmöglich geweſen, da alle Brücken von den Königlichen beſetzt waren, über dieſen Fluß zu kommen. Der Hauptmann Bois hatte aber nicht gleiches Glück: er wurde von dem Grafen von Martinengue verfolgt, nahe an den Ufern des Fluſſes erreicht, geſchlagen, und zerſtreut. Er flüchtete ſich in ein gewiſſes nicht weit entferntes Schloß, in welchem er ſich dem Martinengue

nengue auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, A. D. 1568.
und als ein Gefangener an den Hof abgeliefert
wurde.

Der Prinz und der Admiral, welche lange vorher glücklich durch den Fluß gekommen waren, und mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit ihren Weg fortſetzten, ohne eingeholt zu werden, 19) erreichten in wenigen Tagen La Rochelle, welche Stadt durch die glückliche Vereinigung aller Umſtände zum Bollwerk ihrer Parthey, zum Waffenplatze und Zeughauſe beſtimmt wurde: denn die Prinzen waren nicht mehr im Beſitze von Orleans und Rouen, zwey ſo großer, mächtiger und ſo vortheilhaft liegender Städte, in welchen ſie ihre Hauptmacht hätten vereinigen,

19) Der Marſchall von Vieilleville befand ſich damals gerade in Poitou, um die Unterwerfung von La Rochelle und die Einnahme der Beſatzung zu bewerkſtelligen, deren Bürgern doch die Königinn im Anfange der Unruhen das Recht, ſich ſelbſt zu bewachen, für eine beträchtliche Summe verkauft hatte. Der Prinz ſchickte einige Edelleute an den Marſchall nach Poitiers, um ihm den Durchzug zu geſtatten. Er gab denſelben zur Antwort, daß er es ganz gerne thun wolle; es dürfte aber mit keinem großen Gefolge geſchehen. Man beſchuldigte den Vieilleville, daß es ihm ein Leichtes geweſen ſeyn würde, ſich des Prinzen zu bemächtigen; da aber noch kein offenbarer Krieg ausgebrochen war, ſo dachte Vieilleville wie Tavannes zu edel, ſich als Häſcher gebrauchen zu laſſen.

A. D. 1568. und ihre Parthey aufrecht erhalten können. Sie fanden ſich alſo in der Nothwendigkeit, ſich einer, in einem fruchtbaren, reichen, am Meere liegenden Lande, und mit einem guten Seehafen verſehenen Stadt und Feſtung zu verſichern. Sie konnten keinen vortheilhafteren Ort auserwählen als La Rochelle, da ſie durch den Beſitz des Hafens, und der benachbarten fruchtbaren und volkreichen Inſeln Hülfsvölker aus Deutſchland, Flandern, England, Schottland, Bretagne und der Normandie, welche Länder voll von ihren Anhängern waren, erhalten, und den Sitz ihrer Parthey an einem Orte aufſchlagen konnten, welcher ihnen ſehr ſchwer zu entreißen war. Sie brauchten alſo in ihrer Noth nicht lange um ſich her zu ſehen, wohin ſie ſich flüchten ſollten.

Die Bürger von La Rochelle und der größte Theil der Prediger, welche ſich ihrer Sicherheit wegen dorthin geflüchtet hatten, nahmen den Prinzen und den Admiral mit den höchſten Freudebezeugungen auf. Sie ſchickten ſogleich Couriere mit Schreiben an ihre Anhänger ab, daß ſie ſich ſo geſchwind als möglich nach La Rochelle begeben ſollten, um ſo wohl den Nachſtellungen ihrer Feinde zu entgehen, als um ſich zu vereinigen, und ein hinlängliches Heer auf die Beine zu bringen, womit ſie den Feinden widerſtehen könnten, welche ſie bald angreifen würden. Dieſe dringenden Einladungen waren nicht einmal nöthig: denn ſchon bei dem bloßen Rufe von der

Flucht

Flucht und der Gefahr, in welcher ſich der Prinz befunden, hatten ſich die Hugonotten empört, und ſogleich die Waffen ergriffen, um in jedem Nothfalle bereit zu ſeyn; ein deutlicher Beweis, wie unbeſtändig und veränderlich dieſe Nation iſt! Die Nämlichen, welche zuvor mit dem größten Eifer ihre Anführer zum Frieden gezwungen hatten, waren ſchon in einigen Monaten der Ruhe überdrüſſig geworden, wünſchten den Krieg, und waren nun die Hitzigſten, denſelben zu beginnen. A. D. 1568.

Auf das gegebene Signal verſammelten ſich die Hugonotten aus allen Provinzen in wenigen Tagen. Jene von Poitou eilten unter der Anführung des Yvoy und Bloſſet nach La Rochelle; die von Perigord unter Jener des Soubiſe und Puviaut. Piles und Clermont erſchienen mit den Hülfsvölkern von Cahors; der Graf von Montgommery und Colombieres mit Jenen von der Normandie, und der Stiftshauptmann von Chartres und Lavardin führten die von Bretagne herbei. D'Andelot und La Noue hatten bei ihrem Uebergange über die Loire mit verſchiedenem Glücke gegen den Herzog von Montpenſier und Martigues geſtritten, und in drey bis vier Gefechten einen Theil ihrer Truppen eingebüßt; ſie kamen aber doch mit einer anſehnlichen Kavallerie glücklich zu La Rochelle an. Die Königinn von Navarra, welche entweder nicht weniger als die Anderen für ihre Sicherheit beſorgt war, oder ihre Parthey zu

A. D. 1568. verſtärken, zu entflammen, und das Glück ihres funfzehenjährigen Prinzen zu befördern wünſchte, brachte in Bearn ein Corps Infanterie und Kavallerie zuſammen, und kam ebenfalls nach dem allgemeinen Sammelplatze. Der Kardinal Odo von Chatillon, welcher ſich zu Beauvais, einer Paris ſehr nahen Stadt, aufhielt, und überall von den Truppen des Königs umgeben war, glaubte nicht, eine ſo lange Reiſe ohne Gefahr zurücklegen, und ſich mit den Seinigen vereinigen zu können. Er flüchtete ſich alſo in Matroſenkleidung nach den Küſten der Normandie, und gieng von da mit der gröſſeſten Gefahr nach England über, wo er von der Königinn Eliſabeth mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen wurde, und nachher ſich als Geſandter ſeiner Parthey an dieſem Hofe aufhielt, und derſelben ſehr gute Dienſte leiſtete.

Viertes

Viertes Kapitel.

Dritter bürgerlicher Krieg, welchen die Häupter der Hugonotten durch ein Manifeſt rechtfertigen. Der Kanzler von L'Hopital wird entfernt. Edikte des Königs. Zurüſtungen der Hugonotten, und Eroberungen. Ein Theil ihrer ankommenden Hülfsvölker wird geſchlagen. Das königliche Heer marſchiert unter dem Kommando des Herzogs von Anjou den Hugonotten entgegen. Charakter deſſelben. Der Prinz von Condé geht ihm ebenfalls entgegen, um ein Treffen zu liefern. Ein Irrthum raubt den Hugonotten die Gelegenheit, eine Abtheilung des katholiſchen Heeres zu ſchlagen. Der Prinz und der Admiral beſchließen, ein zu Sanzay poſtirtes Corps der Feinde anzugreifen; der Prinz von Condé verirrt ſich aber auf ſeinem Marſche, und ſtößt auf das Treffen der Katholiſchen. Die Gegenwart des Geiſtes verläßt den Prinzen nicht; er macht eine geſchickte Bewegung, und verſchanzt ſich ſo, daß der Herzog von Anjou ihn nicht angreifen kann. Der Herzog von Anjou zieht ſich nach Poitiers, und der Prinz nach Mirebeau zurück. Die Häupter der Hugonotten belagern Seaumür. Der Herzog von Anjou nimmt Mirebeau weg, und ſetzt ſich vor Loudün. Der Prinz kömmt dieſer Stadt zu Hülfe; die Kälte verhindert aber beide Heere zu ſchlagen. Der Herzog von Anjou zieht ſich hinter einen Fluß zurück, und verlegt ſeine Truppen in Winterquartiere. Der Prinz ſucht ihn vergebens in denſelben zu überrumpeln, und bezieht gleichfalls die Winterquartiere. Große Sterblichkeit bei beiden Heeren.

A.D. 1568. Sobald die Häupter der Hugonotten ein anſehnliches Heer verſammelt hatten, ſo waren ſie ihrer Gewohnheit nach vor allem Andern darauf bedacht, ihre ſo unvermuthete Waffenergreifung zu rechtfertigen, und machten ein Manifeſt bekannt, in welchem ſie nach einer langen Aufzählung aller den Anhängern der reformirten Religion in vielen Orten und zu verſchiedenen Zeiten zugefügten Unbilden die Gefahren vergrößerten, in welchen ſie ſich befunden, von ihren Feinden betrogen, und unterdrückt zu werden, wenn ſie länger unbewaffnet geblieben wären; ſie betheuerten endlich, daß ſie die Waffen bloß ergriffen hätten, ihre Freyheit und ihr Leben zu vertheidigen, und ſich in der Bekenntniß und Ausübung ihres Glaubens zu erhalten, welchen ſie Gott ohne irgend eine andere Abſicht oder Intereſſe ſchuldig ſeyen; ſie wünſchten, unter dem Gehorſame gegen den König zu leben, wenn man ihnen nur Sicherheit für ihr Leben und ihre Gewiſſensfreyheit geben würde. Zu gleicher Zeit machte die Königinn Johanna einige an den allerchriſtlichen König, den Herzog von Anjou und den Kardinal von Bourbon gerichtete Schreiben bekannt, in welchen ſie das Nämliche wiederholte, und erklärte, daß ſie nichts weniger habe thun können, als ſich an den Prinzen von Condé und die Uebrigen anzuſchließen, welche die nämliche Religion bekenneten, um ſo wohl ihren gemeinſamen Glauben zu vertheidigen, als um den Nach-

Nachſtellungen zu entgehen, welche unaufhörlich ſo wohl von dem Kardinale von Lothringen als von den Spaniern gegen ihr und ihrer Kinder Leben und die elenden Ueberbleibſel des Königreiches von Navarra gemacht würden. Obſchon alle dieſe Beweggründe mit großer Beredtſamkeit eingekleidet waren, ſo ſah man aber doch ganz deutlich, daß dieſelben entweder von Ihr erfunden, oder doch ſehr vergrößert worden, und ſie keine andere Urſache mehr bewogen habe, als das große Verlangen, die reformirte Religion zu verbreiten, und ihrem Sohne mit der Zeit die Oberhauptsſtelle der Hugonotten zu verſchaffen, welche der Prinz von Condé begleitete, und vormals der König von Navarra, ihr Gemahl, beſeſſen hatte. A. D. 1568.

Da der König und die Königinn-Mutter ſahen, daß alle Anführer der Hugonotten ſich in ſo kurzer Zeit an einen ſo ſichern und gut gelegenen Ort zurückgezogen, ſo unvermuthet ein Heer verſammelt, und den Krieg angefangen hatten, welchen ſie doch durch Verſtellung und Kunſtgriffe zu vermeiden geſucht, ſo mußten ſie ganz deutlich bemerken, daß die Geheimniſſe ihres Kabinets verrathen worden. Der Verdacht konnte auf Niemanden als auf den Großkanzler von l'Hopital fallen, welcher ſich immer den gegen den Prinzen und den Admiral gefaßten Entſchlüſſen widerſetzt hatte; man wußte noch überdies, daß ſeine Frau, ſein Tochtermann, und ſeine Toch-

A. D. 1568. ter der reformirten Religion anhiengen, und er ſelbſt öftere vertraute Unterredungen mit Teligni, einem Jünglinge voll Scharfſichtigkeit und Verſtellung, gehabt, welchen deswegen der Admiral zu ſeinem künftigen Tochtermanne gewählt, und ihn zum Vertrauten aller ſeiner Geheimniſſe und Triebfedern gemacht hatte, nach welchen er gewöhnlich zu handeln pflegte. Dieſer gegen den Kanzler erregte, durch das Gerücht und die allgemeine Stimme beſtärkte Verdacht wirkte ſo gar auf den König, daß er ihn, obſchon man keinen hinlänglichen Beweis fand, ihn ſeiner Stelle zu entſetzen, doch von derſelben und vom Hofe entfernte, und die Staatsſiegel dem Herrn von Morvilliers, einem Manne von großer Erfahrung und Verſtande, übergab, welcher aber als Biſchof nicht in der geringſten Verbindung mit der Parthey der Hugonotten ſtand, und dem Hauſe Guiſe ſehr ergeben und verbunden war. 20) Nachdem man den

20) Von L'Hopitals Entfernung war vorzüglich das Werk der Königinn-Mütter, und ihres Sekundanten, des Kardinals von Lothringen. Von L'Hopital hatte ſich den Haß der Königinn dadurch zugezogen, daß er als Staatsmann und Philoſoph die Toleranz und Eintracht predigte, und gewaltſamen Mitteln ſich widerſetzte. Das war ſeine Ketzerey, deren ihn die Königinn bei ihrem Sohne anklagte. Den Biſchof Morvilliers zwang man gleichſam, die Staatsſiegel anzunehmen. Er acceptirte ſie, in der Abſicht, ſie wie ein Depoſitum zu bewahren, welches er

den von L'Hopital auf dieſe Art aus dem Kabinets- A. D.
rathe und von dem Hofe entfernt hatte, ſo war der 1568.
König und die Königinn-Mutter darauf bedacht, dem Brand alle Nahrung zu entziehen, und machten eine Erklärung bekannt, in der ſie verſprachen, gegen alle Jene den letzten Frieden zu beobachten, und die Gewiſſensfreyheit ungekränkt zu laſſen, welche ſich zu Hauſe ruhig verhalten, die Waffen nicht ergreifen, und ſich mit Jenen nicht vereinigen würden, welche den Krieg unter allerhand Vorwänden erneuert hätten. Die Katholiken tadelten dieſes Edikt, weil es ihrer Meinung nach nur der Argliſt und den Kunſtgriffen ihrer Feinde zur Stütze diente, oder weil ſie ſahen, daß ſich die Hugonotten weder durch Furcht, noch die Milde des Königs und alle mögliche Verſprechungen nicht zurückhalten ließen, einſtimmig und muthig nach la Rochelle zu eilen. In dieſer Rückſicht erließ der König einige Tage nachher ein anderes Edikt, weil Er entweder den Bitten und Vorſtellungen des katholiſchen Theils, auf deſſen Treue damals die ganze königliche Macht beruhete, nachge-

er dem tugendhaften von L'Hopital zurückzuſtellen dachte. Als er ſah, daß der Präſident von Biraque, oder Biraga, ein Florentiner, und eine Kreatur der Königinn, zu ſeinem Nachfolger beſtimmt war, ſo legte er ſeine Stelle nieder. Dieſer Biraga ſagte einsmal zum Könige, daß er aus einer Schweinshaut zehen tauſend Edelleute fabriciren könnte.

A. D. 1568. nachgeben, oder den Pabſt Pius V wieder gewinnen wollte, welcher theils durch die wiederholten ſehr ernſthaften Vorſtellungen, theils durch viele Gnadenbezeugungen das Verbot des reformirten Gottesdienſtes in dem Königreiche zu bewirken ſuchte. Der König und die Königinn-Mutter hatten ſich entſchloſſen, bei dieſer Gelegenheit ihre wahren Geſinnungen öffentlich zu erklären, welche bis jetzt bei den katholiſchen Fürſten ſehr verdächtig waren. Dieſes neue Edikt des Königs enthielt als eine Einleitung eine lange und umſtändliche Erzählung der Milde und Gnaden, wodurch Er die Hugonotten in den Schoos der Kirche und zum Gehorſame zurückzubringen geſucht habe; Er erwähnt beſonders ihrer Rebellionen und Verſchwörungen: wie ſehr ſie die königliche Gnade verſchmäht, und immer ſeine Unterthanen zur Meuterey und zum Aufruhr gereizt, fremde Völker, und die natürlichen Feinde der franzöſiſchen Nation ins Reich gerufen, und immer geſucht hätten, ſich der beſten Feſtungen zu bemeiſtern, und die blühendeſten Provinzen des Reichs zu verwüſten. Am Ende wiederrief Er alle wegen der Religion in ſeiner Minderjährigkeit erlaſſenen Edikte, und erklärte das letzte Friedensedikt für nichtig und ungültig, welches nur auf eine interimiſtiſche und proviſoriſche Weiſe gegeben worden ſey. Er verbot die Ausübung einer jeden anderen als der katholiſchen Religion in ſeinem ganzen Reiche, welche Ihm von ſeinen

ſeinen Vorfahren überliefert worden ſey. Er befahl allen Predigern und Dienern der reformirten Religion, alle ſeine Staaten in einem Zeitraume von funfzehen Tagen zu verlaſſen. Er verzieh alles Vergangene in Rückſicht der Religion aus beſonderer Gnade, und verbot unter Lebensſtrafe, ſich zu einer anderen als der katholiſchen Religion zu bekennen. Zuletzt verordnete er, daß Niemand zu irgend einem Amte, einer Würde, oder zur Magiſtratur zugelaſſen werden könnte, wenn er nicht durch ein vorhergehendes Glaubensbekenntniß verſprochen hätte, nach dem Glauben und den Gebräuchen der katholiſchen Kirche leben zu wollen. A. D. 1568.

Dieſes Edikt wurde mit einem unbeſchreiblichen Zuſammenfluſſe des Volkes von Paris verkündiget, und mit der größten Freude von allen Parlamentern — regiſtrirt. Durch daſſelbe gab der König und die Königinn-Mutter deutlich zu erkennen, daß es immer ihre Geſinnungen geweſen waren, die Parthey der Hugonotten zu unterdrücken, und auszurotten; daß ſie aber gewünſcht hatten, dieſes Vorhaben ohne Krieg und mit geringerem Schaden der Unterthanen zu bewerkſtelligen; ohne Gefahr zu laufen, daß ſich ein Theil des Reiches von dem anderen trennete. Da ihnen aber dies nicht durch Verſtellung und Kunſtgriffe gelungen war, welche ſie ſo lange angewendet hatten, ſo legten ſie nun die Maske ab, und erklärten ſich ganz offenbar als unverſöhn-

liche

A. D. 1568. liche Feinde der Hugonotten, um ihr Ziel um ſo geſchwinder zu erreichen. Ihre Kriegsrüſtungen wurden eben ſo lebhaft betrieben, als ihre Edikte ſcharf und ſtreng waren. Der Herzog von Anjou, welcher vom Könige zum Generallieutenant in allen Provinzen ſeines Reiches erklärt worden, ſammelte in der größten Geſchwindigkeit das Heer, und beſchloß, ſo bald als möglich in Saintonge einzurücken, die Hugonotten anzugreifen, und zu unterdrücken, ehe ſie von der Königinn von England oder den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands Hülfe erhalten könnten. Der Prinz und der Admiral, welche ſich an das erinnerten, was ihnen bei der Schließung des letzten Friedens begegnet war, hatten ſich und alle Andere durch einen feyerlichen Eyd in La Rochelle verbindlich gemacht, in der Vertheidigung ihrer Religion bis zu dem Tode zu verharren, und keinen Vergleich ohne die allgemeine Einwilligung ihrer Feldherren, und ohne eine hinlängliche Sicherheit anzunehmen, welche zur Erhaltung ihres Lebens und zur vollkommenſten Gewiſſensfreyheit erfodert würde. Nachdem ſie ihre Verbündung auf dieſe Art beſchworen hatten, ſo ſchickten ſie ſogleich Bevollmächtigte nach England und Deutſchland, um Hülfsvölker zu erhalten. Der Admiral, welcher ſich durch eine lange Erfahrung eine große Kenntniß von der wahren Kriegskunſt erworben hatte, wußte, daß angefüllte Magazine und die Vorſorge für die Unterhaltung der Soldaten ge-

wöhnlich

wöhnlich das Glück der Heere entſcheide. Er pflegte daher oft zu ſagen, daß ein Heer ein gewiſſes Ungeheuer ſey, welches ſich mit dem Bauche zu bilden anfange. Da er ſich jetzt in einem obſchon fruchtbaren Erdwinkel befand, und ſich doch von der einen Seite durch die Loire, und von der anderen durch die Gebirge, welche ſich aus Languedoc und Gascogne bis zu den Pyrenäen ausdehnen, eingeſchränkt ſah, ſo führte er dem Prinzen und den Anderen zu Gemüthe, daß ſie ihre vornehmſte Sorge auf die Aufhäufung von Früchten, Geld und Munition richten ſollten, um dem gegenwärtigen Bedürfniſſe und dem künftigen im Winter zu ſteuern. Aus dieſer Urſache brachten ſie eine Flottille von dreyßig Fahrzeugen von verſchiedener Größe und Beſchaffenheit zuſammen, um auf dem Meere und den Flüſſen auf Kauffartheyſchiffe Jagd zu machen, die ſchwächſten an den Ufern des Meeres liegenden Städte zu plündern und zu brandſchatzen, von anderen Gegenden nicht nur allein ſo viel Früchte als möglich nach La Rochelle zu ſchaffen, als auch nach Umſtänden die gemachte Beute zu verſilbern, und dadurch der dringenden Noth abzuhelfen, in welcher ſie ſich gegenwärtig befanden. Der Erfolg entſprach auch völlig ihrer Abſicht: denn in wenigen Monaten erbeuteten ſie ſo viele Schiffe, welche ohne einige Furcht über das dortige Meer paſſirten, und zogen daraus ſo anſehnliche Summen, daß ſie nachher zur Erhaltung

A. D. 1568.

des

A. D. 1568. des Heeres einige Zeit lang hinlänglich waren. Eine noch größere Hülfe verſchaffte ihnen die Thätigkeit der Königinn Johanna, welche durch öftere Geſandtſchaften und dringende Vorſtellungen die Königinn von England bewog, den Hugonotten nicht nur allein Schiffe, Getraide und Munition, ſondern auch hundert tauſend Dukaten zur Unterhaltung des Heeres zu überſchicken. Sie glaubte dadurch den mit dem allerchriſtlichſten Könige neuerdings gemachten Frieden im geringſten nicht zu verletzen, da ſie vorgab, daß Alles dies zur Erhaltung der Krone und zum Dienſte des Königs abzweckte, und gegen Jene gerichtet wäre, welche den König gefangen hielten, und den wahren Gottesdienſt verfolgten.

Indeß war der Prinz und der Admiral mit dem Heere ins Feld gerückt. Sie bemeiſterten ſich mit ſolchem Glücke der benachbarten Städte, daß ſie in wenigen Wochen in dem Beſitze des größten Theiles der Städte von Poitou, und Touraine waren, welche ſich theils durch Gewalt, theils durch Kapitulation an die Verbündeten übergeben, und Beſatzungen von denſelben einnehmen mußten. Der Herzog von Montpenſier, welchen man in dieſe Provinzen mit wenigen Truppen geſchickt hatte, war nicht im Stande, einem ſo ſtarken Heere Widerſtand zu leiſten: die Hugonotten ſtreiften alſo im ganzen Lande herum, erfüllten Alles mit Raub und Mord, und vermehrten

von

von Tage zu Tage ihren Anhang. Der König war A. D. 1568. Anfangs nicht bedacht genug geweſen, ein beträchtliches Corps in dieſen Gegenden aufzuſtellen, um die Hugonotten ſeiner Abſicht gemäß zu unterdrücken, oder doch wenigſtens ihre Verſtärkung zu verhindern. Er mußte alſo jetzt viel Zeit verliehren, um Truppen zuſammenzubringen, und dieſelben einen ſo weiten Marſch in ſo entfernte Provinzen antreten zu laſſen. So bald ſich Heinrich von Lothringen, Herzog von Guiſe, der Graf von Briſſac, die Herren von Biron, Martigues und la Valete mit dem Herzoge von Montpenſier vereinigt hatten, ſo beſchloſſen ſie einmüthig, ins Feld zu rücken, um der Wuth und den Streifereyen der Feinde Einhalt zu thun, und jene Städte zu vertheidigen, welche den Hugonotten noch nicht in die Hände gefallen waren. Der Zufall fügte es, daß der Herzog von Montpenſier aus Angers marſchierte, und ſich längſt dem Ufer der Vienne lagerte. Die Herren von Mouvans und D'Acier, welche die Hugonotten aus dem Delphinate, der Provence, aus Auvergne und Languedoc verſammelt hatten, und ſich mit dem Hauptheere vereinigen wollten, kamen in der nämlichen Gegend an. Das Corps derſelben beſtand aus achtzehen tauſend Mann, theils Kavallerie, theils Infanterie, und lauter zuſammengerafftem, und in den Waffen ungeübtem Volke, mit welchem ſich eine kleine Anzahl Edelleute verbunden hatte, die ſich theils den Strafen ihrer

A. D. 1568. Obrigkeiten entziehen wollte, theils durch die ihnen vorgeſpiegelte Hoffnung von großer Beute war angereizt worden. Nichtsdeſtoweniger marſchierten ſie mit guter Mannszucht und Ordnung in zwey Corps, deren Erſtes die Herren von Mouvans und Pierre-Gourde, und das Andere D'Acier anführte; ſie lagerten ſich immer ſo nahe an einander, daß Eines dem Anderen leicht zu Hülfe kommen konnte. Auf dieſe Art hatten ſie alle Schwierigkeiten überwunden, und von den äußerſten Gränzen des Lyonneſiſchen und des Delphinats Jene von Saintonge, mit Beute beladen, erreicht. Der Herzog von Montpenſier erhielt von der Ankunft dieſer Truppen Nachricht, und beſchloß ſie anzugreifen, und zwar um ſo mehr, als die Avantgarde derſelben ſich weiter als gewöhnlich von dem Treffen entfernt, und entweder von der Strenge der Disciplin nachgelaſſen, oder eine andere Urſache vorgewaltet hatte.

Den dreyßigſten Oktober marſchierte er zwey Stunden vor Tagesanbruch ab, und machte folgende Diſpoſition zum Angriffe: während er durch öftere Scharmützel das Treffen der Feinde, oder das zweite Corps unter D'Aciers Anführung aufhielte, ſollte der Graf von Briſſac und der Herzog von Guiſe mit dem Kerne der Kavallerie den Mouvans und Pierre-Gourde, welche mit der kleinſten Abtheilung die Avantgarde machten, auf ihrem Marſche in freyem Felde angreifen, wo ihre zahlreiche, aber mit keinen

Piken

Piken verſehene Infanterie mit ſo großem Nachtheile A. D.
kämpfen müßte, daß er ſie ohne ſonderlichen Wider- 1568.
ſtand zu beſiegen hoffte. Der Herzog von Guiſe und der Graf von Briſſac, deren Kavallerie zwölf hundert Fußgänger aufgenommen hatte, beſchleunigten ſo ſehr ihren Marſch, daß ſie wider die Ordre den Feind, welcher noch in dem Dorfe Meſſignac lag, eher einholten, als er ſeinen Marſch wieder angefangen hatte. Sie verlohren alſo all' den Vortheil, durch welchen ſie, obſchon geringer an Zahl, einen mächtigeren Feind zu bekämpfen hofften. Da ſie ſahen, daß die Hugonotten ſich vor ihrer Kavallerie fürchteten, und ſich in dieſem Orte verſchanzten, ſo machten ſie dem ungeachtet einen muthigen Angriff auf das Dorf, um nicht umſonſt gekommen zu ſeyn. Man ſtritt von beiden Seiten mit großer Tapferkeit und Hartnäckigkeit zwei ganze Stunden, bis die katholiſchen Feldherren, welche ihre Truppen nicht vergebens ſtrapazziren, und wegen der Feſtigkeit des Ortes einer augenſcheinlichen Gefahr Preis geben wollten, zum Rückzuge blaßen ließen, und den nämlichen Weg zurückkehrten, von woher ſie gekommen waren. Sie legten ſich in einen nicht weit von Meſſignac entfernten, und ſich hinter einem kleinen Berge erſtreckenden Wald in Hinterhalt, um die Bewegungen der Feinde zu beobachten. Mouvans und Pierre-Gourde glaubten, die Königlichen ſeyen der Infanterie entgegen gegangen, um hernach den An-

A. D. 1568. griff zu erneuern. Sie hofften, vor ihrer Rückkunft, Riberac, einen ſehr feſten und nur fünf Meilen entlegenen Ort, zu erreichen, welcher in dem Beſitze der Hugonotten war. Sie waren ſo ſorglos, daß ſie nicht einmal das umliegende Land auskundſchafteten, und ihren Marſch eilends antraten, um den Katholiſchen zuvorzukommen, welche ſie noch weit von ſich entfernt hielten. Kaum hatten ſie aber vor Meſſignac die Mitte der Ebene erreicht, als ſie von der katholiſchen, in viele Haufen zertheilten Kavallerie, eben da ſie ſich mit großer Geſchwindigkeit einem Walde näherten, der ſich von dort bis unter die Mauern von Riberac ausdehnt, auf allen Seiten angegriffen wurden. Obſchon ſie auf der Ebene einen nachtheiligen Standort hatten, die Infanterie aus lauter Büchſenſchützen beſtand, und keine Pikenträger hatten, ſo fochten ſie doch mit ſolcher Standhaftigkeit, daß ſie den Katholiſchen einen ſehr blutigen Sieg überließen. Mouvans und Pierre-Gourde blieben, ſo wie beynahe zwey tauſend Fußgänger, und mehr als vierhundert Kavalleriſten auf dem Platze, da die katholiſchen Soldaten auf Befehl ihrer Feldherren keine Gefangene machten, welche ſich mit einem geringen Löſegelde loskauften, und bei den Hugonotten wieder in Dienſte traten. Der Herzog von Montpenſier war während dieſer Zeit zu Saint-Chatier auf das Treffen der Feinde geſtoßen, welches ihm an Anzahl weit überlegen, und durch die gute

Kaval-

Kavallerie von Provence und dem Delphinate auf A. D. 1568.
ihren Flanken gedeckt war. Er hielt es nicht für rathſam, daſſelbe mit allen ſeinen Truppen anzugreifen, ſondern es durch wiederholte und ſtarke Scharmützel aufzuhalten, damit die Feinde nicht der Avantgarde zu Hülfe kommen könnten. Bei der einbrechenden Nacht zog er ſich nach Vezün zurück. Die Hugonotten bedienten ſich dieſes Vortheils, marſchierten die ganze Nacht ohne Aufhören, kamen mit der Morgenröthe zu Riberac an, und vereinigten ſich den folgenden Tag (den erſten November) mit dem Prinzen und dem Admiral zu Aubeterre.

Der Herzog von Anjou hatte ſchon mit dem königlichen Heere in ſtarken Märſchen Amboiſe erreicht. Der Herzog von Montpenſier und die übrigen Feldherren hörten nach dem Siege bei Meſſignac auf, die Feinde länger zu beunruhigen, und giengen demſelben entgegen, um ſich mit Ihm zu vereinigen, welches auch den zehnten November vor Chatellcraud, einer Stadt in Poitou an den Ufern der Vienne, bewerkſtelligt wurde. Man hatte von der Tapferkeit und dem Edelmuthe dieſes Prinzen große Erwartungen geſchöpft, welcher in der Blüthe ſeiner Jahre, mit den beſten Eigenſchaften ausgeſchmückt, gleichſam gebohren zu ſeyn ſchien, das größte Reich von Europa zu beherrſchen. Mit einer ſchönen Geſtalt verband er aber auch doch einen ſo dauerhaften Körper, daß er, ſeines ſchwach ſcheinenden Tempera-

A. D. 1568. ments ungeachtet, alle Strapazzen des Kriegs leicht ertragen konnte. Er ließ ſo große Merkmale von Tapferkeit, Großmuth, Klugheit, und Adel der Seele blicken, daß man ſeine Tugenden weit über ſein Alter erhaben hielt. Alle dieſe Eigenſchaften, welche noch durch ſeine natürliche Beredtſamkeit und die Kenntniß der Wiſſenſchaften, wie es einem Prinzen ziemt, erhöhet wurden, erwarben ihm nicht nur allein eine außerordentliche Liebe, ſondern auch eine beſondere Verehrung bei dem Heere, ſo wie bei dem Adel und der ganzen Nation. Einige Fehler menſchlicher Schwäche, das Loos der Sterblichkeit, verdunkelten dieſe vortreffliche Eigenſchaften; ſeinen Hang nach Vergnügungen ſchrieb man ſeiner Jugend zu, ſo wie ſeine verſchwenderiſche Freygebigkeit gegen ſeine Bedienten und Lieblinge vielmehr einer noch nicht reifen Großmuth als einer unregelmäßigen Neigung. Der Herzog von Anjou, welcher ſo große Erwartungen erregte, war voll Sehnſucht, denſelben zu entſprechen, und ſich ohne längeren Aufſchub mit dem Feinde zu ſchlagen. Der herannahende Winter foderte überdies die Königlichen noch mehr dazu auf. Er ließ alſo in der größeſten Eile ſein Heer die Muſterung paſſiren, welches aus ſieben tauſend Mann Kavallerie, ſechs tauſend Schweizern, zwey tauſend Italiänern, und zwölf tauſend Mann franzöſiſcher Infanterie beſtand, und gieng ebenfalls durch Poitou, eine ſehr fruchtbare Provinz, den Hu-

gonotten entgegen. Zu gleicher Zeit rückte der Prinz A. D. 1568.
von Condé, welcher ſich aller umliegenden Städte
ſchon bemächtiget hatte, mit vier und zwanzig tauſend Mann Infanterie und mit etwas weniger als
vier tauſend Mann Kavallerie vor, und war entſchloſſen, ſich dem königlichen Heere ſo zu nähern,
daß er die Städte ſeiner Parthey decken, und jede ſich darbietende Gelegenheit ergreifen könnte, um
mit Vortheile zu ſchlagen. Beide Feldherren hatten gleiche Abſichten; ein ſehr ſeltener Fall, daß zwey
Feinde in der Führung eines Krieges einem gleichem Operationsplane folgen. Der Herzog von Anjou,
welcher ſich ſeinem Gegner nicht nur an Anzahl, ſondern auch durch die Tapferkeit ſeiner Soldaten und
die Mannszucht überlegen glaubte, brannte vor Begierde, dem Feinde ein Treffen zu liefern, in der
Hoffnung, denſelben zu unterdrücken, ehe die Hülfsvölker aus Deutſchland erſchienen. Der Prinz von
Condé, welcher nur freywillige und ohne Sold dienende Soldaten kommandirte, deren Verbindung
nicht lange dauern, und deren Hitze bald verrauchen würde, hielt es gleichfalls für rathſamer, das erſte
Feuer derſelben zu benützen, und ein Treffen zu wagen, als den Krieg in die länge zu ziehen, und ſich
jenen Unordnungen auszuſetzen, welche er ſchon mehrmal erfahren hatte. Aber dem Verlangen beider
Feldherren war die Jahrszeit ſehr ungünſtig: denn mit dem ſich endenden November ſtellte ſich ſchon eine

A. D. 1568. ſolche Kälte und ein ſo häufig fallender Schnee ein, daß beide Heere in ihren Fortſchritten aufgehalten wurden. Die kurzen Tage und die kalten Nächte, die durch den Schnee faſt unbrauchbar gewordenen Wege erſchwerten die Beifuhr der Lebensmittel, den Marſch der Truppen, und noch mehr den Transport der Artillerie. Beide Heere rückten alſo ſehr langſam vor, da man der Infanterie ſo wie der Kavallerie, welche ohne die größeſten Ungemächlichkeiten in Zeiten nicht mehr kampiren konnte, öftere und bequeme Quartiere verſchaffen mußte. Beide Heere überwanden endlich alle Schwierigkeiten, und kamen ſich zwiſchen Poitiers, Chatelleraud, und Luſignan ſo nahe, daß ſie nur noch vier Meilen von einander entfernt waren. Der Herzog von Anjou hatte ſich mit dem größten Theile des Heeres zu Jaſeneuil, einem auf der Hauptſtraße liegenden Flecken, gelagert, welcher von Poitiers zu den Feinden führte, und einen Theil der Kavallerie mit einiger Infanterie zur größeren Gemächlichkeit zu Sanzay, einem nur eine Meile von Jaſeneuil entfernten Orte einquartiert. Der Prinz von Condé, welcher mit allen ſeinen Truppen den Katholiſchen entgegen marſchierte, hatte zu Colombierre, zwey Meilen über Luſignan Poſto gefaßt, in welcher Stadt er ſein ganzes Heer ſehr bequem einquartiert hatte. Zwiſchen beiden Lagern lag in gleichweiter Entfernung in der Mitte das Dorf Pamprou, welches beide Feldherren

beſetzen

beſetzen wollten, um die Avantgarde hinein zu legen, A. D. 1568.
und den Feind durch die Nähe etwas beunruhigen zu
können. Es fügte ſich, daß zu gleicher Zeit Martigues von Seiten der Katholiſchen, und D'Andelot von jener der Hugonotten abgeſchickt wurden, um das Dorf zu beſetzen. Es entſtand nun ein ſehr blutiges Gefecht, worinne man von beiden Seiten während mehreren Stunden tapfer, aber mit abwechſelndem Glücke, ſtritt. Endlich wichen die Katholiſchen, und die Hugonotten blieben Meiſter des Dorfes, welche als Sieger die leichte Reuterey verfolgten, die kämpfend ſich zurückzog. Da der Herzog von Montpenſier den Katholiſchen mit mehr als ſechs hundert Lanzen zu Hülfe kam, ſo zog ſich D'Andelot vor der weit überlegeneren Anzahl Feinde auf den Abhang einer Anhöhe zurück, welche ſo wie das Dorf hinter ſeinem Rücken lag, vertheilte ſeine Infanterie auf beide Flügel, und dehnte ſo ſehr ſeine Kavallerie aus, daß er das ganze Terrain maskirte. Die Katholiſchen, welche weder ſeitwärts noch rückwärts rekognosciren konnten, glaubten, daß das ganze feindliche Heer hinter ihm ſtünde, und verlohren die Gelegenheit, den D'Andelot über'n Haufen zu werfen, und zu zerſtreuen.

Aber bald gewann Alles eine andere Geſtalt: denn der Prinz und der Admiral erſchienen mit dem ganzen Heere, und waren alſo den Katholiſchen weit

A. D. 1568. überlegen, die nur die Avantgarde bei ſich hatten, und den übrigen Theil des Heeres in dem Lager zu Jaſeneuil zurückgelaſſen hatten. Der Herzog von Montpenſier und Martigues ſahen ihren Nachtheil ein, und zweifelten nicht daran, von dem Feinde verfolgt zu werden, wenn er denſelben bemerken würde. Sie hörten alſo nach und nach auf zu ſcharmuziren, und zogen ſich ſeitwärts in einen großen und dichten Wald zurück, welcher hinter ihnen lag. Dort ſtellten ſie ſich in Schlachtordnung, und dehnten die erſten Reihen ſo viel möglich aus, um ſtärker zu ſcheinen. Die Feldherren der Hugonotten waren in dem nämlichen Irrthume, und glaubten, daß dort die ganze katholiſche Armee verſammelt ſey. Da der Tag auf der Neige war, und ſie dafür hielten, genug gethan zu haben, daß ſie die Feinde aus Pamprou verjagt, ſo blieben ſie ſtehen, und lagerten ſich ganz frey, ohne weiter daran zu denken, die Feinde dieſen Abend anzugreifen. Der Herzog von Montpenſier und Martigues ließen bis in die halbe Nacht den Schweizermarſch ſchlagen, damit die Hugonotten glauben ſollten, als wenn das ganze königliche Heer, und vorzüglich die Schweizer ſich dort befänden, welche von ihnen ſehr geſchätzt wurden. Sie hiengen auch brennende Lunten auf die Hecken und Bäume, um die Hugonotten in ihrer Täuſchung zu beſtärken, zogen ſich in den ſtillſten Stunden der Nacht ohne das geringſte Geräuſche in das Lager von Jaſe-

Jaſeneuil zurück, und entrannen der Gefahr einer Niederlage. A. D. 1568.

Der Prinz und der Admiral erkannten den folgenden Morgen ihren Irrthum; ſie beſchloſſen alſo, um die Zeit nicht länger zu verliehren, jenes Corps der Armee, welches zu Sanzay ſtand, anzugreifen, und zu ſchlagen, wenn der Herzog von Anjou demſelben nicht zu Hülfe käme; ſollte er aber herbeikommen, auf freyem Felde ein Treffen zu liefern. Aber den nämlichen Morgen hatte ſchon der Herzog dieſes Corps zurückberufen, das Dorf verlaſſen, und ſein ganzes Heer zu Jaſeneuil verſammelt. Dies war den Hugonotten unbekannt, welche unter der Begünſtigung eines ſtarken Nebels mit dem ganzen Heere in der größeſten Stille gegen dieſes Dorf marſchierten. Als ſie an die Spitze zweyer Wege gekommen waren, deren Einer nach Sanzay, und der Andere nach Jaſeneuil führt, ſo zog ſich der Admiral linker Hand nach Sanzay, der Prinz aber mit dem Treffen rechter Hand, und marſchierte aus Irrthume gerade auf das Lager der Katholiſchen nach Jaſeneuil zu. Der Nebel verfinſterte Alles ſo ſehr, daß er deſſelben nicht eher gewahr ward, als bis er dem feindlichen Lager ſich näherte, und auf einer Ebene demſelben gegen über ſich befand, von welcher er ſich nicht ohne Gefahr zurückziehen konnte. Sobald der Herzog die Annäherung der Feinde erfuhr, welcher aber von ihrer Verirrung nichts ahnete, ſo glaubte er,

daß

A. D. 1568. daß ſie ihn angreifen würden. Er ſtellte alſo ſein Heer auf einer Anhöhe vortheilhaft in Schlachtordnung, deren Terrain aber für ſeine zahlreiche Kavallerie zu eingeſchränkt war, und erwartete muthig den Angriff. Der Prinz von Condé bemerkte endlich ſein Verſehen; da er nicht wußte, wohin ſich der Admiral gewendet hatte, ſo rekognoscirte er ſogleich die umliegende Gegend, und bemeiſterte ſich in der größeſten Geſchwindigkeit zweyer Anhöhen, welche auf beiden Seiten der Landſtraße liegen, poſtirte dort einen Theil ſeiner Infanterie zwiſchen die Bäume, Hecken und Weinberge, und bediente ſich der Gräben und Erdwälle, womit das Land ganz angefüllt iſt, als einer Schutzwehre. Nachdem er ſeine Infanterie ſo vortheilhaft und ſo ſicher geſtellt hatte, ſo blieb noch übrig, die Kavallerie eben ſo gut zu decken, welche längſt der Hauptſtraße ausgedehnt ſtand, und dem Gefechte nicht ausweichen konnte, von welcher Seite auch die Feinde kommen mochten. Aus dieſer Urſache ließ der Prinz ſie in kurzem Schritte vorwärts rücken, um nicht die geringſte Furcht merken zu laſſen, und als wenn er in der Ebene das Treffen beginnen wollte, welche ſich zwiſchen den zwey Anhöhen und dem königlichen Lager ausdehnte. Der Herzog von Anjou glaubte auch wirklich, daß dies die Abſicht des Prinzen ſey. Sobald er die feindliche Kavallerie auf der Ebene ſich ausbreiten ſah, ſo ließ er mit ſeiner ganzen Artillerie Feuer auf

ſie

ſie geben, welche auf beiden Flügeln in großer An- A. D. 1568.
zahl aufgepflanzt war, um derſelben Furcht einzu-
jagen, und zugleich zwey ſtarke Eskadrons leichter
Reuterey zu entfernen, welche die Fronte machten,
und gegen Ihn marſchierten. Indeß der Pulver-
dampf die Ebene bedeckte, benutzte der Prinz dieſen
Vortheil, und zog ſeine Kavallerie hinter die An-
höhen zurück. Er ließ mit einer außerordentlichen
Geſchwindigkeit einen Graben mitten durch die Haupt-
ſtraße aufwerfen, der ſich bis an die Anhöhen er-
ſtreckte, um die Feinde von dieſer Seite abzuhalten,
und beſetzte denſelben mit vier Feldſtücken, und ſechs
hundert gascogniſchen Büchſenſchützen. Als der
Rauch ſich verzogen hatte, rückte der Herzog von
Guiſe und der Graf du Lude mit zwey Schwadronen
Kavallerie vor, um das Treffen anzufangen; ſie
fanden aber, daß die Hugonotten die Ebene verlaſſen
hatten. Nachdem ſie ſich den Anhöhen ohne Wider-
ſtand genähert, ſo kehrten ſie mit der Nachricht zu
den Ihrigen zurück, daß der Prinz ſich in der Ebene
verſchanze. Der Herzog von Anjou war über das
zweideutige Betragen der Hugonotten ſehr verlegen,
und ſchickte ſogleich den Grafen von Briſſac mit den
franzöſiſchen Büchſenſchützen, und den Herrn von
la Valete mit vier Compagnien Kavallerie zu ſeiner
Unterſtützung nach den Anhöhen ab, um zu verſu-
chen, ob man nicht durch Scharmützel den Feind zu
einem Treffen bringen könnte. Die Hugonotten

A. D. 1568. verließen aber ihre Verſchanzungen nicht, und machten einen fürchterlichen Muskenregen auf die Ebene; den übrigen Theil des Tages brachte man mit Scharmuzziren zu, weil der Prinz nicht nur allein die Anhöhen nicht verließ, und ſich immer mehr verſchanzte, ſondern auch der Herzog von Anjou die Hugonotten in einer ſo vortheilhaften Stellung nicht angreifen wollte.

Der Admiral hatte durch den Donner der Kanonen errathen, was vorgegangen war; er eilte alſo, ohne etwas zu Sanzay verrichtet zu haben, um ſich mit dem Prinzen zu vereinigen; er beklagte ſich ſehr, daß das Schickſal nur Irrthum auf Irrthum häufe, und ſeine klügſten Anſchläge vereitelte. Beide Heere blieben die ganze Nacht unter den Waffen in ihren Lagern ſtehen; den folgenden Morgen aber wurden die Feldherren durch die ſtrenge Kälte und die während den zwey vorhergehenden Nächten ausgeſtandene Strapazzen — beſiegt; ſie zogen ſich alſo zu gleicher Zeit, nämlich der Herzog von Anjou unter die Mauern von Poitiers, und der Prinz unter Jene von Mirebeau zurück.

Der Herzog von Anjou hatte geglaubt, daß Er, durch den Rückzug in ein freyeres und offneres Feld die Feinde, ohne daß ein Theil einen Vortheil über den andern durch die Lage hätte, zum Treffen bringen, oder vielmehr durch die vielen Lagerveränderungen ſich einen Weg zu irgend einer vortheilhaften

Gele-

Gelegenheit eröffnen könnte. Die Feldherren der A. D. Hugonotten, welche ihrem Feinde dieſelbe nicht verſchaffen wollten, wie er ſie ſuchte, beſchloſſen, ſich von dem katholiſchen Heere zu entfernen, und Seaumür an der Loire zu belagern, eine Stadt mit einer ſchönen Brücke über dieſen Fluß, welcher Frankreich gleichſam in zwey Theile ſcheidet. Durch den Beſitz dieſes wichtigen Paſſes konnten ſie ſich die Communication mit den übrigen Provinzen eröffnen, um ſo wohl von denſelben Hülſe zu erhalten, als vorzüglich ſich mit den Deutſchen zu vereinigen, welche ſie erwarteten. Ueberdies hofften ſie durch die Belagerung eines ſo wichtigen Platzes den Herzog von Anjou zu nöthigen, demſelben zu Hülfe zu kommen, und demſelben mit einigem Vortheile ein Treffen zu liefern: denn obſchon der eine und der andere Theil zu ſchlagen wünſchte, ſo ſuchte es doch Jeder auf eine dem Feinde überlegene Art zu thun. Dieſe Abſicht wurde aber vereitelt. Der Herzog wußte, daß Seaumür ein feſter und mit Beſatzung hinlänglich verſehener Ort ſey, um die Belagerung der Hugonotten leicht auszuhalten; er beſchloß alſo, ſie durch eine Diverſion aufzuheben, damit er nicht in die Nothwendigkeit geſetzt würde, nach ihrem Wunſche zu ſchlagen. Er ließ alſo den Prinzen gegen Seaumür marſchieren, und brach zwey Tage nachher mit einem großen Transporte von Lebensmitteln von Poitiers auf, um Mirebeau anzugreifen, welche Stadt er

zum

1568.

A. D. 1568. zum größten Nachtheile der Hugonotten einnahm, weil ſie einen Theil ihrer Truppen und Bagage in derſelben zurückgelaſſen hatten. Er drang, ohne länger die Zeit zu verliehren, tiefer in das feindliche Land, um Loudün zu belagern. D'Acier lag in dieſer Stadt mit zwölf Fahnen Infanterie zur Vertheidigung. Obſchon er zu einem tapfern Widerſtande Miene machte, und vorzüglich hoffte, daß die Feinde wegen der ſtrengen Kälte nicht im Stande ſeyn würden, Verſchanzungen aufzuwerfen, und Laufgräben zu errichten, ſo hörte er doch nicht auf, durch Eilbothen die Feldherren aufs dringendeſte um Hülfe zu bitten, da er einen ſo mächtigen Feind vor ſich gelagert ſah. Der Prinz und der Admiral hoben die Belagerung von Seaumür auf, weil ſie ſahen, daß der Herzog das Land erobern wollte, aus welchem ſie ihre Lebensmittel zogen, und marſchierten dem katholiſchen Heere entgegen; ſie fanden ſich jetzt in die Nothwendigkeit verwickelt, mit Nachtheil ein Treffen zu liefern, in welche ſie doch den Feind hatten locken wollen. Sie giengen aber mit vieler Vorſicht zu Werke, und machten ſolche Anordnungen, wie es erfahrnen Feldherren ziemt, kamen den zwanzigſten December in den Vorſtädten von Loudün an, und lagerten ſich auf der den Katholiſchen entgegen geſetzten Seite. Auf dieſe Art befand ſich die Stadt in der Mitte zwiſchen zwey Heeren: auf beiden Seiten dehnte ſich ein weites und offenes Feld aus,

welches

welches gar keine Gräben und Erdwälle hatte, und alle Gelegenheit darbot, beide Heere in Schlachtordnung zu ſtellen, und ein Treffen zu liefern. Aber die Jahreszeit vereitelte Alles. Die Kälte war ſo heftig, daß die Soldaten gleichſam erſtarreten, und wegen dem Glatteiſe ohne Gefahr ſich nicht bewegen oder gehen konnten. Stündlich wurde eine große Menge derſelben von beiden Heeren in die Zelten gebracht, welche durch Fälle gelähmt, verwundet, und zum ferneren Kriegsdienſte untauglich gemacht wurden. Die Pferde hatten es noch viel ſchlimmer: ſie glitten überall aus, weil das flache und ſumpfigte Feld überall mit Eis überzogen war; durch's Stürzen verwundeten ſie ſich ſo wohl als die Reuter, welche in ihrer Rüſtung es wagten, ſich vom Flecke zu bewegen, oder ſich auch nur umzudrehen; die Eskadrons konnten keinen Schritt thun, ohne in Unordnung zu gerathen. Bei ſolchen Schwierigkeiten war es unmöglich, daß beide Heere ein Treffen lieferten: denn das Erſte, welches nur einen Verſuch hätte machen wollen, würde ſich ſelbſt über'n Haufen geworfen haben. So ſtanden ſie vier Tage: beide Heere fiengen an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden, weil die große Kälte die Marketender verhinderte, herbei zu kommen. Der Herzog von Anjou, welcher auf freyem Felde gelagert war, und das größte Ungemach litt, zog ſich vier Meilen von den Feinden hinter einen Fluß zurück, an deſſen Ufern er ſeine

A. D. 1568.

A. D. 1568. Truppen in die benachbarten Dörfer vertheilte, und bequeme Quartiere denſelben verſchaffte.

Als die Hugonotten den Rückzug der Feinde erfahren hatten, ſo hielten ſie dafür, daß ein der bequemen Quartiere willen ſo vertheiltes Heer ſich nur mit großen Schwierigkeiten verſammeln könnte; ſie beſchloſſen alſo, das Quartier des Herzogs von Anjou ſelbſt anzugreiſen, in der Hoffnung, ihn eher zu ſchlagen, als das übrige Heer vereinigt ſeyn würde, um Widerſtand zu leiſten. Den ſieben und zwanzigſten December Morgens erſchienen ſie an den Ufern des Fluſſes, und glaubten, ohne Widerſtand über denſelben ſetzen zu können; ſie fanden aber überall die ſeichteſten Orte ſo gut beſetzt und vertheidigt, daß ſie nach zwey fruchtloſen Verſuchen ſich zurückziehen mußten; vorzüglich da ſie ſahen, daß das ganze katholiſche Heer auf das Signal von zwey Kanonenſchüſſen nach der vorhin getroffenen Diſpoſition herbei eilte, um die Ufer des Fluſſes zu vertheidigen; ſie konnten alſo nicht ohne augenſcheinliche Gefahr den Uebergang wagen. Nach dieſem Rückzuge fieng die Armee an, durch das ausgeſtandene Ungemach an ſchweren Krankheiten zu leiden. Die Soldaten murreten ohne Unterlaß, daß man ſie anführe, nicht um mit Menſchen, ſondern gegen die ſchlimme Jahrszeit und die Natur ſelbſt zu kämpfen. Die Feldherren entſchloſſen ſich alſo, in entfernten und ſicheren Gegenden ſo lange die Winterquartiere zu beziehen, bis

ihnen die Jahrszeit erlaubte, wieder ins Feld zu rü- A. D.
cken. Der Prinz und der Admiral zogen ſich alſo in 1568.
Nieder-Poitou gegen die Gränzen von Saintonge, und der Herzog von Anjou in gleicher Abſicht mit allen ſeinen Truppen nach Chinon zurück. Jetzt zeigten ſich erſt die Wirkungen des ausgeſtandenen Ungemaches: bei dem einem wie bei dem anderen Heere brachen ſolche ſchwere Krankheiten aus, daß in wenigen Tagen bei vier tauſend Menſchen auf beiden Seiten hinweg gerafft wurden. Es ſchien, als wenn das Schickſal in eben ſo gleichem Verhältniſſe den Verluſt und Schaden zwiſchen beiden Heeren habe austheilen wollen, als die beiderſeitigen Feldherren einerley Abſichten und gleiche Macht hatten. So endigte ſich das Jahr tauſend fünf hundert und acht und ſechzig.

Fünftes Kapitel.

Der Prinz von Conde' verkauft alle geiſtlichen Güter in Saintonge und Poitou. Der Herzog von Anjou gehet den Hugonotten längſt der Charente entgegen. Der Prinz von Conde' lagert ſich bei Jarnac, um dem königlichen Heere den Uebergang über dieſen Fluß zu verwehren. Der Graf von Briſſac bemeiſtert ſich der Stadt Chateau-Neuf. Beide Heere machen auf beiden Seiten des Ufers Märſche und Contremärſche. Der Herzog von Anjou überliſtet den Admiral, marſchiert nach Chateau-Neuf zurück, und geht über die hergeſtellte Brücke über die Charente. Schlacht bei Baſſac, in welcher die Hugonotten geſchlagen werden. Der Prinz von Conde' bleibt auf dem Platze. Das zerſtreuete Heer der Hugonotten ſammelt ſich zu Cognac. Kritiſche Lage derſelben. Der Admiral beſcheidet eilends die Königinn Johanna mit ihrem Prinzen nach dem Heere, welcher zum Haupte der Hugonotten erklärt wird. Operationsplan derſelben. Fruchtloſer Angriff des Herzogs von Anjou auf Cognac. Der Herzog von Zweibrücken marſchiert mit einem ſtarken Heere Deutſcher den Hugonotten zu Hülfe, erobert Charite', und vereinigt ſich mit denſelben. Der Herzog von Anjou zieht ſich in die Waldungen und Gebirge von Limouſin zurück, und lagert ſich vortheilhaft. Hitziges Gefecht zu Roche-la-Belle. Die Königinn-Mutter begiebt ſich zum katholiſchen Heere ins Lager. Reſultat.

A. D. 1569. Das Jahr tauſend fünf hundert und neun und ſechzig wurde mit vielem Blute und traurigen Begebenheiten bezeichnet. Im Anfange deſſelben

begab

begab ſich der Prinz von Condé, welcher das Kom- A. D. 1569.
mando des Heeres dem Admirale übergeben hatte, nach la Rochelle, um Geld zur Fortſetzung des Krieges herbei zu ſchaffen, der wider ſein Vermuthen ſich in die Länge zog. Obſchon die Hugonotten auf einen ſehr fruchtbaren Erdwinkel eingeſchränkt waren, und in einem Lande Krieg führten, welches ihre Parthey hielt, und überdies noch auf Diskretion und Unkoſten der Landbauer lebten, ſo hatten ſie aber doch auch keine Gelegenheit, wie im vorigen Kriege, Beute zu machen, und die Soldaten damit zu befriedigen. Die von der Königinn von England überſchickten hundert tauſend Dukaten waren ſchon aufgezehrt, ſo wie alles das, was ſie durch Kapereyen aufgebracht hatten. Die Bürger von la Rochelle waren ſehr bereitwillig geweſen, zu den Unkoſten des Krieges alles beizutragen, was ſie vermochten; aber der unterbrochene Handel, und die vielen Beiträge hatten ſie ſo erſchöpft, daß ſie ſehr wenig mehr zum allgemeinen Bedürfniſſe ſteuern konnten. Der Prinz von Condé wurde alſo durch dieſe dringende Noth gezwungen, alle geiſtlichen Güter in Saintonge und den anderen Provinzen, in deren Beſitz er war, zu verkaufen. Die Königinn von Navarra ſetzte ihre eigenen Domänen der größeren Sicherheit wegen zum Unterpfande, um die Käufer mehr anzulocken. Durch den Verkauf dieſer Güter, über welche ſie Patente erließen, und förmliche Contracte mit Partikularen

A. D. 1569. zur höchſten Verachtung der königlichen Gewalt und Indignation der Parlamente abſchloſſen, und durch einige Beiträge von La Rochelle und der benachbarten Inſeln brachten ſie ſo vieles Geld zuſammen, als hinlänglich war, das Heer einige Monate lang zu unterhalten. Sie hofften, ihren Zuſtand bald zu verbeſſern, und den Krieg in ein weitſchichtigeres Land zu ſpielen, wo ſie den immerwährenden Klagen der Soldaten durch Beute machen abhelfen, und ihre Bedürfniſſe befriedigen könnten.

Die übrigen Provinzen des Reichs waren während dieſer Zeit voll Unruhen, und überall lagen beide Partheyen mit abwechſelndem Glücke gegen einander zu Felde. Der Herr von La Chatre, Statthalter von Berry, und der Graf Sciarra Martinengue hatten die Stadt Sancerre, welche nicht weit von den Ufern der Loire liegt, belagert, und ſich derſelben vergebens zu bemächtigen geſucht. Auf beiden Seiten war großer Verluſt. Der Graf von Barbeſieux hatte mit den Truppen von Champagne einen Angriff auf Noyers nach der Flucht des Prinzen und des Admirals gemacht, und dieſe Stadt erobert. Die von La Rochelle griffen zu Waſſer und zu Lande die Saintonge am nächſten liegenden Inſeln an, bemeiſterten ſich derſelben, zerſtörten und verwüſteten das alte und berühmte Kloſter des h. Michaels en-l'Erme von Grund aus, und wütheten mit Feuer und Schwerdt gegen dieſes Denkmahl

der

der — Frömmigkeit und — Andacht ihrer Voreltern. A. D. 1569.
Während dieſen Vorgängen hatte der Winter von ſeiner Strenge nachgelaſſen. Der Herzog von Anjou, deſſen Heer durch funſzehen hundert Mann Reuterey unter der Anführung des Markgrafen von Baden, und den Adel von Provence unter Jener des Grafen von Tende war verſtärkt worden, verließ in den erſten Tagen des Märzes Chinon, und gieng den Hugonotten längſt den Ufern der Charente entgegen. Da der Prinz und der Admiral Nachricht erhalten hatten, daß die Vicomtes von Moncelar und Bourniquet und andere Herren mit einer beträchtlichen Anzahl Kavallerie und Infanterie ihnen zu Hülfe eilten, ſo befürchteten ſie, daß das katholiſche Heer denſelben den Weg verlegen möchte. Sie giengen alſo von la Rochelle und den umliegenden Gegenden über die Charente denſelben entgegen. Sobald ſie aber die Bewegungen des Herzogs von Anjou erfahren, ſo machten ſie Halt, brachen alle Brücken ab, und legten in alle jene Oerter ſtarke Beſatzungen, wo Fuhrten den Uebergang geſtatteten, und lagerten ſich vor Jarnac, einer zwey Meilen von den Ufern des Fluſſes entfernten Stadt, in der Abſicht, um entweder dem königlichen Heere den Uebergang zu verwehren, und die Zufuhr der Lebensmittel abzuſchneiden, weil ihnen das ganze Land ergeben war, oder vielmehr, wenn die Katholiſchen einen Uebergang verſuchen ſollten, diejenigen Trup-

A. D. pen anzugreifen, welche zuerſt paſſirt ſeyn würden,
1569 und auf dieſe Art ein getrenntes, und durch die gewöhnlichen Hinderniſſe, welche mit den Uebergängen über Flüſſe verbunden ſind, aufgehaltenes Heer viel ſicherer zu bekämpfen. Aber der Herzog von Anjou, welcher auf ſeinem Marſche das Schloß Melle und die Stadt Ruffac eingenommen hatte, war bis Chateau-Neuf vorgedrungen; er fand, daß die Feldherren der Hugonotten die Brücke ſchon abgebrochen, und in die Stadt auf dem jenſeitigen Ufer, wo die Katholiſchen ſtanden, eine Beſatzung von tauſend Mann Infanterie gelegt hatten, welche der Prinz für hinlänglich hielt, dieſen Platz zu vertheidigen. Aber der Ausgang zeigte, wie ſehr er ſich betrogen. Nachdem der Graf von Briſſac ſich mit der franzöſiſchen Infanterie der Stadt genähert, und einige Mauern niedergeſchoſſen hatte, ſo gerieth die Beſatzung in eine ſolche Furcht, daß ſie dieſelbe eilends verließen, ohne Hülfe abzuwarten, mit Barken über den Fluß ſetzten, und ſich zu dem nur einige Meilen entfernten Heere zurückzogen. Durch die Einnahme von Chateau-Neuf waren aber nicht alle Hinderniſſe beſeitiget: denn da die Brücke abgebrochen war, und die Feinde auf der anderen Seite des Ufers bereit ſtanden, dem Herzog von Anjou den Uebergang ſtreitig zu machen, ſo war es ſehr ſchwer, die alte Brücke herzuſtellen, oder eine neue zu verfertigen, und noch gefährlicher, im Angeſichte eines ſo mächtigen

tigen Feindes über den Fluß ſetzen zu wollen. Der A. D. Herzog von Anjou war alſo darauf bedacht, jene Hin- 1569. derniſſe durch Liſt zu überwinden, welche er mit Gewalt nicht beſiegen konnte, und ließ den Herrn von Biron, Marſchall de Camp, mit den gehörigen Befehlen in Chateau-Neuf zurück. Er marſchierte mit dem ganzen Heere nach Cognac längſt den Ufern des Fluſſes, und ſtellte ſich, als wenn er einen gemächlicheren Uebergangsort ſuchte. Der Admiral ſetzte ſich zu gleicher Zeit auf der anderen Seite der Charente mit der Avantgarde in Bewegung, und nahm den nämlichen Weg. Zwiſchen beiden Heeren war alſo nur ein nicht ſehr breiter Fluß, über welchen von beiden Seiten mit Muskenſchüſſen ſcharmuzzirt ward. So marſchierten ſie, aber doch ſehr langſam, den ganzen Tag: bei der Annäherung der Nacht ertheilte der Admiral den Befehl, daß alle fuhrtbare Orte von der leichten Reuterey und einigen Compagnien auserwählter Infanterie beſetzt, und fleißig bewacht werden ſollten, entfernte ſich eine Meile vom Ufer, und nahm mit der ganzen Avantgarde zu Baſſac, einem ſehr großen Dorfe, Quartier, um ſeine Truppen zu ſchonen, welche aus lauter Freywilligen beſtanden, und nicht länger unter freyem Himmel ſich lagern wollten, oder konnten. Der Prinz hatte noch nicht mit dem Treffen das Lager verlaſſen, ſondern blieb zu Jarnac, Chateau-Neuf faſt gerade gegenüber ſtehen. Als der Herzog von Anjou den

A. D. 1569. folgenden Tag die von den Feinden in der Nacht getroffenen Anſtalten ſah, ſo ſuchte er ſie in der Meinung zu beſtärken, als wenn er einen leichteren Uebergang ſuchte. Er ließ alſo einige leichte Fahrzeuge mit einer gewiſſen Anzahl Büchſenſchützen beſetzen, und Miene machen, als wenn er die gegen über ſtehenden Poſten der Hugonotten zurücktreiben wollte; er fand aber überall tapfern Widerſtand, und ſetzte ſeinen Marſch auf die nämliche Art bis zum Einbruche der Nacht fort, legte aber wegen den häufigen Scharmützeln nicht mehr als eine Meile zurück. Als der Herzog von Anjou bemerkte, daß der Admiral wie den Abend vorher die Quartiere zu Baſſac bezogen hatte, ſo ließ er bei'm Anfange der Nacht die Arrieregarde, welche der Herzog von Guiſe kommandirte, ſo wie das ganze Heer linksum machen, und marſchierte mit der größeſten Geſchwindigkeit in einigen Stunden nach Chateau-Neuf zurück. Er fand, daß der Herr von Biron die abgebrochene Brücke mit außerordentlichem Fleiße wieder hergeſtellt, und eine andere viel gemächlichere auf Schiffen aufgeführt hatte. Es war ſchon tief in der Nacht, aber die Heiterkeit derſelben kam dem Vorhaben des Herzogs ungemein zu Statten. Er ließ eilends den Herzog von Guiſe und den Herrn von Martigues mit zwey Eskadrons Kavallerie über die Brücke gehen, welchen in der beſten Ordnung nach und nach das ganze Heer und der Herzog folgte, ohne einigen Wider-

ſtand

ſtand zu finden. Der Graf von Montgommery, A. D. 1569.
und die Herren von Soubiſe und La Loue, welche es auf ſich genommen hatten, mit der leichten Reuterey die Ufer des Fluſſes zu vertheidigen, bewachten nur jene Fuhrten oder Uebergänge, gegen welche die katholiſche Armee auf dem entgegengeſetzten Ufer den Tag vorher marſchierte. Es war ihnen gar nicht in den Sinn gekommen, daß dieſelbe ſo ſchnell zurückkehren, und gerade an jenem Orte über den Fluß gehen würde, wo gegenüber das Treffen bereit lag, den Uebergang zu verwehren. Dieſer glückliche Erfolg hatte theils die Sorgloſigkeit der Feldherren, theils die ſchlechte, in bürgerlichen Kriegen gewöhnliche Mannszucht, und die Nothwendigkeit zur Urſache, in einem verwüſteten Lande die Lebensmittel ſich ſelbſt zu verſchaffen, da keine Proviantcommiſſäre und Marketender ſich vorfanden. Die Nachläßigkeit der Soldaten ſo wohl als der Feldherren war ſo groß, daß es ſchon Tag geworden war, und das katholiſche Heer auf dem jenſeitigen Ufer in Schlachtordnung ſtand, ehe die ausgeſtellten Wachen das bemerkten, was vorgieng. Der Erſte, welcher davon Nachricht gab, war der Hauptmann Montaut, welcher mit funfzig Mann zu Pferde die Runde machte, um zu ſehen, ob die Wachen ihre Schuldigkeit thäten. Als er bemerkte, daß die Feinde über den Fluß gegangen waren, ſo eilte er mit verhängtem Ziegel zum Admiral, welcher nicht nur allein

über

A. D. 1569. über einen ſo wichtigen und unerwarteten Schlag in Verwirrung, ſondern auch in Verzweifelung gerieth, daß er durch die Liſt eines Kindes ſey betrogen worden. Er beſchloß alſo, ſich nach Jarnac zurückzuziehen, mit dem Prinzen ſich zu vereinigen, und gemeinſchaftlich mit ihm jenen Entſchluß zu faſſen, welcher den gegenwärtigen Umſtänden am angemeſſenſten ſeyn würde. Vorerſt aber mußte er die Infanterie, welche an verſchiedenen Orten zur Bewachung der vornehmſten Fuhrten ſtand, zurückberufen, damit ſie nicht den Feinden in die Hände fiele, ſo wie die leichte Kavallerie, die ſich aus Mangel der Lebensmittel und bequemerer Quartiere willen in vielen Orten zerſtreut hatte. Obſchon er in Allem mit ſeiner gewöhnlichen Geſchwindigkeit zu Werke gieng; ſo war er doch gezwungen, ſo viel Zeit damit zu verlieren, daß er ſich wider ſeinen Willen ſchlagen mußte.

Der Herzog von Anjou hatte ſein Heer in Schlachtordnung geſtellt, und war entſchloſſen, es koſte, was es wolle, ein Treffen zu liefern. Er ſchickte die ganze leichte Reuterey unter der Anführung des Herrn von Martigues voraus, welchen man gemeinweg den Soldaten ohne Furcht nannte, um die Arrieregarde des Feindes zu beunruhigen, und dadurch ihren Marſch aufzuhalten, bis die Gendarmerie, welche in guter Ordnung herbei eilte, ſie erreicht haben würde. Martigues ſtieß eben auf die Hugonotten,

als

als ſie Baſſac verließen, und fieng ſo ſtark zu ſchar- A. D.
mützeln an, daß der Admiral Halt machen mußte. 1569.
Er ſah nun, daß er ein Treffen nicht länger vermeiden konnte, und gab dem Prinzen von der Gefahr Nachricht, in welcher er ſich befand. Er beorderte die Herren von La Noue und La Loue, den Anfall der leichten Reuterey ſo lange abzuhalten, bis er eine gewiſſe mit Gräben und Waſſer umgebene Gegend erreicht haben würde, wo er ſich in Schlachtordnung zu ſtellen dachte, um durch die vortheilhafte Lage die Schwäche ſeiner Eskadron zu erſetzen, und wenigſtens ſeine Flanken gegen die Menge der eindringenden Feinde zu decken. La Noue, und La Loue hielten eine Zeit lang die Angriffe der Feinde ab, da ſie bald ſcharmuzzirten, bald mit denſelben handgemein wurden, und eben ſo tapfer fochten. Als aber der Herr von La Valete, der Graf du Lude, Monſalez und Malicorne mit vier Eskadrons Lanzen herbeigekommen waren, ſo wurden ſie wüthend angegriffen, zu Gefangenen gemacht, und ihre Truppen in die Flucht geſchlagen.

Der Admiral ſah nun, daß er nicht lange werde Stand halten können, und wollte die Nothwendigkeit vermeiden, in zertheilten Haufen zu kämpfen; er ließ alſo den D'Andelot mit hundert und zwanzig Pferden zurück, um durch die Vertheidigung der Gräben den Feind eine Zeit lang aufzuhalten. Er ſelbſt zog ſich in ſtarkem Schritte mit der Avantgarde

zurück,

A. D. 1569. zurück, und eilte dem Prinzen von Condé entgegen, um ſich mit demſelben zu vereinigen. Sobald derſelbe von der Gefahr Nachricht erhalten, in welcher ſich der Admiral befand, ſo flog er mit ſeiner Kavallerie ihm zu Hülfe. Der Infanterie hatte er befohlen, mit langſamen Schritten zu folgen. Er glaubte Zeit genug zu haben, die Avantgarde empfangen, das Heer in Schlachtordnung ſtellen, und mit vereinigten Kräften ſchlagen zu können. Als er aber einen Theil der Truppen des Admirals in die Flucht geſchlagen, und von dem Feinde ſo hitzig verfolgt ſah, welcher jeden Augenblick an Zahl zunahm, ſo machte er auf der Hauptſtraße Halt, und ſetzte ſich ſo, daß ein kleiner Teich ſeinen rechten Flügel, und eine Anhöhe den linken deckte. Er ſtellte mit der größten Vorſicht ſeine Truppen in Schlachtordnung, bediente ſich aller Vortheile, welche ihm das Terrain darbot, und ließ zwiſchen ſeinen Eskadrons einen freyen und leeren Platz für den Admiral, welcher auch ohne einige Unordnung denſelben einnahm, obſchon er im Galopp mit ſeiner Reuterey herbei geſprengt war, und den linken Flügel am Fuße der Anhöhe bildete. Indeß hatten die erſten Schwadronen der katholiſchen Kavallerie den Poſten D'Andelots angegriffen, welchen die hinter die Zäune und in die Hohlwege geſtellten Büchſenſchützen des Puviaut unterſtützten, und überall Unordnung und Tod verbreiteten. D'Andelot empfieng die Feinde mit großer

Tapfer-

Tapferkeit, und bot ein denkwürdiges Schauſpiel A. D. 1569.
dar, da er bei dem erſten Zuſammenſtoße auf den Herrn von Monſalez losſtürzte, und ihn, obſchon er nicht weniger tapfer focht, ſo in die Enge trieb, daß er mit der linken Hand deſſen Vießier aufhob, und ihm einen Piſtolſchuß ins Geſicht verſetzte, daß er todt vom Pferde ſtürzte. D'Andelot konnte aber ſeinen Poſten nicht über eine halbe Stunde länger behaupten, da die Hugonotten der überlegenen Anzahl weichen mußten. Er eilte alſo mit verhängtem Ziegel zu der Avantgarde, und nahm ſeinen Platz ein, welchen man ihm beſtimmt hatte.

Während dieſer Zeit hatte der Herzog von Anjou ſein ganzes Heer in Schlachtordnung geſtellt, und marſchierte vorwärts, um die Hugonotten anzugreifen. Der glückliche Beginn des Treffens weiſſagte ihm den Sieg. Beide Heere waren ſich unſtreitig an Muth und Standhaftigkeit gleich; aber die Umſtände und die Anzahl derſelben war ſehr verſchieden. Ein großer Theil der hugonottiſchen Infanterie, welche an den Ufern des Fluſſes zertheilt ſtand, war bei der Nachricht von dem Uebergange des Feindes zurückgegangen, und hatte ſich in Sicherheit begeben. Sie glaubte, ſich nicht ohne Gefahr mit dem Heere vereinigen zu können. D'Acier, welcher den ihm ertheilten Befehlen gemäß dem Prinzen folgte, konnte nicht frühzeitig genug erſcheinen, um an dem Treffen Theil zu nehmen, und zerſtreuete ſich in verſchiedene

A. D. 1569. ſchiedene Oerter. Die Hugonotten, welche auf der einen Seite durch den Teich, und auf der anderen durch die Anhöhe gedeckt waren, hielten, aller dieſer Unfälle ungeachtet, den Angriff der Katholiſchen tapfer aus, weil ſie nicht umgangen werden konnten. Officiere wie Gemeine fochten von beiden Seiten mit Wuth. Der Herzog von Guiſe griff den linken Flügel an, wo der Adel von Bretagne und der Normandie an der Spitze des Admirals und D'Andelots den ſtärkſten Widerſtand leiſtete. Der Sieg war lange zweifelhaft; da aber die Katholiſchen ohne Unterlaß durch friſche Truppen unterſtützt wurden, ſo war es den Hugonotten unmöglich, gegen die überlegene Macht Stand zu halten; ihre Arrieregarde wurde über'n Haufen geworfen, und geſchlagen; die Katholiſchen bemächtigten ſich der Standarte des Admirals, und nahmen den Träger derſelben, Guerchy, gefangen. Der Baron von la Tour, Kommandant der Flotte von la Rochelle, blieb auf dem Platze; Soubiſe, L'Anguillier, und Monteran, die drey vornehmſten Baronen dieſer Parthey, geriethen in Gefangenſchaft. Als die Feldherren dieſes ſahen, ſo beſchloſſen ſie, ſich durch die Flucht zu retten, ehe die Feinde tiefer eindrängen. Der Graf von la Rochefoucault und von Montgommery, welche auf dem rechten Flügel an dem Ufer des Teiches ſtanden, wurden von der katholiſchen Avantgarde unter der Anführung des Herzogs von Montpenſier mit großem

Unge-

Ungeſtüm angegriffen. Nach einem langen und hartnäckigen Widerſtande, in welchem Chandenier, Rieux und Courbouſon, und eine Menge Edelleute aus Languedoc und Gascogne auf dem Platze blieben, ergriffen ſie ebenfalls, an dem Siege verzweifelnd, die Flucht. A. D. 1569.

Der Prinz von Condé, welcher im Anfange der Schlacht, auf die Eskadron des Herzogs von Anjou losgegangen, aber mehrmals zurück geſchlagen worden war, hatte ſein Treffen wieder in Ordnung gebracht, und hielt mit gänzlicher Unerſchrockenheit gegen die Feinde Stand; aber nach der Flucht der Avantgarde und Arrieregarde wurde er von den Siegern auf allen Seiten angegriffen, und von einer Menge Feinde umgeben; er focht aber wie ein Verzweifelter, eben ſo Alle, die ihn umgaben. Er war durch einen Schlag des Pferdes des Grafen von Rochefoucault, als er ſeine Eskadrons in Ordnung ſtellte, in ein Bein verwundet, und ſein eigenes Pferd im Treffen unter'm Leibe erſchoſſen worden. Da er ſchon mehrere tödtliche Wunden erhalten hatte, ſo kniete er ſich mit einem Beine, und hörte nicht auf, tapfer zu ſtreiten, bis der Herr von Monteſquiou, Hauptmann der Leibwache des Herzogs, eine Piſtole auf ihn abſchoß, und ihn todt zur Erde ſtreckte. 21)

Zu

21) Man könnte glauben, als wenn der Prinz von Condé fechtend geblieben ſey; aber der größte Theil

A. D. 1569. Zu ſeiner Seite blieben Robert Stuart, der Nämliche, welcher in der Schlacht bei St. Denys den Connetabel erſchoſſen hatte, Tabaret, La Meilleraye, und faſt alle Edelleute aus Saintonge und Poitou, welche, von allen Seiten von den Eskadrons der Katholiſchen umrungen, nicht durchbrechen konnten, um ſich durch die Flucht zu retten. In dieſem Gemenge focht der Herzog von Anjou in den erſten Reihen

der gleichzeitigen Geſchichtſchreiber und Anderer, als Brantome, De Thou, La Noue, Castelnau, die Memoires de L'Etoile, die Geſchichte der fünf Könige u. a. kommen überein, daß Er ſich ſchon zwey Edelleuten ergeben hatte, die ihm verſprochen, ſein Leben zu retten. Er wurde aber von den Compagnien des Herzogs von Anjou entdeckt. Als er ſie von weitem ſah, ſo ſagte er zu dem einen Edelmanne: Ich bin des Todes, wenn du mich nicht retteſt. Montesquiou, Hauptmann von der Garde des Herzogs, kam herbei, und ſchoß rückwärts, auf Befehl deſſelben, wie man ſagte, dem Prinzen eine Kugel in den Kopf, welcher ſich das Geſicht mit dem Mantel bedeckte, wie ehemals Julius Cäſar, als er umgebracht wurde. S. Obſervations ſur les Mémoires de Tav. t. XXVII. d. Samml. p. 361. No. 30. Auf den Prinzen machte man folgenden elenden Vers:

L'an mil cinq cens ſoixante et neuf
Entre Jarnac et Chateau-Neuf
Fut porté mort ſur une aneſſe
Le grand ennemi de la Meſſe.

Remarques ſur les Mém. de l'Etoile t. I. p. 36.

Reihen ſeiner Eskadron mit einer ſein Alter weit über- A. D. 1569.
ſteigenden Tapferkeit; ſein Pferd wurde unter ihm getödtet, und es würde um ſein Leben geſchehen geweſen ſeyn, wenn ihn nicht ſeine eigene Tapferkeit und die Hülfe der Seinigen zur rechten Zeit gegen die eindringenden Feinde gerettet hätte, welche ihn von allen Seiten umrangen, und mit Verzweifelung kämpften. Nach dem Tode des Prinzen und der Niederlage ſeiner Eskadron, die aus den tapferſten Kriegern ſeines Heeres beſtand, fanden die Katholiſchen nirgends mehr Widerſtand; die Hugonotten ſuchten ſich auf verſchiedenen Seiten unter Begünſtigung der einbrechenden Nacht durch die Flucht zu retten. Der Admiral und D'Andelot zogen ſich nach St. Jean D'Angely, D'Acier nach Cognac, und Montgommery nach Angouleme zurück; die Uebrigen, vorzüglich die Infanterie, welche nicht gegenwärtig geweſen, zerſtreueten ſich in verſchiedene Orte, da die Regimenter von Puviaut und Courbouſon allein Antheil an dem Treffen gehabt hatten.

Einen ſolchen Ausgang hatte die bei Baſſac den ſechszehenten März vorgefallene Schlacht, welche mehr durch den Rang der Gebliebenen als die Anzahl derſelben merkwürdig iſt. Die Hugonotten verlohren kaum ſiebenhundert Mann, aber alle Edelleute von Bedeutung, weil die Schwere des Treffens ganz allein auf die Kavallerie fiel. Auf katholiſcher Seite kamen ſehr Wenige um, und unter Dieſen Monſalez,

A. D. 1569. Hippolit Pic Graf von Mirandole, Prunay, und Ingrande. Der Herr von Lignieres, welchen Einige unter die Gebliebenen gezählt, ſtarb erſt einige Zeit nachher zu Poitiers eines natürlichen Todes. Der Herzog von Anjou, welcher die Feinde verfolgte, zog noch den nämlichen Abend ſiegreich in Jarnac ein, wohin unter dem Großgeſchrey der Soldaten der Prinz von Conde' auf einem elenden — Laſtthiere gebracht wurde. Das ganze Heer jubelte und ergötzte ſich an dieſem Schauſpiele, das doch vorher die Tapferkeit dieſes großen Mannes fürchtete, als er noch lebte. Der Herzog erlaubte nicht, daß der Leichnam auf irgend eine Art beſchimpft und mißhandelt würde; es ſchien ihm genug, daß das, was man weder durch Liſt, noch durch den Weg der — Gerechtigkeit habe bewerkſtelligen können, in dem Treffen erfüllt worden. Er ließ ihn alſo einige Tage nachher dem Heinrich von Navarra, deſſen Neffen, zuſtellen, um dem königlichen Geblüte, aus welchem er abſtammte, die gehörige Achtung zu bezeugen, der ihn ohne alles Gepränge unter den häufigſten Thränen ſeiner ganzen Parthey zu Vendome in die Gruft ſeiner Voreltern begraben ließ.

So lebte, ſo ſtarb Ludewig von Bourbon Prinz von Conde', welcher durch die in ſeinem Vaterlande unter dem Deckmantel der Religion mehrmals erregten bürgerlichen Kriege jene glänzende Eigenſchaften, womit ihn die Natur ausgeſtattet hatte, einigermaßen verdun-

verdunkelte. Seine Tapferkeit, ſeine Standhaftigkeit, und der Adel ſeiner Seele würden ihn in die Zahl der erſten Fürſten und Feldherren ſeines Zeitalters erhoben haben. Ein großer Theil derjenigen, welche ſich auf der Flucht überall zerſtreuet hatten, ſuchten ſich durch verſchiedene Wege nach Cognac zurückzuziehen, als ſie den Tag nach der Schlacht erfahren, daß der größte Theil der Infanterie ohne den geringſten Verluſt ſich dort verſammelt habe. Auf dieſe Art kamen in wenigen Tagen nebſt D'Acier, welcher ſich gleich Anfangs durch die Flucht gerettet hatte, auch der Graf von La Rochefoucault, und von Montgommery, Ivoy, der nach ſeines Bruders Tode den Namen von Genlis annahm, Jakob Boucard, Teligni, und Bouchavannes zum Vorſcheine; der Admiral ſelbſt und D'Andelot kamen von St. Jean D'Angely dorthin. A. D. 1569.

Nach dieſer letzten Niederlage befanden ſich die Hugonotten in einer ſehr kritiſchen und unſicheren Lage. Es war kein Zweifel, daß ſie nach dem Tode des Prinzen von Condé den Admiral ſo wohl aus Achtung für ſeine Würde als ſeine Weisheit zu ihrem Haupte erwählen würden. Es war noch in friſchem Gedächtniſſe, daß man nach der Schlacht bei Dreux, in welcher der Prinz gefangen genommen worden, demſelben einmüthig das Kommando übertragen hatte. Es waren aber viele Herren, welche ihm durch ihre Geburt, ihre Reichthümer, und andere

A. D. 1569. Eigenſchaften gleich zu ſeyn glaubten. Zur nämlichen Zeit wurde er faſt einſtimmig beſchuldigt, daß er durch ſeine Sorgloſigkeit den Katholiſchen den Uebergang über die Charente erleichtert, und ſich durch die Kriegsliſt eines Kindes habe irre führen laſſen, welches erſt das Kriegshandwerk zu lernen anfange; nach dem Uebergange des katholiſchen Heeres ſey er von Ort zu Ort auf eine feige Art gewichen, und habe durch ſeine übereilte Flucht den Feinden den Sieg in die Hände geſpielt. Auf dieſe Beſchuldigungen antwortete der Admiral: der Uebergang des katholiſchen Heeres ſey dadurch bewerkſtelligt worden, daß man ſeine Befehle nicht befolgt habe, und jene Truppen, die zur Bewachung der Uebergänge beſtimmt geweſen, ihre Poſten ohne ſeine Erlaubniß verlaſſen hätten, um bequeme Quartiere zu ſuchen. Er habe nicht überall gegenwärtig ſeyn können, und ſey nicht zur rechten Zeit davon benachrichtigt worden, um Gegenanſtalten treffen zu können. Durch ſeine Flucht habe er mehr Seelengröße und Muth als Feigheit an den Tag gelegt, da er bei der Niederlage des Heeres und der Verzweifelung des Sieges die Flucht einem unnützen Tode vorgezogen, und an der Zukunft nicht verzweifelt habe, um als ein neuer Antheus zum Verderben ſeiner Feinde wieder emporzuſteigen. Nichtsdeſtoweniger wurde er von Vielen theils aus Eiferſucht, theils aus Ehrgeiz und Schmerz über ihren Verluſt und den Tod des Prinzen gehaßt.

Mehrere waren überdies noch der Meinung, daß ihre Parthey alle Unterſtützung und Kredit verlohren habe, da ſie jetzt des Namens und Anſehens eines Prinzen von Geblüt beraubt ſeyen: denn das Volk werde nicht ſo bereitwillig ſeyn, einem Manne von niedrigerer Geburt und geringerem Anſehen zu folgen, noch die auswärtigen Fürſten ein ſolches Vertrauen in denſelben ſetzen; ſie könnten ſich auch nicht wie vorher das Anſehen geben, als wenn ſie für das allgemeine Wohl ſtritten. Dies käme nur gewiſſermaßen, wenn es geſchehen müſſe, Prinzen von Geblüte zu, welche gleichſam auf den Stufen des Thrones ſtünden. Viele ſeyen an die Freygebigkeit, Offenheit und Geradheit des Prinzen von Condé gewöhnt; ſie fürchteten und verwünſcheten den Admiral, welchen ſie für einen Mann hielten, der mit einer tiefen Unerforſchlichkeit einen hinterliſtigen und ſcharfſichtigen Charakter verbinde, und nur darauf bedacht ſey, auf jede Art ſein Privatintereſſe zu befördern. Das Schickſal wollte es, daß in dieſer Zeit D'Andelot, der Bruder des Admirals, und Jakob Boucard, deſſen vertrauteſter Freund, in eine ſchwere, entweder durch die ausgeſtandenen Strapazzen, oder Seelenkummer verurſachte Krankheit verfielen, und in kurzer Zeit hernach ſtarben. Durch dieſe beiden Todesfälle wurde jene Parthey ſehr geſchwächt, welche die Erhöhung des Admirals zu bewerkſtelligen ſuchte. Seine Klugheit beſiegte aber alle Hinderniſſe:

A. D. 1569.

A. D. 1569. niſſe: er leiſtete dem Anſcheine nach auf ſeine Erhöhung und glänzende Titel Verzicht, um nichtsdeſtoweniger alles Anſehen und die höchſte Gewalt in ſeiner Perſon zu vereinigen. Er beſchloß, den Prinzen Heinrich von Navarra und den Sohn des verſtorbenen Prinzen von Condé, Heinrichen, zu Häuptern und Feldherren erklären zu laſſen, wodurch die Parthey zu ihrem gemeinſamen Vortheile das nämliche Anſehen und den nämlichen Ruf gewönne, und forterhielte, wenn Prinzen von Geblüte an der Spitze ſtünden, deren Jugend ihm die Führung des Kriegs und die Verwaltung der wichtigſten Geſchäffte verſicherte. Auf dieſe Art würden der Ehrgeiz und die Anſprüche der Großen beruhiget; ſo entſpräche man der Erwartung der Völker, und ſtellte wieder jene Eintracht her, welche durch die Verſchiedenheit der Meinungen ſchon zerſtört zu ſeyn ſchien.

Der Admiral, welcher ſeine Anſprüche gänzlich aufgegeben, weil er ſie nicht durchzuſetzen hoffte, beſchied eilends die Königinn Johanna zum Heere, und ſtellte ihr vor, daß nun die Zeit gekommen ſey, ihren Sohn zu jener Größe zu erheben, wozu ihn ſeine Geburt berechtige, und welche ſie ſchon längſt für denſelben zu erhalten geſucht habe. Es mangelte auch Johannen nicht an Muth und Entſchloſſenheit: ſie verachtete jede Gefahr, um ihrem Sohne die Stelle eines Oberhauptes dieſer Parthey zu verſchaf-

fen,

ſen, und begab ſich mit einer den Conjuncturen angemeſſenen Geſchwindigkeit mit beiden Prinzen ins Lager bei Cognac, deſſen Zuſtand durch die vorwaltenden Partheyungen eher zu einer gänzlichen Auflöſung ſich neigte, als die Hoffnung erregte, daß die Hugonotten durch ihre Eintracht den Unordnungen vorbeugen, und ihren Verluſt erſetzen würden. Nachdem die Königinn Johanna den Entſchluß und die Abſichten des Admirals gebilligt hatte, ſo ließ ſie das Heer verſammeln, und ermahnte daſſelbe in Ausdrücken voll Muth und männlicher Kraft, bei der Vertheidigung ihrer Freyheit und Religion ſtandhaft vereinigt zu beharren. Sie ſchlug dem Heere die beiden Prinzen, welche gegenwärtig waren, zu Häuptern und Feldherren der Parthey vor, deren Anblick auf jeden einen tiefen Eindruck machte. Sie tröſtete Alle, daß ſie unter den Auſpicien zweyer Jünglinge vom königlichen Geblüte den glücklichſten Ausgang der Anſprüche ihrer gemeinſamen Sache hoffen könnten. Dieſe Rede erweckte wieder den Muth des Heeres, welches durch den erlittenen Verluſt und die unter demſelben herrſchende Zwietracht gleichſam betäubt und verwirrt da ſtand. Der Admiral und der Graf von La Rochefoucault waren die Erſten, welche ſich den Prinzen von Bourbon unterwarfen, und den Eid der Treue ſchwuren. Ihnen folgten zuerſt die Edelleute, und hernach die Hauptleute und Gemeinen, welche durch ein lautes Beifallgeſchrey die Wahl der Prin- A. D. 1569.

A.D. 1569. zen zu Häuptern und Beſchützern der reformirten Religion billigten.

Heinrich von Bourbon, Prinz von Navarra, war damals erſt funfzehen Jahre alt, voll Lebhaftigkeit, Edelmuth und kriegeriſchen Geiſtes. Er nahm entweder aus eigenem Antriebe oder durch Ueberredung ſeiner Mutter ohne Zaudern den Antrag des Heeres an, und verſprach in kurzen und kriegeriſchen Ausdrücken, die Religion zu beſchützen, und bei der Vertheidigung der gemeinſamen Sache ſo lange zu beharren, bis ſie durch den Tod oder Sieg die von Allen geſuchte und gewünſchte Freyheit errängen. Der Prinz von Condé willigte mehr durch Zeichen und Geberden, als durch Worte in das Nämliche ein, da ihm ſein zartes Alter nicht erlaubte, ſeine Gedanken durch eine Rede zu entfalten. Der Prinz von Navarra, welchem ſo wohl ſein Alter als die Eigenſchaft des erſten Prinzen von Geblüt den Vorzug verſchaffte, wurde alſo zum Haupt der Parthey der Hugonotten erhoben, und die Königinn Johanna ließ zum Andenken dieſer Begebenheit nachher einige Gedächtnißmünzen von Gold prägen, welche auf der einen Seite ihr Bildniß, und auf der anderen Jenes ihres Prinzen mit der Innſchrift enthielten: Pax certa, Victoria integra, Mors honeſta. Sicherer Friede, vollkommener Sieg, glorreicher Tod.

Nachdem beide Prinzen zu Häuptern der Parthey waren erwählt worden, ſo wurde ſogleich in Gegen-

Gegenwart der Königinn Johanna ein Kriegsrath A. D.
gehalten, um Mittel auszufinden, wie man den er- 1569.
littenen Schaden erſetzen, und die drohende Gefahr abwenden könne. Vor allem Anderem wurde dem Admiral wegen dem zarten Alter und der geringen Erfahrung der beiden Prinzen das Kommando des Heeres und die Verwaltung aller zum Kriege gehörender Gegenſtände, dem Herrn D'Acier das durch D'Andelot's Tod erledigte Generalat der Infanterie, und dem Herrn von Genlis das Kommando der Artillerie übertragen, welches Boucard geführt hatte. Nachher berathſchlagte man ſich über den Operationsplan. Viele, welche ſich noch nicht ganz von ihrer Furcht wegen der erlittenen Niederlage erholet hatten, waren der Meinung, daß ſich das Heer nach La Rochelle und in die umliegende feſte Gegend zurückziehen ſolle: ſie behaupteten, daß es dem Herzog von Anjou unmöglich ſeyn würde, dieſe mit Waſſer und Sümpfen umgebene Gegend anzugreifen, wenn ſie von einer hinlänglichen Anzahl tapferer Truppen vertheidigt würde. Der Admiral und die angeſehenſten Kriegsmänner hielten dafür, daß man dadurch zu viel Furcht an den Tag legen würde; nichtsdeſtoweniger wurde beſchloſſen, das Heer in die vornehmſten Städte an den Ufern der Charente zu vertheilen, ſie zu vertheidigen, und den Lauf des Siegers ſo lange einzuhalten, bis ſie eine ſichere Nachricht von jenen Hülfsvölkern erhielten, welche ihnen der Herzog von Zwei-

brücken

A. D. 1569 brücken aus Deutſchland zuführte; bei deſſen Annäherung ſollten ſie ſich wieder verſammeln, und ihm entgegen gehen, und ſich mit ihm vereinigen, es möge koſten, was es wolle. Durch dieſe Verſtärkung würden ſie dem königlichen Heere gleich an Macht, oder auch ſelbſt überlegen ſeyn. Sollte dieſe Vereinigung nicht zu Stande kommen, ſo müßten ſie ſich nachher in verſchiedene Corps theilen, den Krieg in verſchiedene Provinzen ſpielen, und den König dadurch zwingen, ſeine Macht ebenfalls zu theilen, und auf dieſe Art mit gleichen Kräften Krieg zu führen. Nachdem dieſer Operationsplan beſchloſſen war, ſo kehrte die Königinn Johanna nach La Rochelle zurück, um friſche Hülfsvölker zu erhalten, und Kriegsvorrath anzuſchaffen. Der Admiral begab ſich mit den Prinzen nach St. Jean D'Angely; der Herr von Piles übernahm die Vertheidigung von Saintes; Montgommery und Puviaut giengen nach Angouleme; D'Acier blieb mit dem größten Theile der Infanterie zu Cognac zurück, und Genlis ſchloß ſich mit einer ſtarken Beſatzung in Loudün ein. Alle dieſe Plätze waren entweder durch die Natur oder die Kunſt befeſtigt: ihre Lage an den in dieſer Gegend ſehr tiefen und häufigen Flüſſen erleichterte es ungemein, ſie eine lange Zeit vertheidigen zu können.

Indeß hatte der Herzog von Anjou ſeinen ermüdeten Truppen drey Raſttäge gegeben, um ſich zu erholen,

erholen, ihre gemachte Beute zu theilen, und in Sicherheit zu bringen, und mit ſeinen Generalen beſchloſſen, die Städte zu belagern, in deren Beſitze die Hugonotten waren. Es war alſo nothwendig, die ſchwere Artillerie von Poitiers kommen zu laſſen, da er nur Feldſtücke mit ſich geführt hatte, um ſchneller marſchieren zu können. Dies verzögerte einige Tage lang den Lauf des Siegers, und gab den Hugonotten Zeit, jene Beſchließungen zu faſſen, von welchen wir geſprochen haben. Da überdies der Herzog die Befehle des Hofes, welcher ſehr weit entfernt war, und ſich nicht ſo leicht und ſo geſchwind entſchloß, abwarten mußte, ſo entſtanden dadurch natürlich Aufſchub und Zögerung. Die erſte Unternehmung war auf Cognac gerichtet: man bemerkte aber bald, daß dieſelbe großen Schwierigkeiten unterworfen ſeyn, und ſich in die Länge ziehen würde, weil der erfochtene Sieg mehr die Frucht des Ueberganges über die Charente und des Todes des Prinzen von Condé, als der großen Niederlage der Hugonotten war, welche durch ihre übereilte Flucht ihren Feldherrn aufgeopfert, aber auch das Heer gerettet hätten, welches nun in die mit Allem verſehenen und ſehr feſten Plätze zur Vertheidigung derſelben vertheilt ſey, und vor Begierde brenne, durch Heldenthaten die Schande ihrer Flucht auszulöſchen. Alles dies machte die Eroberung dieſer Stadt ſehr ſchwer. In Cognac befanden ſich ſieben tauſend Mann Infanterie, und mehr A. D. 1569.

A. D. 1569. mehr als ſiebenhundert Mann Kavallerie unter D'Acier's Kommando ſamt vielen anderen Herren, welche bey der Annäherung des katholiſchen Heeres und in den folgenden Tagen ſo ſtarke Ausfälle thaten, daß ihre Scharmützel kleinen Treffen ähnlich ſahen. Die Hugonotten, welche viel Muth und Tapferkeit zeigten, verurſachten den Belagerern beträchtlichen Verluſt, welche durch die anhaltenden Ausfälle gänzlich verhindert wurden, die Belagerungsarbeiten anzufangen, und die Artillerie aufzuführen, da das Heer beſtändig unter den Waffen bleiben mußte, um die Anfälle der Feinde abzuhalten. Dieſe Schwierigkeiten machten es dem Herzog von Anjou unmöglich, die Stadt in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich befinde, zu erobern; er beſchloß alſo, um die Zeit nicht unnütz zu verlieren, und ſein Heer aufzureiben, in das feindliche Land tiefer einzudringen, und die weniger feſten und nicht ſo gut verſehenen Städte zu belagern, nach deren Einnahme Cognac gleichſam inſulirt, verlaſſen, von allen Seiten eingeſchloſſen da ſtehen, und von ſelbſt fallen würde. Er hoffte dies um ſo gewiſſer, als die Erfahrung ſchon bei allen Vorfällen bewieſen hatte, daß Aufſchub und Zeitgewinn das tödtlichſte Gift für die Hugonotten ſey. Er hob alſo vier Tage nach ſeiner Ankunft die Belagerung von Cognac auf, marſchierte nach St. Jean D'Angely, nahm theils ſelbſt, theils durch die unter ihm kommandirenden Feldherren Tifauges,

Mon-

Montaut, la Foreſt, und Aubeterre ein, und bela- A. D. 1569.
gerte endlich Mucidan. Der Graf von Briſſac, welcher mit ſeinem gewöhnlichen Muthe ſich zu weit vorwärts wagte, um die in die Mauer gemachte Oeffnung zu rekognosciren, wurde durch einen Büchſenſchuß in die rechte Seite ſo tödtlich verwundet, daß er zum Leidweſen des Heeres daran ſtarb. Dieſer Unfall entflammte nur noch mehr den Muth der Belagerer, welche die Stadt endlich durch Sturm einnahmen, und aus Rache nicht nur allein die Soldaten, ſondern auch die Bürger über die Klinge ſpringen ließen.

Während dieſer Zeit hatte Wolfgang von Baiern, Herzog von Zweybrücken, durch das Geld und die Verſprechungen der Hugonotten angereizt, mit Hülfe des Herzogs von Sachſen und des Pfalzgrafen bei Rhein, und durch die Aufmunterung und Unterſtützung der Königinn von England ein Heer von ſechs tauſend Mann Infanterie, und acht tauſend Mann Kavallerie auf die Beine gebracht. Mouy und Morvilliers waren denſelben mit acht hundert Pferden, und Briquemaut mit zwölf hundert franzöſiſchen Büchſenjägern bis nach Deutſchland entgegen gegangen, um ſich mit ihnen zu vereinigen. Bei dem nämlichen Heere befand ſich Wilhelm von Naſſau, Prinz von Oranien, und ſeine Brüder Ludewig und Heinrich, welche Flandern verlaſſen hatten, um nicht in die Hände des unerbittlichen Herzogs von

Alba

A.D. 1569. Alba zu fallen, und der Fahne der Hugonotten, zu deren Religion ſie ſich bekannten, treu zu bleiben. Der König und die Königinn-Mutter hatten zuerſt durch Geſandtſchaften an die proteſtantiſchen Fürſten, und hernach durch die Autorität Kayſer Maximilian's II, mit welchem ſie ein enges Verſtändniß unterhielten, die Anwerbung dieſes Heeres zu verhindern geſucht; da aber der Eifer der Proteſtanten für ihre Glaubensgenoſſen, und die Hoffnung der Beute und des Gewinnſtes ſtärker war, als die Verſprechungen des Königes, oder die Drohungen des Kayſers, ſo hatten ſie doch ihre Truppen mit dem feſten Entſchluſſe verſammelt, den Hugonotten ohne längeren Aufſchub und mit Verachtung aller Gefahren zu Hülfe zu eilen. Der König und die Königinn-Mutter hatten ſich nach Metz begeben, um dieſe Gewitterwolke zu zerſtreuen; als ſie aber ſahen, daß ſich das Heer aller ihrer Bemühungen ungeachtet vereiniget hatte, ſo ertheilten ſie dem Herzog von Aumale den Befehl, mit der Kavallerie von Champagne und Burgund und mit ſechs tauſend friſch in Sold genommenen Schweizern ſich nach den Gränzen der proteſtantiſchen Fürſten zu begeben, und ihre Länder zu verwüſten, damit die Truppen derſelben zu ihrer eigenen Vertheidigung zurückgehalten würden, und dieſelbe dieſes Jahr nicht nach Frankreich marſchieren könnten. Sie wähnten, daß der Kayſer aus dieſen Gründen und wegen dem mit ihm beſtehenden guten Verſtändniſſe

niſſe dieſen Schritt nicht mißbilligen werde. Da A. D. 1569.
aber der Herzog von Aumale in dem Gebiete der
Reichsſtadt Straßburg ein Corps Franzoſen, welche
aus Genf und den umliegenden Gegenden gekommen
waren, um ſich mit dem deutſchen Heere zu vereinigen,
angegriffen, und ein großes Blutbad unter
denſelben angerichtet hatte, ſo erregte dieſe auf deutſchem
Boden ausgeübte Feindſeligkeit ein ſolches
Mißfallen bei allen Städten und Fürſten des Reichs,
und ſelbſt bei dem Kayſer, daß der König und die
Königinn-Mutter, um die Gemüther nicht noch
mehr zu reizen, und ſich mehrere Feinde auf den Hals
zu ziehen, dem Herzog von Aumale befahlen, ſich
nach Burgund zurückzuziehen, und auf die Vertheidigung
der eigenen Gränzen ſo viel möglich einzuſchränken.
Sie befürchteten, daß ihnen die übelgeſinnten
auswärtigen Fürſten in ihrem Reiche genug
zu ſchaffen machen würden. Der Herzog von Zweybrücken
folgte ſogleich dem Herzoge von Aumale auf
dem Fuße nach Burgund, und plünderte und verheerte
auf die grauſamſte Art das Land, durch welches
er mit ſeinem Heere zog; der Herzog von Aumale
konnte ihm weder den Weg verlegen, noch das
freye Feld gegen ihn behaupten, weil ihm derſelbe
weit überlegen war. Er lagerte ſich alſo immer unter
die Mauern der Städte, und verhinderte ihn dadurch,
ſich derſelben zu bemeiſtern, und größere
Streifzüge zu unternehmen, wie er gethan haben

A. D. 1569. würde, wenn er gar keinen Widerſtand gefunden hätte. So zogen beide Heere durch Burgund: täglich fielen Scharmützel vor, wobei einigemal großer Verluſt war. Der Herzog von Aumale ſah endlich ein, daß die Feinde aus Mangel ſchwerer Artillerie außer Stande waren, Belagerungen vorzunehmen, und es von geringem Nutzen ſeyn würde, denſelben immer zur Seite zu bleiben: er nahm alſo den kürzeſten Weg durch die Grafſchaft von Auxerre, um ſich mit dem Herzoge von Anjou zu vereinigen, und mit gemeinſamen Kräften den Feinden ſtärkeren Widerſtand zu leiſten.

Das deutſche Heer, welches bis an die Ufer der Loire vorgedrungen war, fand überall die größeſten Schwierigkeiten, einen Uebergang über dieſelbe zu finden: denn alle Brücken über dieſen Fluß befinden ſich innerhalb den Städten oder zur Seite ihrer Mauern und Wälle, und waren alle von den königlichen Truppen beſetzt. Der Herzog von Anjou hatte auf die ſichere Nachricht von der Ankunft der Deutſchen das feindliche Land verlaſſen, ſich mit ſeinem Heere dem Strohme genähert, und alle Uebergänge befeſtigt. Hier erwartete er, was die Feinde unternehmen würden. Die Deutſchen befanden ſich in nicht geringer Verlegenheit, da ſie außerhalb der Städte nicht über die Loire gehen konnten, und keine ſchwere Artillerie und andere Belagerungswerkzeuge mit ſich führten, um durch die Eroberung irgend einer Stadt ſich einen

Ueber=

Uebergang zu öffnen. Sie befürchteten ſehr, daß ein mit ſo großem Geräuſche begleiteter Einbruch am Ende fruchtlos ablaufen werde. Aber die Feigheit oder der Meineyd der Menſchen erleichterten das, was an ſich ſelbſt ſehr ſchwer war. Die Feldherren des deutſchen Heeres hatten beſchloſſen, ſich La Charite' zu nähern, welche Stadt an der Loire liegt; ihre Abſicht war mehr, die Zeit nicht müßig hinzubringen, als eine gegründete Hoffnung, ſie einnehmen zu können. Sie wollten die alten Mauern derſelben mit einigen kleinen Feldſtücken, die ſie bei ſich führten, beſchießen. Sie hatten ſich kaum vor die Stadt gelagert, als der Gouverneur heimlich aus derſelben, man weiß nicht, aus welcher Urſache, entwich: (denn zu dieſer Zeit, wie es in bürgerlichen Kriegen zu geſchehen pflegt, waren die vielfachen Intereſſen ſo wie die Neigungen der Menſchen undurchdringlich) ihm folgten die Soldaten in der größten Unordnung nach. Die erſchreckten Bürger fiengen an, über die Uebergabe zu handeln, und vernachläßigten deshalb die Bewachung der Stadtmauern. Die Belagerer legten indeß einige Sturmleitern an; ſie fanden nicht den geringſten Widerſtand, und Briquemault drang zuerſt mit ſeinen Leuten in die Stadt, welchem nach und nach das ganze Heer folgte, und dieſelbe plünderte, zur Zeit, als der Herzog von Anjou auf die Nachricht von der Unternehmung der Deutſchen den Belagerten ein ſtarkes Corps zu Hülfe

A. D. 1569.

 ſchickte.

A. D. 1569. ſchickte. Das deutſche Heer, welches nun zu gleicher Zeit ſich einen Uebergang geöffnet, und in jedem Falle für den Rückzug geſorgt hatte, gieng den zwanzigſten Mai über die Loire.

Der Admiral und die Prinzen, unter deren Namen nun Alles geſchah, machten ſich bereit, den Deutſchen entgegen zu gehen; ſie hofften mit Grunde, durch die Vereinigung mit denſelben den Königlichen weit überlegen zu ſeyn; ſollte ſie aber nicht zu Stande kommen, ſo dachten ſie den Herzog von Anjou zwiſchen zwey Heeren gleichſam einzuſchließen. Der Admiral übergab alſo das Kommando von La Rochelle dem La Noue (die Königinn Johanna regierte alles Uebrige) und ſchickte den Grafen von Montgommery Bearn zu Hülfe, deſſen ſich die Herren von Montlüc und Terride, Lieutenants des Königs in Gascogne und Guienne, faſt gänzlich bemeiſtert hatten. Die Prinzen brachen mit zwölf tauſend Mann Infanterie, und zwey tauſend Mann Kavallerie gegen die Loire auf; ihr Heer wuchs von Tage zu Tage durch die Ankunft der Edelleute an, welche zu ihrem Dienſte aus den benachbarten Provinzen freywillig herbei eilten. Da ſie noch keine Nachricht von dem Uebergange der Deutſchen erhalten hatten, ſo machten ſie aus Unentſchloſſenheit nur kleine Märſche; ſie befürchteten mit Grunde, von den Katholiſchen eher angegriffen zu werden, als ſie ſich mit den Deutſchen vereinigen könnten. Aber

der

der Herzog von Anjou hatte ſich nach dem Uebergange der Deutſchen über die Loire von den Ufern derſelben entfernt, um nicht zwiſchen zwey Feuer zu kommen, und ſich in das Limouſin'ſche zurückgezogen, welches durch ſeine vielen Waldungen und Gebirge ihm alle Gelegenheit darbot, feſte Lager zu beziehen. Ueberdies glaubte er, daß die Unfruchtbarkeit des Landes die Feinde mit einer ſo ſtarken Anzahl Deutſcher, welche an gute Quartiere, und im Ueberfluſſe zu leben gewohnt ſeyen, bald zwingen werde, daſſelbe zu verlaſſen. Der Herzog von Zweybrücken beſchleunigte ſeinen Marsch, um ſich mit den Prinzen zu vereinigen; aber der Tod verhinderte ihn in der Ausführung: denn er wurde von einem anhaltenden, durch die Strapazzen des Marsches, oder wie man ſagte, durch den übermäßigen Genuß des Weines verurſachten Fieber, welches ſich bald in ein bösartiges verwandelte, überfallen, und in einigen Tagen hinweggerafft. [22]) Er hinterließ einen ſehr zweifel- A. D. 1569.

22) Man behauptet, er ſey vergiftet worden; ein gleiches Gerücht hatte verbreitet, als ſey dem D'Andelot das nämliche widerfahren. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte er ſich den Tod durch übermäßiges Garaustrinken (Caroux, wie es die Franzoſen nannten) wegen ſeiner großen Freude über die Vereinigung zugezogen. Er hatte auch das Glück, mit einem Wortſpiele beſungen zu werden.

Pons ſuperavit aquas, ſuperarunt pocula *pontem*,
Febre tremens periit, qui tremor orbis erat.

S. die angef. Obſerv. ſur Tav. p. 365.

A. D. 1569. haften Ruhm: ob er es ſeiner Kriegskenntniß, oder dem Glücke zu danken hatte, einen ſo langen Marſch ohne Verluſt durch eine ſo große Strecke feindlichen Landes und über ſo breite und tiefe Flüſſe bewerkſtelligt, und ſich mit ſeinen Verbündeten an den äußerſten Gränzen von Guienne vereinigt zu haben. Nach ſeinem Tode folgte ihm der Graf von Mansfeldt, deſſen Lieutenant, in dem Kommando des Heeres, da ſich ſo viele andere Prinzen und Feldherren, welche ſich bei dem Heere befanden, mehr aus Furcht vor der bevorſtehenden Gefahr als aus Mäßigung und Mangel der Anſprüche nicht widerſetzten. Den dritten Tag nach dem Tode des Herzogs von Zweybrücken vereinigte ſich das deutſche Heer mit dem Admirale und den Prinzen an den Ufern der Vienne, wo das Heer gemuſtert, und den Deutſchen der Sold von einem Monate mit jenem Gelde bezahlt wurde, welches die Königinn Johanna nicht ohne große Schwierigkeit von den Bürgern von La Rochelle, und aus den Contributionen der umliegenden Städte zuſammen gebracht hatte. Das vereinigte Heer brach nun gegen den Herzog von Anjou auf, voll Verlangen, zu ſchlagen, ehe ſeine Macht durch neue Unfälle geſchwächt würde.

Das Heer des Herzogs von Anjou war indeß durch die aus Italien und Flandern gekommenen Hülfsvölker verſtärkt worden. Der Pabſt hatte theils aus Verlangen, den Krieg gegen die Hugonotten fort-

fortgeſetzt zu ſehen, theils zur Ehre des apoſtoliſchen A. D. 1569.
Stuhles dem Könige vier tauſend Mann Infanterie, und acht hundert Mann Kavallerie unter der Anführung von Sforza, Grafen von Santa Fiore, eines berühmten und erfahrenen Feldherrn, zu Hülfe geſchickt; der Großherzog von Toskana hatte tauſend Fußgänger und zwey hundert Pferde unter dem Befehle des Fabiano del Monte hinzuſtoßen laſſen. Zu gleicher Zeit war der Graf Peter Erneſt von Mansfeldt mit einem Regimente von drey tauſend Wallonen und drey hundert Lanzen Flamänder von dem Herzoge von Alba abgeſchickt worden, welcher nichts mehr als die Unterdrückung des deutſchen Heeres wünſchte, unter welchem ſich der Prinz von Oranien und ſeine Brüder, die ſo angeſehene Verbannte, befanden, welche noch einen großen Anhang und Einfluß in den Niederlanden hatten. Aber aller dieſer Hülfsvölker ungeachtet war doch das katholiſche Heer ſo wohl durch Sterblichkeit und die erlittenen Strapazzen, als durch den Mangel des Soldes ſo ſehr zuſammen geſchmolzen, daß ihm die Hugonotten weit überlegen waren. Aus dieſer Urſache hatte der Herzog von Anjou, um ein Treffen zu vermeiden, ſich nach dem Limouſin'ſchen zurückgezogen, zu Roche-la-Belle ſich ſehr vortheilhaft gelagert, und das Hauptchor auf eine ſteile und unerſteigliche Anhöhe poſtirt. Auf der Fronte, wo ein flaches Feld ſich ausdehnte, befinden ſich zwey mit Geſträuchen und

A. D. 1569. Bäumen bedeckte Abhänge, auf deren Jedem ein Dorf liegt. In Jenem auf der rechten Seite ſtand Philipp Strozzi, welchen der König zum Generalobriſten der Infanterie ernannt hatte, mit zwey franzöſiſchen Regimentern, und in dem anderen auf der linken der Graf von Santa Fiore, Fabiano del Monte, und Peter Paul Toſinghi mit der päbſtlichen und toskaniſchen Infanterie; auf der Spitze der Anhöhe war die Artillerie aufgepflanzt, welche die ganze umliegende Gegend beſtreichen konnte. Zwiſchen dem Hauptcorps und beiden Dörfern, wo ſich die Infanterie verſchanzt hatte, ſtand die leichte Kavallerie unter dem Befehle des Herzogs von Nemours und der italiäniſchen Feldherren in der Ebene hinter einem Bache. In dem Rücken des Lagers befand ſich in einer kleinen Entfernung die Stadt Limoges, welche das Heer überflüßig mit Lebensmitteln verſah, woran in dem ganzen umliegenden Lande wegen der Unfruchtbarkeit ein großer Mangel war.

Der Admiral, welcher ſich mit dem Prinzen und dem ganzen Heere den Katholiſchen auf eine halbe Meile genähert hatte, rekognoscirte die Stellung des Herzogs von Anjou, und erkannte die Schwierigkeit, ſeinen Truppen zwiſchen unfruchtbaren Wäldern und öden Gebirgen Unterhalt zu verſchaffen; er beſchloß alſo, das Quartier des Strozzi und Jenes der Italiäner zu gleicher Zeit anzugreifen. Er berechnete zum voraus, daß er durch den Beſitz dieſer

Dörfer

Dörfer das ganze Lager enge einſchließen, und die Feinde, welche eine große Anzahl Kavallerie hatten, gänzlich verhindern könnte, in der Ebene zu fouragieren, und ſie gleichſam zwingen würde, ſich mit der augenſcheinlichen Gefahr einer Niederlage zurückzuziehen. Den drey und zwanzigſten Junius rückte Er gegen den Poſten des Strozzi mit der Avantgarde vor. An der Spitze derſelben befanden ſich Piles, Briquemaut, und Rouvray mit der Infanterie, und der Graf Ludewig von Naſſau mit einem Regimente Deutſcher in der Mitte; die Kavallerie unter Mouy, Teligni, und Soubiſe folgte zuletzt. Die Prinzen marſchierten mit dem Treffen, welches aus der Infanterie von Baudine', Blaçons, Pouilly, einem anderen Regimente Deutſcher, und der Kavallerie des Marquis von Renel, von Montbrün, Ambras, und D'Acier beſtand, unter der Anführung des Grafen von la Rochefoucault und des Prinzen von Oranien auf das Quartier der Italiäner los: der größte Theil der Deutſchen mit der Artillerie und zwey Regimentern Büchſenjägern blieben unter den Befehlen des Grafen von Mansfeldt und des Herrn von Genlis im Lager zurück. A. D. 1569.

Der Angriff, welcher zwey Stunden vor dem Tage geſchehen ſollte, konnte wegen der Kürze der Nacht nur mit dem Anbruche deſſelben beginnen. Der Admiral, welcher ſich dem Poſten des Strozzi genähert hatte, ließ denſelben durch die Büchſenjäger

A. D. 1569. des Piles angreifen, welchem die Uebrigen vier tauſend an der Zahl folgten. Das Gefecht war hitzig und blutig: für die Hugonotten kämpfte die Anzahl, und für die Katholiſchen die Feſtigkeit des Ortes. Sie waren durch eine Menge Bäume und Zäune gedeckt, und ſetzten durch ihre Stellung auf der Anhöhe mit ihrem Musketenfeuer den Hugonotten außerordentlich zu, welche ihnen aber ſo ſehr an Anzahl überlegen waren, daß vier gegen Einen ſtritten. Sie wurden auch beſtändig durch friſche Truppen unterſtützt, und ſtrengten Alles an, um die Katholiſchen aus ihrem Poſten zu vertreiben. Es würde den Hugonotten dies nicht gelungen ſeyn, wenn ſich nicht die Soldaten durch ihre Hitze hätten hinreißen laſſen, die Diſpoſition ihres Feldherrn zu vereiteln: denn Philipp Strozzi wurde ſo wohl durch ſeinen eigenen Muth, als die wiederholten anzüglichen Aeußerungen der Franzoſen, welche über den Verluſt des Grafen von Briſſac, an deſſen Stelle Strozzi war ernannt worden, laut klagten, und gleichſam aufgebracht waren, von einem italiäniſchen Feldherrn kommandirt zu werden, gereizt, begab ſich in die erſten Reihen der Seinigen, ermahnte Jeden, ſeinem Beiſpiele zu folgen, verließ ſeinen vortheilhaften Poſten, und griff die Büchſenjäger des von Piles und Briquemault mit ſolcher Tapferkeit an, daß ſie ſich in Unordnung zurückziehen mußten. Als der Admiral ſah, daß ſie in der Hitze des Gefechtes die Flüchtigen bis in

in die Ebene unvorſichtig verfolgten, wo die Kaval- A. D.
lerie agiren konnte, ſo rückte er mit der ganzen 1569.
Avantgarde vor, und umgab ſie von allen Seiten. Obſchon Strozzi, durch die Seinigen unterſtützt, tapfer kämpfte, ſo wurde er doch niedergeworfen, von den Pferden blutig getreten, und zum Gefangenen gemacht. Er hatte mehr Muth und Tapferkeit als Klugheit: es iſt aber faſt unmöglich, daß ein Mann, welcher ſich durch gleichen Trieb der Ehre angeſpornt fühlt, ſich in den Gränzen innehalten kann, welche ihm die Klugheit vorgeſchrieben hat, wenn er durch die Anzüglichkeiten der Unerfahrenen gereizt wird. Von Seite der Katholiſchen blieben Saint-Loup und Roquelaure, beide Lieutenants des Strozzi, zwei und zwanzig Hauptleute, und drey hundert und funfzig der tapferſten Soldaten; von jener der Hugonotten nicht mehr als hundert und funfzig Mann, theils Fußgänger, theils Reuter auf dem Platze, unter welchen ſich Trümemond und La Fontaine, zwei Hauptleute von großem Rufe, befanden. Der Admiral verfolgte muthig den Ueberreſt der Truppen des Strozzi, welche ſich aber ſtreitend auf ihren Poſten zurückzogen. Die Lage des Ortes war ſo beſchaffen, daß die Kavallerie nicht vordringen, und die ſchon ermüdete und in Unordnung gerathene Infanterie nicht mit gleicher Tapferkeit den Angriff erneuern konnte. Die Katholiſchen, welche in ſtarker Anzahl auf der Anhöhe zurückgeblieben waren, hielten alſo

leichter

A. D. 1569. leichter Dinge den Angriff der Feinde ab. Indeß kam die leichte Reuterey, welche in der Nähe war, und die Gefahr der Katholiſchen ſah, den Ihrigen zu Hülfe, und ſchlug mit gemeinſamer Hand die Hugonotten endlich zurück. Franz Somma, ein Cremoneſer, und Hauptmann der leichten italiäniſchen Reuterey, erwarb ſich hier ein großes Lob: denn er ſtieg mit dem größten Theile der Seinigen von den Pferden, ſtritt zwiſchen den Zäunen und Kaſtanienbäumen in den erſten Reihen zu Fuße mit großer Tapferkeit, wobey die Feinde viel einbüßeten.

Auf der anderen Seite, wo die Prinzen von Navarra und von Condé das Treffen zum Angriffe der Italiäner geführt hatten, war der Verluſt beider Theile geringer. Der Graf von Santa Fiore, welcher ſich nicht wie Strozzi durch die Reden ſeiner Soldaten zu einem tollkühnen Angriffe hinreißen ließ, ſondern ſeinen Poſten klug und ſtandhaft behauptete, ſchlug immer mit gleichem Muthe und Glücke den Angriff von Baudiné und Pouilly zurück, welche ihn durch eine ſtarke Anzahl Kavallerie zu überwältigen ſuchten. Obſchon das Treffen eine Stunde länger als Jenes des Admirals dauerte, und auf beiden Seiten mit der größeſten Tapferkeit gefochten wurde, ſo trennten ſie ſich doch ohne großes Blutvergießen, da im Ganzen nicht mehr als hundert und zwanzig Menſchen auf dem Platze blieben. Dies war das erſte Treffen, in welchem ſich der Prinz

Heinrich

Heinrich von Navarra mit den Gefahren des Krie- A. D. 1569.
ges bekannt machte. Seine Mutter hatte ihn mit
großer Sorgfalt im Reiten und den damals gewöhn-
lichen Waffenübungen unterrichten laſſen; er war
aber bis auf dieſen Tag bei keiner Action gegenwärtig
geweſen. Er zeigte ſich in den erſten Reihen mit
dem größten Muthe, welches um ſo merkwürdiger
iſt, als der Anblick des Krieges für den Anfänger
eine ſchreckliche Scene darbeut. Hier legte er Pro-
ben von jener Tapferkeit ab, durch welche er nachher
die ganze Welt mit dem Ruhme ſeiner Heldenthaten
erfüllen ſollte. Nachdem auf dieſe Art die Angriffe
aufgehört hatten, ſo beſchloſſen die Prinzen und der
Admiral, auf dem nämlichen Felde ſich zu lagern,
auf welchem ſie gefochten hatten, um die Katholiſchen
enger einzuſchließen. Sie glaubten, daß die feind-
liche Kavallerie durch den kleinen Raum unendlich
leiden müßte; in wenigen Tagen ſahen ſie aber ein,
welchen Fehler ſie begangen hatten: denn der Herzog
von Anjou erhielt aus Limoges ohne Hinderniß reiche
Zufuhren von allen Lebensmitteln, da im Gegen-
theile das ganze Lager der Hugonotten durch die Un-
fruchtbarkeit der umliegenden Gegend, und weil die
benachbarten Städte im Beſitze der Katholiſchen wa-
ren, einen ſolchen Mangel an allem Nothwendigen
litt, daß ſie ihr Lager aufheben, und den Weg nach
Perigord einſchlagen mußten, damit ſie anderwärts
einer ſo großen Anzahl Deutſcher einen beſſern Unter-
halt

A. D. 1569. halt verſchaffen konnten, welche zum Voraus auf die reichſten Beuten gezählt hatten, und weder das Lagern auf freyem Felde, noch den Mangel und die Theuerung der Lebensmittel ertragen konnten.

Während dieſer Zeit war die Königinn-Mutter in Begleitung der Kardinäle von Lothringen und von Bourbon in das Lager des Herzogs von Anjou gekommen, um ſich mit Ihm über den Operationsplan zu berathſchlagen: denn nicht nur allein in dem Staatsrathe des Königs, ſondern auch in dem Lager waren die Meinungen verſchieden. Einige, welche die Macht des königlichen Heeres mit Jener der Hugonotten verglichen, drangen darauf, ohne Zeitverluſt eine Schlacht zu liefern. Sie behaupteten, daß die zuſammengeraffte Infanterie der Hugonotten Jener aus lauter Veteranen beſtehenden des Königs und dem undurchdringlichen Schweizerbataillon, deſſen Tapferkeit die Feinde ſchon ſo oft und ſo hart empfunden hätten, keinen Widerſtand leiſten könnte, ſo wie die Katholiſche aus der Blüthe des Adels beſtehende Kavallerie ohne Mühe die Reuter (ſo nannte man die deutſche Kavallerie) über'n Haufen werfen müßte, welche, die Anführer, und einige Wenige vom Adel ausgenommen, meiſtens aus Stallknechten und anderem Geſinde beſtünden, und die Waffen nicht zu führen wüßten. 23) Sie machten alſo den Schluß,

23) Man nannte die Reuter auch Piſtoliers. Als der Prinz von Conde' in dem erſten bürgerlichen Kriege gegen

Schluß, daß man in wenigen Stunden Frankreich A. D.
von dem ganzen Ungemache des Krieges befreyen, 1569.
und mit einem Schlage die hartnäckigen Hugonotten zu Boden drücken könne; durch Zaudern und Unentſchloſſenheit werde man den Ausgang des Krieges verlängern, das Volk zu Grunde richten, den Adel aufreiben, die königlichen Einkünfte gänzlich verſiegen machen, und das Reich verwüſten; die Feinde erhielten dadurch Gelegenheit und Zeit, ſich mit neuen Kräften empor zu heben, und die Gefahr zu vermehren: ſollten wieder neue deutſche Hülfsvölker in Frankreich einrücken, wie das Gerücht gehe, ſo würde am Ende die königliche Macht ermüdet, durch die Fortſetzung des Krieges vermindert, und durch die Ausländer gänzlich unterdrückt werden.

Diejenigen, welche der entgegengeſetzten Meinung beipflichteten, hielten es für ein tollkühnes und übereiltes Unternehmen, das ganze Reich durch eine Schlacht gegen einen Feind aufs Spiel ſetzen zu wollen, welcher nichts zu verliehren habe, da das ganze Glück der Deutſchen in ihren Waffen und geringem Gepäcke beſtünde, welches ſie mit ſich führten; die Häupter der Hugonotten könnten nur das verliehren, was ſie uſurpirt; es ſey alſo ſehr gefährlich, mit einem ſo ſtarken Heere Verzweifelter ohne ſichere Hoffnung

gegen Paris anrückte, beſtanden die Reuter meiſtens nur, wie Vieilleville ſagt, aus gens de Ville et marchands. Collect. Univ. t. XXXII. p. 39.

A. D. 1569. nung eines glücklichen Erfolges zu ſchlagen; man müſſe eine vernünftigere Parthey ergreifen, und durch die Verlängerung des Krieges den Deutſchen Zeit laſſen, ſich ſelbſt aufzureiben, wie es denſelben immer zu gehen pflege; das Klima von Frankreich, welches von Jenem ihres Vaterlandes ſo ſehr verſchieden ſey, die große Hitze des Sommers, und der Ueberfluß der Weintrauben, nach welchen ſie ſo ſehr lüſterten, würden in Kurzem ſchwere Krankheiten in ihrem Lager hervorbringen, und ihre Anzahl beträchtlich vermindern, wenn ſie nicht gänzlich durch dieſelben ſollten aufgerieben werden. Würden die Häupter der Hugonotten, wie es wahrſcheinlich ſey, ſich entſchließen, die vornehmſten Städte zu belagern, welche die Katholiſchen im Beſitze hätten, ſo könnte man ganz richtig vorher ſehen, daß ſie bei dieſem ſchweren Unternehmen ihre tapferſten Soldaten einbüßen, und ihre Macht beträchtlich vermindern würden. Sollte auch die Zeit, der Mangel des Soldes und der Lebensmittel, und die in dieſer Jahrszeit gewöhnlichen Krankheiten, das Heer der Hugonotten nicht auflöſen, ſo ſey es doch viel ſicherer, das königliche Heer erſt durch friſche Truppen zu verſtärken, und nachher mit einem ſchmächtigen, und durch lange Strapazzen entkräfteten Körper zu ringen, welcher aber jetzt noch von friſchen Säften ſtrozze, und mächtig ſey. Für das gegenwärtige Jahr habe man die Ankunft neuer Hülfsvölker aus Deutſchland nicht zu befürch-

befürchten, da noch gar nichts von einer Werbung derſelben bekannt ſey; man müſſe alſo auf eine ſo ungegründete Furcht keine übereilte Entſchlüſſe bauen, deren Zweck viel gewiſſer durch Mäßigung und Klugheit erreicht werden könne. A. D. 1569.

Dieſe letzte Meinung behielt endlich die Oberhand, weil ſie mehr Sicherheit gewährte; die Königinn-Mutter billigte ſie, welche ihrem Charakter ſo wohl als ihrer Ueberlegung nach geneigter war, jene Rathſchläge zu befolgen, durch welche man ſich am wenigſten der Macht des Zufalles Preis gab, und das vorgeſteckte Ziel mit weniger Gefahr und Blutvergießen erreichen konnte. Sie pflegte zu ſagen, daß man nicht ohne die größeſte Nothwendigkeit ein angeſtecktes Glied vom Körper abzulöſen pflege, wodurch nicht allein die heftigſten Schmerzen, ſondern auch eine ſchädliche Schwächung und Mißgeſtaltung entſtehe. Sie gab deswegen immer jenen Rathſchlägen Gehör, welche auf die Unterdrückung der Häupter der Hugonotten, und die Heilung und Erhaltung des Volkes zum Vortheile des Staates zielten. Sie verabſcheuete das ungewiſſe Glück der Schlachten, durch welche der Staatskörper immer geſchwächt würde.

Nachdem der König dieſen Entſchluß ebenfalls gebilligt hatte, ſo verſah der Herzog von Anjou alle jene Feſtungen mit hinlänglichen Beſatzungen, welche den Hugonotten am nächſten lagen, verabſchiedete

A. D. 1569. den Adel, und wies dem übrigen Theile des Heeres Quartiere in fruchtbaren Gegenden an, mit dem Befehle, daß ein Jeder mit Anfange des künftigen Oktobers bei ſeiner Fahne ſich wieder einfinden ſolle, zu welcher Zeit er die Truppen wieder zu verſammeln, und nach Erforderniß der Umſtände ſeine Entſchlieſſungen zu faſſen Willens war. Er begab ſich in einer geringen Begleitung einiger Herren nach dem Schloſſe Loches an den Gränzen von Touraine, um in der Nähe zu ſeyn, und im Nothfalle die nöthigen Verfügungen treffen zu können.

Ende des vierten Buches.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Operationsplan der Hugonotten. Sie bemeiſtern ſich der Städte Chatelraud und Luſignan, und belagern Poitiers. Der Herzog von Anjou verſammelt das königliche Heer, und greift Chatelraud an. Der Admiral wird dadurch gezwungen, die Belagerung von Poitiers aufzuheben, um Chatelraud zu entſetzen. Sanſac belagert vergebens La Charité. Rückzug des Herzogs von Anjou, welchen der Admiral verfolgt, aber zu keinem Treffen zwingen kann. Der König läßt den Admiral als einen Rebellen erklären, und ſein Bildniß an einem Galgen aufhängen. Schlacht bey Moncontour, wo die Hugonotten gänzlich geſchlagen werden. Der Admiral ermuntert die Hugonotten zur Fortſetzung des Krieges, und zieht ſich mit dem Reſte des Heeres in die Gebirge von Gascogne und Languedock zurück.

Der Entſchluß des Herzogs von Anjou, das Heer zu vertheilen, und ſich eine Zeitlang auf die Vertheidigung der Feſtungen zu beſchränken, ſetzte die Hugonotten in die größeſte Verlegenheit. Sie hatten ein zahlreiches Heer, aber keine Mittel, daſſelbe zu unterhalten: bey jeder Unternehmung zeigten ſich ihnen unüberſteigliche Hinderniſſe. Viele riethen, über die Loire zu gehen, ſich größerer Provinzen zu bemeiſtern, und ſelbſt Paris, den Sitz und das Bollwerk der katholiſchen Parthey, zu be- A. D. 1569.

 lagern.

A. D. 1569. lagern. Obſchon dieſer Vorſchlag die gegründete Hofnung erregte, den Krieg dadurch ſiegreich zu endigen, und die Gelegenheit zu reicher Beute eine große Lockſpeiſe für die Deutſchen, und das einzige Mittel war, ſie zu unterhalten, ſo ſchien doch dieſes Unternehmen mit der augenſcheinlichſten Gefahr verbunden: denn wie konnten ſie ſich ohne Geld, ohne Munition, ohne eine ſtarke Artillerie, ohne vorher getroffene Maasregeln für die Zufuhr der Lebensmittel, und was noch wichtiger war, ohne den Beſitz einer Stadt oder Feſtung, wohin ſie ſich in jedem Nothfalle zurückziehen könnten, ſo tief in das feindliche Land wagen? Der geringſte Unfall, die kleinſte Hinderniß, die ſich ihnen entgegen ſtellte, war hinlänglich, ſie aufs Aeußerſte zu bringen, und gänzlich zu Grunde zu richten. Die Hofnungen, große Eroberungen zu machen, waren nicht ſo ſtark, daß ſie jenen Gefahren das Gleichgewicht hielten. Die vornehmſten Städte des Reichs ſeyen ſtark befeſtiget, und das königliche Heer mehr vertheilt, als getrennt, welches ſich bey jeder Gelegenheit leicht wieder vereinigen, und ſie in verzweifelte Umſtände verſetzen könnte, da ſie weder für den Rückzug gedeckt, noch im Stande wären, für die Herbeyſchaffung der Lebensmittel zu ſorgen, deren Mangel von Tage zu Tage ſich vermehren müßte. Andere riethen, ſich bloß auf die Eroberung der Städte und Feſtungen zu beſchränken, die dieſſeits der Loire liegen,

gen, und noch für die Katholiſchen hielten, und ſich A. D. 1569.
durch den Beſitz derſelben die Herrſchaft des ganzen Landes verſichern ſollten, welches ſie ſchon größtentheils inne hätten, und der Hauptwaffenplatz ihrer Parthey ſey. Dieſem Vorſchlage ſtanden zwey ſehr große Hinderniſſe im Wege: erſtens würde man durch die Belagerung dieſer ſehr feſten, und mit Allem zu ihrer Vertheidigung hinlänglich verſehenen Plätze viel Zeit und einen großen Theil des Heeres aufopfern müſſen, welches die Katholiſchen vorhergeſehen hätten, und ſo ſehr wünſchten; zweytens: führten ſie den Krieg auf ihrem eigenen Boden, ſo müßten ſie zugeben, daß das Land, aus welchem ſie ihren Unterhalt zögen, durch Kriegsſteuern erſchöpft, und zu Grunde gerichtet würde; ſie könnten alſo nachher weder ſo viel Geld aus demſelben ziehen, um den Sold den Truppen zu bezahlen, noch ſo viel Beute machen, um die ungeduldigen Soldaten hinzuhalten, und ihre Habſucht zu befriedigen. Da es nothwendig war, aus zwey Uebeln das Geringſte zu wählen, ſo beſchloſſen die Prinzen und der Admiral, die benachbarten Städte zu belagern, um ſich des ganzen dieſſeits der Loire liegenden Landes zu bemächtigen, und den Sitz ihrer Parthey in dieſem Theile von Frankreich feſt zu gründen; ſie hoften, daß die engliſchen Subſidien, und die Beuten, welche die nach dem Tode des Baron von La Tour von dem Herrn von Sore kommandirte Flotte machen werde, hin-

A. D. 1569. hinlänglich ſeyn würden, das Heer ſo lange zu unterhalten, bis das Glück ihre Fortſchritte begünſtigte, und ihnen vortheilhaftere Ausſichten eröfnete.

Nachdem ſie dieſen Entſchluß gefaßt, und den Deutſchen die reiche Abtey Brantome und einige kleine Städte zur Plünderung überlaſſen hatten, um ſie muthiger und folgſamer zu machen, ſo näherte ſich der Admiral mit dem Heere Chateleraud. Er unterhielt ſchon mehrere Tage mit einem Theile der Einwohner dieſer Stadt ein geheimes Verſtändniß, und bemächtigte ſich derſelben ohne große Mühe: denn die Verſchwornen erregten einen Aufruhr, und beſetzten ein Thor, durch welches die Hugonotten in die Stadt drangen. Der in Furcht gejagte königliche Gouverneur floh, ohne einigen Widerſtand, nach Poitiers. Der Admiral nahm dieſelbe, ſo wie er es mit allen andern Städten zu thun pflegte, im Namen des Prinzen von Navarra in Beſitz, unter deſſen Auſpicien, als des erſten Prinzen von Geblüte, alle Befehle expedirt, und alle Geſchäfte verrichtet wurden. Nach der Einnahme von Chateleraud belagerte der Admiral Luſignan, eroberte ohne großen Widerſtand die Stadt, und griff ohne Zeitverluſt das Schloß an, welches man für Eine der ſtärkſten Feſtungen Frankreichs hielt, und in den verfloſſenen Zeiten lange und harte Belagerungen der Engländer glücklich ausgehalten hatte. Aber für diesmal entſprach nicht die Standhaftigkeit der Verthei-

theidiger der Tapferkeit ihrer Voreltern: denn die Hugonotten hatten kaum durch ihre Batterien eine große, aber faſt unzugängliche, Oefnung gemacht, (die Feſtung liegt auf der Spitze eines Felſen) ſo kapitulirten die Belagerten auf die Bedingniß eines freyen Abzuges, welche ihnen auch wider die Gewohnheit in bürgerlichen Kriegen gehalten wurde. Die Hugonotten verlohren bey dieſer Belagerung dû Breuil, und Cheſnay, zwey Officiere von großem Rufe. Der Admiral, welcher ſieben ſchwere Canonen in Luſignan gefunden hatte, beſchloß, Poitiers zu belagern, eine Stadt, welche nach Paris die Größeſte des Reichs, und die Vornehmſte der umliegenden Provinzen iſt. Man hatte dorthin, als in einen ſichern Ort, alle Habe und Reichthümer der benachbarten Gegenden gebracht. Der Admiral hielt dafür, daß nach der Einnahme einer ſo großen und wichtigen Stadt die Uebrigen ohne großes Bedenken ſich ergeben würden. A.D. 1569

Sobald man zu Loches, wo der Herzog von Anjou ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, erfuhr, daß der Admiral Schanzgräber, Artillerie und Munition zuſammenbringe, um Poitiers zu belagern, ſo hielt es der Kriegsrath, obſchon der kriegeriſche Charakter der Einwohner die beſte Vertheidigung hoffen ließ, für nothwendig, eine Stadt von ſo großem Umfange und geringer Bevölkerung mit einer ſtarken und tapfern Beſatzung zu verſehen, damit ſowohl ein ſo wichtiger Platz gerettet, als das

A.D. 1569 Heer der Hugonotten eine lange Zeit aufgehalten würde, wie es der erſte Plan geweſen ſey, als ſie das Heer vertheilt hätten. Nebſt der gewöhnlichen Beſatzung, die unter den Befehlen des Grafen du Lüde in Poitiers lag, beſchloß der Herzog von Guiſe, ſich in dieſe Stadt zu werfen, und dieſelbe zu unterſtützen; — ein Jüngling, welcher, als die einzige Hofnung der Katholiſchen, zur Oberhauptsſtelle dieſer Parthey hinanſtrebte, um durch eine merkwürdige und glänzende That in dem Anfange ſeiner kriegeriſchen Laufbahn den Ruhm ſeines Vaters, welcher ſich durch die Vertheidigung von Metz gegen die Heeresmacht Karls V den Weg zur höchſten Gewalt und zum größeſten Ruhme gebahnt hatte, zu erneuern. Dem Beyſpiele des Herzogs von Guiſe folgte der Marquis von Mayenne, ſein Bruder, Montpezat, Seſſac, Mortemar, Clairvaux, La Roche-Bariton, Ruffec, Fervaques, Briançon, des Chateliers, und viele andere durch ihre Geburt und Tapferkeit ausgezeichnete Edelleute, zu welchen ſich noch Angelo Ceſis und Johann des Urſins mit zweyhundert italiäniſchen Reutern geſellten. Die Anzahl der Kavallerie, welche ſich in dieſer Stadt befand, erſtreckte ſich auf achthundert Gendarmes, und auf mehr als vierhundert Mann leichter Reuterey. Zu dieſen ſtießen noch vier tauſend Mann der beſten und geübteſten Infanterie unter der Anführung Baſſac's, Parade's, Verbois, Bonneval's, La Jarrie's

rie's und anderer berühmten Obriſten, und dreyhun- A. D. 1569.
dert italiäniſche Büchſenſchützen unter Paul Sforza, einem Bruder des Santa Fiore. Die Bürger waren ſieben Kompagnien, jede vierhundert Mann ſtark, gut gerüſtet, und in den Waffen auf's Beſte geübt. Eine große Anzahl Landleute hatte ſich in die Stadt geflüchtet, durch deren Hülfe man die ſchwächſten Theile der Feſtungswerke in Eile herſtellte, und Kanonen an jenen Oertern aufführte, wo man den Angriff der Feinde befürchtete. Ueberdies beſaß die Stadt einen großen Ueberfluß an Kriegsmunition, vorzüglich an künſtlichen Feuerſtücken, die auf verſchiedene Arten zubereitet waren, und womit die Vertheidiger ihre Feinde bey'm Sturmlaufen zu empfangen hoften.

Der Admiral, welcher ſehnlichſt wünſchte, der beiden jungen Guiſen, ſeiner perſönlichen Feinde, habhaft zu werden, verachtete die Vorſtellungen der übrigen Generäle, die das Unternehmen für ſchwer hielten, und ihm riethen, irgend eine andere Feſtung zu belagern: er näherte ſich aber, mit Hintanſetzung jeder andern Betrachtung, den vier und zwanzigſten Julius Poitiers, und ließ auf ſeinem Marſche die Vorſtadt, welche vor dem Thore von Sankt Lazarus liegt, nicht die geringſte Befeſtigung, und bloß den Obriſten Boisvert mit vierhundert franzöſiſchen Büchſenſchützen zur Vertheidigung hatte, durch ſeine Infanterie angreifen. Obſchon Boisvert wäh-

A. D. rend drey Stunden den Angriff tapfer aushielt, ſo
1569. wurde er doch durch die Uebermacht der Hugonotten gezwungen, die ganz unhaltbare Vorſtadt zu verlaſſen. Der Herzog von Guiſe that einen Ausfall, und hielt den vordringenden Feind ſo lange zurück, bis die dem Thore und dem Graben zunächſt liegenden Häuſer verbrannt, und der Erde gleich gemacht waren, damit die Hugonotten ſich derſelben nicht zum Nachtheile der Stadt bedienen könnten. Das Heer lagerte ſich in dieſer Nacht nicht gar eine Meile von der Stadt. Den folgenden Morgen vertheilte der Admiral, indeß die Avantgarde mit der von allen Seiten ausgefallenen katholiſchen Kavallerie ſcharmuzzirte, ſeine Truppen in die ſchon vorher, nach einer ſehr klugen Dispoſition, beſtimmten Quartiere.

Poitiers hat eine ſehr ungleiche Lage. Dieſe Stadt dehnt ihre Mauern von der Oſt- bis zur Weſtſeite durch eine Kette felſigter, durchbrochener, und jäher Hügel aus: bald erhebt, bald erniedrigt, bald krümmt ſie ſich, bald gehet ſie in gerader Linie fort. Auf drey Seiten iſt ſie von Felsgebirg umgeben, die Vierte ausgenommen, wo ſich eine Ebene ſo weit ausbreitet, daß ſie von keiner Anhöhe von außen dominirt wird. Obſchon ſie von verſchiedenen Seiten beſchoſſen werden kann, ſo iſt es doch äußerſt ſchwer, Sturm zu laufen, weil die Stadt durch den Fluß Clain, welcher ſie von vielen Seiten beſpült, und durch einen tiefen Teich, den derſelbe bildet, ſo geſchützt

ſchützt iſt, daß man faſt nicht beykommen kann. A. D.
Die ungleiche Lage der Felſen erleichtert den Angriff, 1569.
ſie gewährt aber auch den Vertheidigern einen guten Rückzug: denn die ſteile und Schichtenmäßige Felſenlage der Stadt bildet eben ſo viele Stufen, welche die Vertheidigung erleichtern und verlängern.

Der Admiral hielt es alſo für nothwendig, ſeine Circumvallationslinie ſo weit als möglich auszudehnen, damit er die Stadt an vielen und von einander weit entfernten Seiten angreifen konnte, um die Macht der Belagerten zu theilen. Er poſtirte die deutſche Infanterie an den entfernteſten Theil der Stadt jenſeits des Fluſſes in ein Spital und eine anſtoßende Mühle: aber eine über den Clain mit Seilen gezogene Brücke unterhielt die Verbindung zwiſchen dieſem Poſten und Jenem der gascogniſchen und provencal'ſchen Infanterie, welche das andere Ufer bis zur Vorſtadt Rochereuil beſetzt hielt. Der Admiral bezog mit der Avantgarde in einem Benediktinerkloſter, die Prinzen, welche das Treffen kommandirten, mit dem Grafen von Rochefoucault und Mansfeldt zu Sankt Lazarus, Briquemaut, Piles, und Mouy mit der Arrieregarde in der Vorſtadt Pierre-levée die Quartiere, und ſchloſſen die Stadt von der nördlichen bis zur weſtlichen, und von dieſer bis zur mittäglichen Seite ein. Die in die Dörfer vertheilte Kavallerie dehnte ſich bis nach Cru-

A. D. 1569. Cruſtelle aus, welcher Ort faſt zwey Meilen von Poitiers entfernt iſt.

Die Infanterie hatte kaum ihre Quartiere um die Stadt eingenommen, als Seſſac, Lieutenant des Herzogs von Guiſe, und Johann des Urſins mit hundert und zwanzig der tapferſten Reuter aus der Garniſon durch das Thor des Laufgrabens einen Ausfall thaten, und, indem ſie in das Feld vorgedrungen waren, einen kleinen Trupp Kavallerie in dem Dorfe Marne, welcher mit Quartiermachen beſchäftigt, und alſo in Unordnung war, unvermuthet überfielen, denſelben zerſtreueten, und ein großes Blutbad unter denſelben anrichteten. Bey ihrer Rückkehr ſtießen ſie auf zweyhundert Reuter, und eine Abtheilung franzöſiſcher Kavallerie unter Briquemaut, und griffen ſie ſo hitzig an, daß ſie dieſelben ſogleich mit Verluſt von mehr als vierzig Mann in die Flucht ſchlugen. Der Admiral ſah nun die Nothwendigkeit ein, ſolchen lebhaften Ausfällen zuvorzukommen: er poſtirte alſo den Obriſten Blaçons mit zwey tauſend Mann Infanterie in die Ruinen der Vorſtadt Sankt Lazarus, und ließ ſo nahe am Thore Verſchanzungen aufwerfen, daß man von beiden Seiten ein beſtändiges Büchſenfeuer auf einander machte. Nichtsdeſtoweniger drang der Obriſte Onoux, welchrr Saint-Maixant als einen unhaltbaren Ort verlaſſen, und mit ſiebenhundert der auserwählteſten Fußgänger in ſieben Stunden einen

Weg

Weg von neun Meilen zurückgelegt hatte, glücklich A. D. 1569.
durch die Verſchanzungen, und zog, des Widerſtandes von Blaçons ungeachtet, in Poitiers durch das Thor des Laufgrabens ein, um die Beſatzung zu verſtärken. Die erſten Tage der Belagerung verſtrichen in ſtarken Scharmützeln, in welchen wohl das Glück wechſelte, die Hugonotten aber doch ihre tapferſten Soldaten einbüßten, und in ihren Arbeiten verhindert wurden. Nichtsdeſtoweniger gelang es dem Herrn von Genlis, General der Artillerie, eine Batterie von vierzehn ſchweren, und mehreren kleinen Kanonen, aber mit großer Schwierigkeit, zu Stande zu bringen, da das ganze Lager dem feindlichen Feuer ausgeſetzt war. Den erſten Auguſt fiengen die Hugonotten an, aus derſelben zu feuern, und ſchoſſen in drey Tagen den Ravelin in Grund, und den Thurm zuſammen, welche den Eingang des St. Cypriansthores vertheidigten. Da der Thurm, ungeachtet er von oben herab eingeſtürzt war, von unten im Vertheidigungsſtande blieb, ſo lief der von den Hugonotten darauf gegebene Sturm fruchtloß ab, welchen der Obriſte von L'Isle mit ſeiner franzöſiſchen Infanterie tapfer abſchlug. Der Admiral ſah nun, daß der Angriff auf dieſes Thor größeren Schwierigkeiten ausgeſetzt war, als er ſich vorgeſtellt hatte: er ließ alſo die Kanonen auf eine andere Seite richten, und den fünften Tag die Mauer beſchießen, welche ſich längſt dem Fluſſe bis an den

Ort

A. D. Ort erſtreckt, den man die Aebtiſſinn-Wieſe nennt.
1569. Obſchon der Clain, welcher zwiſchen den Mauern der Stadt und dem Lager der Hugonotten floß, ein Hinderniß war, ſo wußte er aber auch, daß dort die Feſtungswerke ſehr ſchwach ſeyen, und die Belagerten wegen der Schutzwehre des Fluſſes weniger darauf bedacht geweſen, ſie zu verſtärken.

Den zehnten Auguſt, am Tage des Laurentius, war durch das Kanonenfeuer ſchon eine ſolche Oefnung gemacht worden, daß man Sturm laufen konnte. Schon hatten die Hugonotten eine Brücke auf Fäſſern und Pontons über den Fluß geworfen, auf welcher man gemächlich über denſelben paſſiren konnte. Der Admiral ließ die Breſche rekognosciren, und erhielt die Nachricht, daß die Belagerten hinter derſelben Kaſematten und Verſchanzungen aufgeworfen hätten, und vier Eskadrons Lanzen, auf den Rath des Grafen du Lude, in Bereitſchaft ſtünden, die Belagerer in dem Augenblicke anzugreifen, als ſie die Brücke paſſirt ſeyn würden, um über jenes flache und freye Feld zu marſchiren, welches ſich zwiſchen dem Fluſſe und der Breſche befand. Der Admiral wollte die Truppen keiner ſo offenbaren Gefahr ohne die Hofnung eines glücklichen Erfolges ausſetzen: er gab alſo vor, daß die Brücke viel zu ſchwach ſey, und die Soldaten in dem Fluſſe zu Grunde gehen würden, wenn ſie brechen ſollte. Er ertheilte den Befehl, die Truppen, welche zum Sturme in Bereit-

Bereitſchaft ſtanden, zurückzuziehen, und eine an- A. D.
dere Brücke zu ſchlagen, über welche ſie nicht allein 1569.
in beſſerer Ordnung und mit mehr Sicherheit mar- ſchiren, ſondern auch eine gewiſſe Anzahl Kavallerie überſetzen könnte, um Jener der Stadt Widerſtand zu leiſten. Unter Paul Sforza's Truppen befand ſich ein römiſcher Edelmann, Blaſius Capizuchi, mit zweyen ſeiner Kameraden, welche vortrefliche Schwimmer und Taucher waren. In der folgenden Nacht, indeß man durch beſtändiges Kanoniren die Hugonotten in Allarm hielt, und Fervaques einen Ausfall that, um ſie zu beſchäftigen, ſchwammen Beide unter die Brücke, ſchnitten an mehreren Orten die Seile loß, welche dieſelbe zuſammenhielten. In weniger als einer Stunde wurde die Brücke, ohne daß es die Hugonotten gewahrten, von dem Strome auseinander und fort geriſſen. Während ſie mit der Verfertigung einer neuen Brücke beſchäftigt waren, hatten die Belagerten die ſchönſte Zeit, ſich hinter der Breſche zu verſchanzen. Der Herzog von Guiſe war bey dieſer Arbeit ſo unermüdet, daß er ſelbſt Grund herbeyführte. Sein Beyſpiel wirkte ſo allgemein, daß ſogar das weibliche Geſchlecht hülfreiche Hand leiſtete. So kam in kurzer Zeit eine viel ſtärkere Schanze als die vorige zu Stande.

Der Admiral ließ nun das Feuer der Batterien verdoppeln, drey viel ſtärkere Brücken verfertigen,

und

A. D. 1569. und den Achtzehnten Sturm laufen, welcher fürchterlich war. Schon hatten ſich die Hugonotten, obſchon mit vielem Blutvergießen, der Breſche bemächtiget, als ſie eine in dem Karmeliterkloſter aufgeführte Baſtey bemerkten, aus welcher die Belagerten mit kleinen Feldſtücken den von den Hugonotten eingenommenen Platz beſchoſſen. Da ſie ſich nicht hinlänglich gegen dieſes Feuer decken konnten, ſo waren ſie gezwungen, denſelben bald zu verlaſſen. Mondolfe, ein bey den Hugonotten in großem Ruſe ſtehender Officier, blieb mit ſieben Hauptleuten und vielen Gemeinen auf dem Platze: unter der großen Anzahl der Verwundeten befand ſich la Noue, welcher einen Büchſenſchuß in den linken Arm, und der Baron von Conforgien, der einen gleichen in die rechte Seite empfangen hatte. Auf Seiten der Belagerten war der Verluſt nicht geringer: ſie verlohren an dieſem Tage den Herrn von Billy, aus einem der edelſten Geſchlechter, und Anton Seraſſon, ein Römer von Geburt, ein berühmter und geſchickter Ingenieur. Den folgenden Tag fuhren die Hugonotten fort, die nämliche Breſche ſowohl als andere Plätze mit ihren durch acht Feldſchlangen verſtärkten Batterien zu beſchießen, und ihr Aeußerſtes anzuſtrengen: ſie würden in wenigen Tagen die Feſtungswerke außer Vertheidigungsſtand geſetzt haben, wenn nicht der Fleiß der Belagerten der drohenden Gefahr vorgebogen hätte. Sie hemmten

den

den Lauf des Fluſſes durch einen Damm nahe am Thurme von Rochereuil, wodurch der Strom ſo ſehr anſchwoll, daß ſie den untern Theil und die ganze Aebtiſſinn-Wieſe ſo unter Waſſer ſetzten, daß es die Trümmer der niedergeſchoſſenen Mauer überſtieg. Die Belagerer waren alſo außer Stande, den Sturm zu erneuern. Die Nothwendigkeit zwang alſo den Admiral zu einem andern Entſchluſſe: er verlegte die Batterien tiefer hinunter, um den Thurm von Rochereuil zu beſchießen, wo die Katholiſchen den Damm aufgeführt hatten, um durch deſſen Eroberung ſich gleichfalls des Dammes zu bemächtigen, den Lauf des Stromes wieder zu eröfnen, und den Belagerten die ſo wichtige Schutzwehr der Ueberſchwemmung zu entreißen. Nachdem eine Oefnung von mehr als ſechzig Schuhen in die Mauer war gemacht worden, ſo gab er den vier und zwanzigſten einen allgemeinen Sturm auf den Thurm von Rochereuil und den daran ſtoßenden Wall. Piles führte die erſte Reihe an: Briquemaut unterſtützte ihn, und dieſen die deutſche Infanterie. Auf beiden Seiten focht man mit außerordentlichem Muthe und großer Tapferkeit: die Feldherren und die Baronen ſelbſt ſetzten ſich mit den Gemeinen gleicher Gefahr aus. Vorzüglich zeigte ſich der Herzog von Guiſe in dem glänzendeſten Lichte der Tapferkeit: er ſchlug mit ſeiner Eskadron die Feinde mit großem Verluſte zurück, welche nicht ohne große Mühe den tödtlich A. D. 1569.

A. D. 1569. verwundeten und halbtodten Piles den Händen der Katholiſchen entriſſen. Dieſer unglückliche Erfolg verminderte den Muth der Hugonotten nicht: ſie fuhren fort, das heftigſte Feuer auf die Verſchanzung zu machen, welche die Belagerten hinter der Breſche aufgeführt hatten. Sie beſchloſſen, bey Mitternacht dieſelbe zu beſtürmen; ſie hoften, die Katholiſchen im Schlafe, oder doch in Verwirrung und unvermuthet zu überfallen. Als ſie ſich der Breſche näherten, ſo fanden ſie gerade im Gegentheile die Vertheidiger in ſolcher Rüſtung, daß ſie ſich zurückzogen, ohne einen Verſuch zu wagen. Die italiäniſche Infanterie, welche aus der Breſche einen Ausfall that, verfolgte ſie mit dem größeſten Muthe bis in die Laufgräben, wo ſie wegen dem engen und beſchwerlichen Wege, auf welchem die Hugonotten ſich zurückzogen, ein großes Blutbad anrichteten.

Schon brachte die außerordentliche Hitze der Jahrszeit die gewöhnlichen Krankheiten hervor, welche eine große Anzahl Soldaten und vorzüglich Deutſche hinwegraffte; aber auch ſelbſt die vornehmſten Anführer des Heeres lagen darnieder, unter welchen der Graf von La Rochefoucault aus dem Lager ſich entfernt hatte, um ſeine Geſundheit herzuſtellen. Briquemaut und La Nocle waren nach Niort gebracht worden, wo man an ihrem Aufkommen zweifelte. Die Prinzen beſchloſſen, ſich mit dem bloßen Gefolge ihrer Dienerſchaft nach Saint-Maixant zu bege-

begeben, damit ſie eine andere Luft genöſſen, und A. D.
der Epidemie der bößartigen Fieber entgiengen, von 1569.
welchen das ganze Lager angeſteckt war. Sie überließen das Kommando des Heeres dem Admiral, welcher durch die beſtändigen Wachen und unerträglichen Strapazzen faſt ganz erſchöpft war, und durch eine Dyſſenterie ungemein litt. Sein Geiſt verlohr aber ſeine Stärke nicht, ſondern er ſetzte mit dem nämlichen Eifer die Belagerung fort. Den zweyten September erneuerte er noch einmal den Sturm, aber von mehreren Seiten: er befahl, daß die deutſche und franzöſiſche Infanterie in zwey abgeſonderten Korps den Angriff machen ſollte, damit der Wetteifer beide Nationen zum Kampfe und zur Standhaftigkeit mehr anfeuerte. Der Sturm dauerte mehrere Stunden. Der Herzog hielt von der einen Seite, und der Graf du Lude von der andern den Angriff der Feinde mit ſolcher Tapferkeit und Beharrlichkeit ab, daß die Hugonotten, welche von allen Seiten dem Kanonen- und Musketenfeuer ſowohl, als den Steinwürfen, Piken und dem auf ſie geſchleuderten künſtlichen Feuer ausgeſetzt waren, ſich eilends zurückziehen mußten. Sie ließen mehr als ſiebenhundert Todte und Verwundete auf dem Platze. Saint-Audens, Briquemaut's Bruder, der an deſſen Stelle kommandirte, wurde durch eine Granate erſchoſſen. Dieſer Sieg verſchafte den Belagerten geringe Vortheile: ihre Anzahl war ſchon durch den

A.D. 1569. Tod des Herrn Onoux, des Obriſten Paſſac und vieler tapfern Krieger, im Verhältniſſe gegen die Größe der Stadt ſehr zuſammen geſchmolzen; die Kavallerie litt Mangel an Futter, und die Standhaftigkeit und Tapferkeit der Hugonotten ließ nicht nach. Die Belagerten drangen alſo durch Schreiben und mehrere Abgeordnete an den Herzog von Anjou auf die Hülfe, welche er ihnen im Kurzen zu ſchicken verſprochen hatte.

Im Anfange des Monats September zog der Herzog von Anjou wider den vorher gefaßten Plan ſeine Truppen zuſammen, und war feſt entſchloſſen, eher ein Treffen zu wagen, als daß Poitiers ſamt ſo vielem Adel und dem Herzoge von Guiſe, ſeinem jetzigen Lieblinge, den Hugonotten in die Hände fiele. Er verließ alſo Loches, um Chateleraud zu belagern. Er glaubte, daß die Hugonotten die Belagerung von Poitiers aufheben würden, um dieſem Platze, in welchem ſich eine große Anzahl ihrer Kranken befand, zu Hülfe zu kommen, weil ſie in der Nähe eines ſo mächtigen Heeres an dem Erfolge ihrer Unternehmung verzweifeln müßten. Der Ausgang entſprach auch dem Vorhaben des Herzogs: denn der Admiral, welcher durch den letzten Sturm alle Hofnung verlohren hatte, Poitiers einzunehmen, und irgend eine Gelegenheit zur Bemäntelung ſeines Rückzuges ſuchte, hob ſogleich nach erhaltener Nachricht von dem Marſche des königlichen Heeres ſein

Lager

Lager auf, zog ſeine ſchwere Artillerie zurück, und A. D. 1569.
nahm den funfzehnten September mit allen ſeinen Truppen den Weg nach Chateleraud. Am nämlichen Tage brachte der Graf von Sauzay und Peter Paul Toſinghi mit dreyhundert Mann franzöſiſcher Kavallerie und achthundert Mann italiäniſcher Infanterie einen Convoy von Geld und Lebensmitteln in Poitiers ein. Auf dieſe Art wurde dieſe Stadt zu gleicher Zeit von der Belagerung und dem Mangel befreyt.

So endigte ſich dieſe Belagerung, bey welcher das Heer der Prinzen nicht nur allein drey tauſend Mann und ſeine Hofnungen, ſondern auch die Zeit von zwey Sommermonaten verlohr. Der Herzog von Guiſe erwarb ſich durch die Vertheidigung einen ſolchen Ruhm, daß nun die katholiſche Parthey ihre Augen auf ihn, als die Stütze der Religion, zu richten, und denſelben als den würdigen Nachfolger zu betrachten anfieng.

Die königlichen Truppen erfuhren ein gleiches Schickſal bey der Belagerung von La Charité. Der Herzog von Anjou, welcher dem Prinzenheer den Uebergang über die Loire gänzlich abſchneiden, und demſelben alle Hofnung benehmen wollte, die jenſeits dieſes Fluſſes liegenden Provinzen zu beunruhigen, hatte dem Herrn von Sanſac den Auftrag gegeben, alle in Beauſſe, Nivernois, Bourbonnois und einem Theile von Burgund zerſtreuten Truppen

A. D. 1569. zuſammen zu ziehen, und La Charite' zu belagern, welche Stadt die Deutſchen auf ihrem Marſche eingenommen hatten, und der einzige Platz war, den noch die Hugonotten an den Ufern dieſes Fluſſes beſaßen. Die Beſatzung und die Bürger thaten unter dem Commando des Guerchy, Fähndrich von der Kompagnie der Gensdarmes des Admirals, einen ſo tapfern und hartnäckigen Widerſtand, daß ſie alle Angriffe und Stürme der Katholiſchen abſchlugen, und den Herrn von Sanſac endlich zum Rückzuge zwangen, welcher bey dieſer Belagerung viele Edelleute und eine beträchtliche Anzahl Soldaten einbüßte.

Beide Religionspartheyen lagen auch in Bearn gegen einander zu Felde, wohin der für ſeine eigene Staaten beſorgte Prinz von Navarra, den Grafen von Montgommery abgeſchickt hatte, um den Herren von Montlúc und Terride die Spitze zu bieten. Der Erſte war Meiſter des platten Landes: der Letzte belagerte Navarreins. Dieſer Platz war noch allein im Beſitze der Hugonotten, welche in dieſer Provinz große Verwüſtungen angerichtet hatten. In Kurzem gewannen die Umſtände des Prinzen ein günſtiges Anſehen: die Urſache davon mag nun ſeyn, welche ſie will, beide Feldherren ſchoben ſich einander die Schuld zu. Der Herr von Terride, welcher ſein Lager bey Navarreins aufhob, wurde auf ſeinem Rückzuge angegriffen, eingeſchloſſen, und gefangen

gemacht:

gemacht: der Herr von Montlüc konnte ihm entweder nicht zu Hülfe kommen, oder kam zu ſpäte; er hielt es alſo für rathſam, ſich nach Gascogne zurückzuziehen. Das ganze Land erklärte ſich nun für den Montgommery, welcher ganz unerhörte Grauſamkeiten ausübte, und durch den Schrecken ſeiner Waffen auch jene Feſtungen zur Uebergabe zwang, welche mit Lebensmitteln und hinlänglichen Beſatzungen verſehen waren. A. D. 1569.

Indeß hatte ſich der Herzog von Anjou, deſſen Heer nicht ſtark genug war, um Poitiers zu entſetzen, vor Chateleraud gelagert, um durch dieſe Diverſion die nämliche Abſicht zu erreichen. Er hoffte dieſe Stadt zu erobern, und ließ ſie ſehr heftig beſchießen; aber der Ausgang entſprach nicht ſeinen Wünſchen. Da er die Breſche ſchon für breit genug hielt, ſo ließ er die italiäniſche Infanterie Sturm laufen, welche, durch den mit der franzöſiſchen beſtehenden Wetteifer angeſpornt, ſich anfänglich mit mehr Kühnheit als Klugheit der Oefnung bemeiſterte; ſie wurde aber von vorne und auf beiden Seiten von dem Kanonenfeuer einer hinter der Oefnung vortheilhaft aufgeworfenen Schanze, die man aus Unvorſichtigkeit nicht rekognoscirt hatte, ſo übel empfangen, daß ſie nach einem mehr als dreyſtündigen Gefechte ſich in das Lager mit Verluſt von mehr als zweyhundert und funfzig Mann zurückziehen mußte. Unter den Gebliebenen befanden ſich Fabiano del

A. D. 1569. Monte, viele Edelleute und Officiere. Den folgenden Tag wurde beſchloſſen, die Belagerung aufzuheben, und ſich zurückzuziehen, da der Admiral mit ſeinem ganzen Heere, welches vor Begierde brannte, den bey Poitiers erlittenen Verluſt auszuwetzen, in drey Tagmärſchen die Vorſtädte von Chateleraud auf der dem katholiſchen Lager entgegengeſetzten Seite erreicht hatte. Er war entſchloſſen, ein Treffen zu liefern, wenn er es ohne Nachtheil thun könnte. Der Herzog von Anjou, welchem die Hugonotten an Anzahl weit überlegen waren, weil ſich der Adel und viele Kompagnien Infanterie wegen ihrer zu weiten Entfernung mit ihm noch nicht hatten vereinigen können, war nun auf den Rückzug bedacht, und bewerkſtelligte denſelben zur nämlichen Zeit, als die in die Vorſtadt jenſeits des Fluſſes Vienne einquartierten Truppen des Admirals aus Sorgloſigkeit ſich theils der Ruhe überließen, theils Lebensmittel und Quartiere ſuchten. Niemand glaubte, daß das eine oder das andere Heer an dieſem Tage, welcher ſchon auf der Neige war, irgend eine Bewegung machen würde. Der Herzog von Anjou ergriff alſo dieſe günſtige Gelegenheit, ſchickte ſeine zurückgezogene Artillerie ſamt dem Gepäcke in der beſten Ordnung und mit unglaublicher Geſchwindigkeit voraus, und folgte mit dem Heere zwey Stunden nach Sonnenuntergang ganz in der Stille nach. Der Admiral wurde nicht eher davon benachrichtiget, als die Arriere-

riieregarde unter den Befehlen Chavigni's, la Va- A. D. 1569.
lette's, und des Grafen von Santa Fiore abmar-
ſchirte. Es war ſchon Nacht, und das Heer der Hugonotten in der Stadt und Vorſtadt zerſtreut. Der Admiral hielt es nicht für räthlich, mit ſeinen vom Marſche ermüdeten, und in Unordnung gerathenen Truppen die Katholiſchen zu verfolgen, welche, durch den Vorſprung mehrerer Stunden, in guter Ordnung marſchierten. Der Herzog von Anjou gieng, ohne von den Feinden verfolgt, oder beunruhigt zu werden, noch dieſe Nacht über den Fluß Creuſe bey dem Hafen von Piles, welcher vier Meilen von Chateleraud entfernt iſt. Nachdem er den folgenden Morgen die Brücke von beiden Seiten des Fluſſes hinlänglich befeſtigt, und mit Mannſchaft beſetzt hatte, ſo bezog er mit ſeinem Heere ein ſehr feſtes und vortheilhaftes Lager bey la Celle.

Bey dem anbrechenden Morgen folgte der Admiral den Katholiſchen auf dem Fuße nach. Als er den Hafen von Piles erreicht hatte, ſo ſchickte er den Herrn von Soubiſe mit einem Theile der Avantgarde ab, um die Feinde zu rekognosciren, welcher einige kleine zerſtreute Haufen des Heeres zurückſchlug, und vertrieb; er machte nachher mit ſeiner Infanterie einen tapfern Angriff auf die Schutzgatter der Brücke, um die Beſatzung zu überwältigen, und ſich des Ueberganges zu bemächtigen. Obſchon die Hauptleute der Hugonotten den Angriff erneuerten,

A. D. 1569. und Wunder von Tapferkeit verrichteten, ſo wurden ſie doch durch Paul Sforza und la Valette, welche mit der leichten franzöſiſchen Kavallerie und der italiäniſchen Infanterie die an ſich ſchon feſte Brücke vertheidigten, allzeit mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. Der Admiral gab alſo dieſes Unternehmen auf, und ließ anderwärts eine Fuhrte aufſuchen, welche man auch wegen der Niedrigkeit des Waſſers leicht fand. Den folgenden Morgen ſetzte er vier Meilen unter der Brücke über den Fluß, und rückte ſo nahe an das Lager des Herzogs von Anjou, daß er denſelben zu einer Schlacht zu zwingen hofte. Als er aber ſah, daß der Herzog ſeine Verſchanzungen nicht verließ, weil er das ganze Land im Rücken zum Freunde, und alſo Ueberfluß an Lebensmitteln hatte, woran die Seinigen Mangel litten, da die Zufuhr durch zwey Flüſſe verhindert wurde, welche zwiſchen ihnen und dem Lande lagen, aus welchem ſie ihre Lebensmittel zogen; ſo verzweifelte der Admiral, die Katholiſchen zu einer Schlacht zwingen zu können: er zog ſich alſo den dritten Tag über die Creuſe und die Vienne nach Faye la Vineuſe zurück, und vertheilte ſein Heer in den umliegenden Gegenden, um ſeinen Truppen eine Erholung von den ausgeſtandenen Strapazzen zu verſchaffen. Die Deutſchen, welche nicht gewohnt waren, auf freyem Felde zu lagern, und nicht mehr in Ordnung gehalten werden konnten, ſehnten ſich vor Allen nach — Quartier.

Ein

Ein Gleiches that der Herzog von Anjou, welcher ſein Heer zu Chinon in Touraine in die Quartiere verlegte, und ſich nach Tours begab, um ſich mit dem Könige und der Königinn-Mutter zu unterreden, die ſich nach ihrer Gewohnheit immer in der Nähe des Heeres aufhielten. Der Herzog von Guiſe, welcher ſich durch die Vertheidigung von Poitiers einen großen Ruhm erworben hatte, kam gleichfalls nach Hofe. Man hielt nun Berathſchlagungen über die Art, den Krieg fortzuſetzen: es war jetzt das erſte Mal, daß der Herzog von Guiſe, welcher die Stelle ſeines Vaters einnahm, in den geheimen Staatsrath aufgenommen wurde. Er hatte dieſes Vertrauen dem Glanze ſeiner Geburt, den Verdienſten ſeines Vaters, ſeiner eigenen Tapferkeit, dem Schutze ſeines Oheims, des Kardinals von Lothringen, und vorzüglich dem unverſöhnlichen Haſſe des Königs gegen den Admiral zu danken: denn Karl hatte nach dem Tode des Prinzen von Condé in der Schlacht bey Baſſac die größeſten Hoffnungen geſchöpft, daß ſich die Parthey der Hugonotten, welche nicht mehr das Anſehen und Gewicht eines ſolchen Prinzen von Geblüte zur Stütze hätte, und ihres Hauptes beraubt worden, deſſen Ruf und Tapferkeit einer ſolchen Unternehmung gewachſen ſey, von ſelbſt trennen, oder wenigſtens nicht abgeneigt ſeyn würde, zum Gehorſame zurückzukehren. Er ſah aber im Gegentheile, daß die Parthey der Hugonot-

A. D. 1569.

A. D. 1569 gonotten durch die Politik des Admirals und das Anſehen zweyer jungen Prinzen von Geblüte ein neues Leben erhalten, und das Ganze ein viel gefährlicheres Anſehen für das Reich gewonnen hatte, als man je vorher in dem Laufe dieſer Kriege geſehen. Der König ließ alſo den Admiral durch ein ſehr ſcharfes Urtheil des Parlaments, welches in mehreren Sprachen bekannt gemacht wurde, als einen Rebellen erklären, ſein Bildniß durch die Straßen ſchleifen, und daſſelbe an einem Galgen an jenem Orte aufhängen, wo die Miſſethäter gerichtet zu werden pflegen, ſeine Schlöſſer ſchleifen, und ſeine Güter öffentlich verſteigern. Von dieſer Zeit an war der König feſt entſchloſſen, den Admiral bis zum Tode zu verfolgen, und fieng an, das Haus von Lothringen und vorzüglich den Herzog von Guiſe zu erheben und zu begünſtigen, welcher den Tod ſeines Vaters zu rächen ſuchte, um ſeine unverſöhnliche Feindſchaft gegen den Admiral öffentlich an den Tag zu legen.

Als man in dem geheimen Staatsrathe des Königs über den künftigen Operationsplan rathſchlagte, ſo waren die Meinungen anfänglich getheilt: denn der Marſchall von Coſſé, welcher durch ſein ſtrenges Verfahren gegen die Hugonotten in der Pikardie ſich von dem gegen ihn geſchöpften Verdacht gereinigt, und ſein voriges Anſehen und Zutrauen wieder erhalten hatte, ſtimmte dahin, die Feinde durch die Zeit, und nicht durch die Waffen zu bezwingen;

er

er glaubte, daß ſie ſich durch Mangel an Geld und A. D. Lebensmitteln, ohne einen ſichern Rückzug, und oh- 1569. ne mächtige auswärtige Hülfe bald der Zwietracht und Verzweiflung überlaſſen, und durch den Mangel beſiegt, von ſelbſt zerſtreuen würden. Der Graf von Tavannes ſtellte im Gegentheile vor, daß man das durch die lange und fruchtloſe Belagerung von Poitiers geſchwächte und muthloſe Heer der Hugonotten ſehr leicht beſiegen könne: es ſey aber erfoderlich, daſſelbe ſo geſchwind als möglich anzugreifen, und nicht abzuwarten, daß der Prinz von Oranien, welcher ſich Inkognito nach Deutſchland begeben habe, Zeit gewinne, friſche Truppen anzuwerben, und der Graf von Montgommery, welcher in Bearn die Oberhand über die Königlichen erhalten, mit den gaskogniſchen Truppen ſich mit dem Admiral vereinige; auf dieſe Art werde man den Krieg erneuern, anſtatt die Feinde, deren Anzahl zuſammen geſchmolzen ſey, zu verfolgen, muthig zu bekämpfen, und den Krieg zu beendigen. Die Sache würde ſchwerlich zu einem Entſchluſſe gediehen ſeyn, wenn nicht der Herzog von Anjou entſchieden hätte, das durch den erlittenen Verluſt und die Strapazzen ſo ſehr verminderte Heer jetzt zu bekämpfen: es ſcheine nicht, als wenn es noch ſo viel Muth und Kräfte habe, dem katholiſchen Heer Widerſtand leiſten zu können, welches aus friſchen Truppen beſtehe, und vor Begierde brenne, dem Feinde die Spitze zu bieten.

Mit

A. D. 1569. Mit dieſem Entſchluſſe verließ er Tours in Geſellſchaft des Herzogs von Guiſe und von Montpenſier, verſammelte dreyßig Fahnen Infanterie, und zwey tauſend Mann Kavallerie, welche aus den Vaſallen des Reichs beſtand, und ganz kurz erſt zu dem Heere geſtoßen war. Er marſchierte mit ſeinem ganzen Heere nach Faye-la-vineuſe, um die Hugonotten ſo bald als möglich zu einem Treffen zu zwingen. Gleiche Entſchloſſenheit herrſchte nicht bey den Hugonotten: der Adel, welcher ſchon ein Jahr lang von ſeiner Heymath entfernt, wider die Gewohnheit oder das Naturell der Franzoſen länger im Felde geblieben war, großen Mangel litt, und ſchon genug gethan zu haben glaubte, bat inſtändigſt, gegen den Feind geführt zu werden, oder um ſeinen Abſchied. Stündlich hörte man die bitterlichen Klagen derjenigen, welche entweder von ihrem Elende oder ihrem Leben befreyt ſeyn wollten. Der Graf von Mansfeldt und die Deutſchen, welche der Strapazzen und des Lagerns müde, und der Hofnung zu reichen Beuten beraubt waren, begehrten auf eine aufrühreriſche Art entweder ihren Sold oder eine Schlacht. Aber die Prinzen, der Admiral und die erfahrenſten Hauptleute des Heeres, welche die Tapferkeit der königlichen Truppen, die Entkräftung und die Uneinigkeit der Ihrigen kannten, verabſcheuten innerlich ein Treffen; ſie wünſchten nichts mehr, als mit der nämlichen Klugheit zu Werke zu

gehen,

gehen, welche die Katholiſchen beobachtet hatten, A. D. 1569.
die immer das Treffen vermieden, wenn ihnen ihre
Feinde überlegen waren; ſie ſuchten jetzt daſſelbe,
weil ſie ſich im entgegengeſetzten Falle befanden. Die
Hugonotten hatten Alles gethan, um den Herzog
von Anjou zu einem Treffen zu zwingen, in welches
er ſich nicht einlaſſen wollte; jetzt, da er entſchloſſen
war, daſſelbe zu liefern, wünſchten ſie den Ausgang
der Sache zu verlängern, und vorſichtiger und ſiche-
rer zu Werke zu gehen. Sie wagten es aber nicht,
ihre Gedanken an den Tag zu legen, weil ſie den Auf-
ruhr der Deutſchen, und die Verzweiflung des Hee-
res befürchteten: ſie zweifelten nicht im Geringſten,
daß der Adel ſie verlaſſen werde, ſobald man dem-
ſelben die Hofnung zu einer Schlacht benähme. Sie
ließen ſich alſo von der Nothwendigkeit und der Nei-
gung des Heeres fortreißen, und ſtellten ſich, als
wenn ſie in das allgemeine Verlangen einwilligten,
und entſchloſſen ſeyen, ein Treffen zu liefern.

Der Admiral, welcher ſich Alles von ſeiner Klug-
heit und Verſtellungskunſt verſprach, hatte bey ſich
beſchloſſen, ſeine Truppen zu täuſchen, und ſo viel
möglich jede Gelegenheit zu einem Treffen zu vermei-
den. Als er die Nachricht erhielt, daß die Katho-
liſchen auf dem Marſche ſeyen, ſo theilte er ſeinen
Entſchluß den Prinzen mit, und hob ſein Lager bey
Faye-la-vineuſe, an den Gränzen von Poitou und
An-

A. D. 1569. Anjou, auf, um über die benachbarten Flüſſe zu gehen, und ſich nach Nieder-Poitou, welches an Guienne gränzt, zurückzuziehen. Er glaubte, in der dortigen Gegend, welche natürlich feſt ſey, und viele Städte ſeiner Parthey in ſich ſchließe, das Treffen um ſo leichter verzögern zu können, oder mit ſolchem Vortheile zu ſchlagen, daß er des Sieges gewiß ſeye. Um den Adel und die Deutſchen folgſamer zu machen, ließ er durch das ganze Heer das Gerücht ausſtreuen, daß der in Bearn ſiegreiche und durch friſche Truppen verſtärkte Graf von Montgommery auf dem Marſche, und ſchon in der Gegend von Parthenay, einer nicht über zwölf Meilen entfernten Stadt, ſey, um ſich mit ihm zu vereinigen. Durch dieſen Kunſtgriff glaubte er das Heer ſo lange folgſam zu erhalten, bis er ſich mitten unter den Städten ſeiner Parthey befände. Dort dachte er ſich immer unter die Kanonen einer Feſtung zu lagern, und durch ſtarke Scharmützel die Hitze des katholiſchen Heeres abzukühlen, den Durſt der Seinigen zum Schlagen einigen Theils zu löſchen, und ſie ſo lange hinzuhalten, bis der eintretende Winter, welcher nicht mehr ferne war, dem diesjährigen Feldzuge ein Ende machen würde. Während dieſer Zeit hofte er durch die Betriebſamkeit der Königinn von Navarra und die Nähe von La Rochelle mit Lebensmitteln verſehen zu werden, da der Herzog von Anjou im Gegentheile, durch ſo viele Flüſſe im Rücken, einer

einer beſchwerlichen Zufuhr und der Theurung ausgeſetzt ſeyn müßte. A. D. 1569.

Der Herzog von Anjou, welcher vor Begierde brannte, zu ſchlagen, hatte durch die Schnelligkeit ſeines Marſches die ſcharfſinnigen Anſchläge des Admirals vereitelt, der mit ſeinem ganzen Heere nach Moncontour aufbrach, um dort ſein Lager aufzuſchlagen. Als der Herzog die Nachricht davon erhalten hatte, ſo nahm er mit ſtarken Schritten den nämlichen Weg. Der durch die Nachläſſigkeit ſeiner Kundſchafter betrogene Admiral glaubte feſt, daß die Katholiſchen noch viele Meilen entfernt ſeyn, indem ſchon die Avantgarde derſelben unter dem Kommando des Herzogs von Montpenſier, und die Arrieregarde der Prinzen, unter welcher ſich Mouy mit dreyhundert Mann Kavallerie und vier Fahnen franzöſiſcher Infanterie befand, ſo nahe an einander kamen, daß man eine Schlacht nicht mehr vermeiden konnte. Der Admiral beſtand noch immer auf ſeinem Vorhaben, rekognoscirte ſelbſt die umliegende Gegend, und beſchloß, über einen Bach zu gehen, welcher die Ebene, durch die derſelbe fließt, zu einem unzugänglichen Sumpfe macht. Er hielt dafür, daß die Katholiſchen es nicht wagen würden, im Angeſichte ſeines Heeres über dieſen Bach zu gehen; im widrigen Falle hofte er, durch die entſtehende Unordnung eine vortheilhafte Gelegenheit zur Erhaltung des Sieges zu gewinnen. Er gab alſo

A. D. 1569 dem Mouy den Befehl, den Angriff der katholiſchen Avantgarde aufzuhalten, und gieng mit dem übrigen Theile des Heeres, aber nicht ohne Schwierigkeit und Unordnung, durch den Sumpf. Der Herzog von Montpenſier, welcher den Befehl hatte, das Treffen anzufangen, ließ auf die Hugonotten durch ſeine leichte Kavallerie einen Angriff thun, welchen Mouy, Einer der tapferſten Hauptleute des Reichs, anfänglich mit großer Tapferkeit und Standhaftigkeit aushielt; als aber Martigues herbeygekommen war, ſo wurden die Hugonotten mit ſolcher Wuth angegriffen, daß ſie der Ueberlegenheit weichen mußten. Mouy ließ funfzig Reuter und mehr als zweyhundert Fußgänger auf dem Platze, nahm mit verhängtem Zügel die Flucht, gieng eilends über den Bach, und ſtellte ſich bey den Seinigen in die Schlachtordnung. Der Herzog von Montpenſier verfolgte ihn bis an das Ufer des Fluſſes, und hielt ſtille, als er auf der andern Seite das ganze Heer in Schlachtordnung ſtehen ſah, und bemerkte, daß er durch den engen Weg nicht in geſchloſſenen Eskadrons, ſondern nur zwanzig Mann hoch marſchieren könnte. Er beſchränkte ſich alſo bloß auf leichtes Scharmuzziren, um Zeit zu gewinnen, den Herzog von Anjou davon zu benachrichtigen, und deſſen Befehle abzuwarten. Der Admiral, welcher die Unentſchloſſenheit der Katholiſchen und ihr Zögern, über den Fluß zu gehen, gewahr wurde, glaubte, daß das

das Hauptcorps noch weit entfernt, und Montpen- A. D. 1569.
ſier unvorſichtiger Weiſe mit wenigen Leuten zu weit vorgerückt ſey; er wollte alſo dieſe Gelegenheit nicht verſäumen, faßte Muth, ermunterte die Seinigen, gieng wieder mit zwey ſtarken Eskadrons Gensdarmes über den Bach zurück, und ſtürzte auf die Reuterey von Martigues mit ſolcher Wuth, daß er ſie mehr als zweyhundert Schritte zurückwarf. Da ſich die Anzahl der Katholiſchen von allen Seiten vermehrte, ſo mußte er wieder, aber in Unordnung, unter zwey ſtarke an die Ufer des Baches poſtirte Bataillons Infanterie ſich zurückziehen, wo ſich Clermont von Amboiſe, obſchon er krank und ohne Rüſtung war, durch ſeine Tapferkeit auszeichnete, und allein mit zwanzig Reutern die eindringenden Katholiſchen ſo lange aufhielt, bis der Admiral unter dem Schutze der zwey Bataillons ſeine vorige Stellung wieder eingenommen hatte.

Der Herzog von Anjou hielt den Uebergang im Angeſichte der Feinde für zu ſchwer und zu gefährlich, und beſchloß, die Hugonotten durch das Artilleriefeuer aus ihrer vortheilhaften Stellung am Ufer des Baches zu vertreiben, wozu ihm das Terrain behülflich war. Der Feldmarſchall von Biron ließ zu dieſem Behufe die Artillerie mit der größeſten Geſchwindigkeit herbeyführen, welche aus zwey und zwanzig Stücken, ſowohl Kanonen als Feldſchlangen, beſtand, und mit großer Geſchicklichkeit zwey

A. D. 1569. Batterien, Eine zur rechten, und die Andere auf der linken Seite an dem Fuße der den Feinden am nächſten liegenden Hügel errichten, welche die am Ufer und am Eingange des Baches in Schlachtordnung ſtehenden Eskadrons in die Flanken nahmen, und eine große Niederlage unter denſelben anrichteten. Die franzöſiſche Infanterie und die Deutſchen, welche auf einem niedrigen Terrain ſtanden, und auf Befehl ihrer Hauptleute ſich auf den Leib gelegt hatten, waren dem Artilleriefeuer nicht ſo ſehr, als die Kavallerie, ausgeſetzt, die ſich kaum in Reihe und Gliedern halten konnte. Sie bat durch wiederholte Bothſchaften den Admiral, von einem Orte zurückgezogen zu werden, wo ſie auf die elendeſte Art umkäme, ohne Beweiſe ihres Muthes und ihrer Tapferkeit geben zu können. Der Admiral wollte auf keine Art zugeben, daß ſie ſich von ihrem Poſten entfernten, und dadurch den Katholiſchen den Durchgang eröfneten, welche hernach in der Ebene auf ſeine in Unordnung gerathenen und halb muthloſen Truppen losſtürzen würden. Indeß man am Eingange des Sumpfes hitzig ſcharmuzzirte, die Artillerie der Katholiſchen ohne Unterlaß feuerte, und der Graf Karl von Mansfeldt, ein Bruder des Generals, mit vielen Andern getödtet worden, fieng die deutſche Reuterey, welche vorzüglich litt, an, von ihrem Poſten auf den rechten Flügel zurückzuweichen, und den Feinden den Paß zu eröfnen. Der Prinz

von

von Navarra ritt unter ſie, ſetzte ſich ſelbſt dem ſtärkſten Kanonenfeuer aus, und bewirkte durch ſeine Gegenwart und Reden ſo viel, daß ſie noch einige Zeit Stand hielt, um den Anfang des Treffens abzuwarten. Hier zeigte ſich der mächtige Geiſt des jungen Prinzen, welcher durch ſein Anſehen die Furcht verſcheuchte, die keine Geſetze kennt, und den hartnäckigen Entſchluß der Deutſchen beſiegte. Alle Künſte würden fruchtloß geweſen ſeyn, wenn nicht die einbrechende Nacht die Hugonotten aus ihrer mißlichen Lage und von ihrem gänzlichen Untergange befreyet hätte. Die Finſterniß machte dem in der Ebene begonnenen Gefechte ein Ende, und das Artilleriefeuer der Katholiſchen ließ nach, weil ſie die Kanonen nicht richten konnten, und fruchtloß in die Lüfte hineinſchoſſen. A. D. 1569.

Der Admiral, welcher dieſen Vortheil benutzte, zog ſich nach der zweyten Stunde der Nacht ohne Trommelſchlag und Trompetenſchall noch vor Tagesanbruch mit dem ganzen Heere über den Fluß, den er hinter ſich hatte, nach der Ebene von Moncontour zurück. Seinem vorigen Plane gemäß wollte er ſeinen Marſch beſchleunigen, ſich ſo weit als möglich von den Katholiſchen entfernen, und die Nothwendigkeit einer Schlacht vermeiden: aber nicht nur allein die Haupt- und Edelleute ſeiner Nation widerſetzten ſich dieſem Vorhaben, ſondern auch der Graf von Mansfeldt und die Deutſchen erregten einen Auf-

A. D. 1569. ruhr, und droheten, die Prinzen zu verlaſſen, und zur königlichen Parthey überzugehen, wo ſie die beſten Bedingniſſe erhalten würden, wenn man nicht ihrem Elende und ihren Strapazzen ein Ende machte. Auch die franzöſiſche Infanterie wurde in den Aufruhr mit fortgeriſſen, da die Menſchen viel geneigter ſind, böſen Beyſpielen zu folgen, als ſich von der Vernunft beherrſchen zu laſſen: ſie foderte mit drohendem Geſchrey eine Schlacht. Viele Hauptleute ſelbſt ſtimmten in die Foderung der Soldaten mit ein, weil ſie es für unmöglich hielten, weiter ſich zurückzuziehen, ohne von den zum Kampfe entſchloſſenen, und ihnen auf dem Fuße mit Schnelligkeit folgenden Feinden geſchlagen, und gänzlich aufgerieben zu werden: das Heer ſey durch die vielen Märſche ermüdet, und durch den Rückzug ganz beſtürzt worden, der eher einer Flucht gleiche, welche immer die Heere verächtlich, und die Unerfahrnen muthloß mache; es ſey viel beſſer, die Kampfluſt der Soldaten zu benutzen, und ein Treffen mit der Hofnung des Sieges zu liefern, als, auf dem Rückzuge in Unordnung ſtreitend, die ſichere Niederlage zu erwarten. Der Admiral und die Prinzen konnten auf dieſe Art dem allgemeinen Willen nicht länger widerſtehen, und beſchloſſen, die Katholiſchen auf den Ufern des Fluſſes zu empfangen, um mit größerem Vortheile ein Treffen zu liefern.

Der Admiral hatte ſein Heer in drey Corps ge- A. D. 1569.
theilt: ſeiner Gewohnheit nach kommandirte er die Avantgarde, die Prinzen mit dem Grafen Ludewig von Naſſau das Treffen, der Graf von Mansfeldt und Mouy die Arrieregarde. Die Artillerie war vor der Fronte aufgepflanzt, und vorwärts der Schlachtordnung ſtanden die Freywilligen, welche bey der Annäherung des Feindes das Treffen beginnen ſollten. Der Herzog von Anjou war indeß Morgens den erſten Oktober durch den Paß des Sumpfes gegangen, welchen die Hugonotten verlaſſen hatten, und mehr als jemals entſchloſſen, dieſelben anzugreifen; da er aber auf der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes die Prinzenarmee in Schlachtordnung ſtehen ſah, ſo machte er halt, weil der Tag ſchon auf der Neige war, und bezog am nämlichen Orte das Lager, wo den Tag vorher die Hugonotten geſtanden waren. Den folgenden Tag ließ der Herzog, welcher im Angeſichte des Feindes über den obſchon nicht breiten Fluß nicht ſetzen, und ſeine Truppen der Gefahr nicht Preis geben wollte, das ganze Land fleißig rekognosciren, machte einen großen Umweg rechter Hand, und gieng die folgende Nacht, den dritten Oktober, bey la Grimaudiere über den Fluß, wo derſelbe ſich noch nicht mit einem Andern vereinigt hat, und ſo klein und niedrig iſt, daß der Strom der Infanterie kaum an das halbe Knie gieng; die Ufer waren auch ſo wenig ſteil, daß die

A. D. 1569. Bataillons und Eskadrons in Reihe und Gliedern überſetzen konnten.

Nachdem das Heer ohne Unordnung und Widerſtand auf dieſe Art über den Fluß gegangen war, ſo theilten die Feldmarſchälle, Biron und Tavannes, daſſelbe in zwey Treffen, deren Erſtes der Herzog von Montpenſier, von Guiſe, und der Graf von Santa-Fiore; das Zweyte der Herzog von Anjou anführte. Der Herzog von Aumale und Langueville, der Marſchall von Coſſé, der Marquis von Villars, welchen der König an die Stelle von Coligni zum Admiral ernannt hatte, Peter Ernſt von Mansfeldt, unter deſſen Befehlen die ſpaniſchen Truppen ſtanden, der Markgraf von Baden, Carnavalet, Wilhelm von Montmorency, Herr von Thoré, und viele andere Baronen und Ritter befanden ſich bey denſelben. In dem Mittelpunkte beyder Treffen waren die Schweizer, deren Flanken von der franzöſiſchen und italiäniſchen Infanterie gedeckt wurden; an der Spitze beider Flügel ſtand die Artillerie. Das katholiſche Heer marſchierte in dieſer Schlachtordnung gegen die Hugonotten durch eine große weder durch Bäume noch Erdwälle und Gräben unterbrochene Ebene mit einem großen Geräuſche der Trommeln und Trompeten. Der Admiral ſuchte vergebens, die Seinigen zu überreden, ſich nach Hervault, einem nahe liegenden Orte, zurückzuziehen, damit ſie die Feinde dort vortheilhafter

em-

empfangen könnten. Da er ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, zu ſchlagen, ſo gieng er mit langſamen Schritten den Feinden entgegen, um dieſelben mitten im Felde ohne alle Vortheile des Bodens anzugreifen. Als die Prinzen das Heer durch die Feldmarſchälle in Schlachtordnung geſtellt ſahen, ſo empfahlen ſie durch anpaſſende Reden den Franzoſen und Deutſchen die Vertheidigung ihrer gemeinſamen Religion und ihrer Freyheit. Sie fanden ſich alle bereitwillig, ihre Schuldigkeit zu thun, und zogen ſich mit ihrer Leibwache hinter das Heer zurück, weil man ſie in einem ſo zarten Alter den Gefahren einer Schlacht nicht ausſetzen wollte, und überließen das Kommando der Klugheit und Tapferkeit der übrigen Feldherren. A. D. 1569.

Die Sonne ſtand ſchon über zwey Stunden über dem Horizonte, als beide Heere ſich im Angeſichte erſchienen. Der Admiral fieng mit der Artillerie das Treffen an, welches die Katholiſchen mit der Ihrigen erwiederten. Auf beiden Seiten wurde Alles mit Schrecken und Tod erfüllt. Nach einem mörderiſchen Kanonenfeuer erfolgte ein eben ſo fürchterliches Musketenfeuer, daß der Sieg von beiden Seiten lange unentſchieden blieb. Es iſt merkwürdig, daß nicht nur allein die Eskadrons und Bataillons ins Handgemenge geriethen, ſondern auch die Troßbuben, Marketender, Schanzgräber und alles Geſindel, welches den Heeren zu folgen pflegt, hart-

A. D. 1569. näckig und verzweifelnd mit einander kämpften. Die Tapferkeit und die Anzahl der Streiter war auf beiden Seiten einander ſo gleich, daß gleichſam ein Jeder mit ſeinem Gegner focht. Selbſt die Feldherren ſetzten ſich wie die Gemeinen der Gefahr aus: der Herzog von Anjou drang in die dichteſte Eskadron der Feinde; der Markgraf von Baden kam zu ſeiner Seite um, ſo wie viele Edelleute, welche der königlichen Fahne gefolgt waren: er war mehrmals in Gefahr, ſein Leben zu verliehren, welches er nicht weniger ſeiner eigenen Tapferkeit, als der Treue und dem Beyſtande der Seinigen zu danken hatte. Der Admiral ſchonte ſein Leben auf keine Art; er war Feldherr und Soldat zugleich: er bot dem Rheingrafen die Spitze, der auf ihn loßgieng, und ihm einen Piſtolenſchuß in die Kinnlade gab, und vier Zähne zerſchmetterte. Der Admiral ſchoß mit der Seinigen denſelben in das Vießier ſeines Helmes, und ſtreckte ihn todt zur Erde nieder; er hörte nicht auf zu kämpfen, obſchon das häufig aus ſeiner Wunde hervordringende Blut ſeinen Helm und Kragen erfüllte.

War die Anzahl, der Muth, und die Standhaftigkeit der Streiter gleichſam einander gleich, ſo war es doch nicht die Tapferkeit derſelben. Die Schweizer des Königs, welche durch die in ſo vielen andern Schlachten bewieſene Heldenthaten ſich einen großen Ruhm errungen hatten, warfen, da ſie mit weni-

weniger erfahrnen und durch die ausgeſtandenen A. D. 1569.
Strapazzen und den Verluſt entkräfteten Feinden es zu thun hatten, das deutſche Bataillon zurück, mit welchem ſie gleich im Anfange der Schlacht angebunden hatten, drangen in daſſelbe ein, und richteten ein ſolches Blutbad an, daß von vier tauſend Deutſchen kaum Zweyhundert dem Gemetzel entronnen. Die königliche Kavallerie, welche noch nichts gelitten hatte, und von Muth gleichſam ſtrotzte, warf endlich Jene der Hugonotten um, die nicht weniger von ihren durch ſo viele und ſo lange Strapazzen entkräfteten Pferden, als durch die Tapferkeit der Feinde beſiegt wurde. Als der Admiral, deſſen heiſere Stimme im Blute faſt ganz erſtickte, die Niederlage der Seinigen ſah, ſo nahm er mit den Prinzen, die ſich mit Mouy, Teligny, und La Loue auf die Seite entfernt hatten, in Begleitung von dreyhundert Reutern den Weg nach Parthenay. Viele Andere folgten ihm auf dem Fuße nach. Die Grafen Ludewig von Naſſau und Wolfrad von Mansfeldt ſammelten zweytauſend Reuter: ſie zogen ſich, obſchon ſie von dem Herzog von Aumale und dem Herrn von Biron verfolgt wurden, in guter Ordnung zurück, vertheidigten ſich bey jedem vortheilhaften Poſten mit großer Tapferkeit, und erreichten in der Nacht den nämlichen Ort. Alle Uebrigen, welche der Wuth der Feinde entkamen, zerſtreuten ſich auf gut Glück in verſchiedene Gegenden: ein

Theil

A. D. 1569. Theil erreichte Angouleme, der Andere La Rochelle; ein Dritter ſchlug den Weg der Feldherren ein. Nachdem der Herzog von Anjou die feindliche Kavallerie geſchlagen, und zerſtreut hatte, ſo kam er an den Ort, wo die Schweizer einen ſo blutigen Sieg über die Deutſchen davon getragen, und befahl, drey tauſend Mann franzöſiſcher Infanterie das Leben zu ſchenken, welche, von allen Seiten umzingelt, die Waffen von ſich geworfen hatten, und um ihr Leben fußfällig baten. Da er nun ſah, daß die Feinde von allen Seiten keinen Widerſtand mehr leiſteten, ihre Fahnen, Bagage und Artillerie verlohren, und die Katholiſchen einen vollkommenen Sieg erhalten hatten, ſo ließ er zum Rückzuge blaſen, und begab ſich noch den nämlichen Abend mit ſeinem ſiegreichen Heere nach St. Geneſt.

Die Katholiſchen gaben die Anzahl der Todten auf Seiten der Prinzen, worunter ſie auch die Troßbuben, Stückknechte u. ſ. w. rechneten, die Alle im Gefechte umkamen, bis auf achtzehn Tauſend an; diejenigen aber, welche mit mehr Mäßigung nur die regulirten Truppen in ihrer Angabe begriffen, beſtimmten den Verluſt der Hugonotten auf zehntauſend Mann, unter denen ſich Wenige vom Range, zum wenigſten unter den Franzoſen, befanden: denn die Feldherren und vornehmſten Officiere hatten ſich frühzeitig durch die Flucht gerettet, und die Schwere der Schlacht war vorzüglich auf die gascogniſche und deut-

deutſche Infanterie gefallen. Nichtsdeſtoweniger A. D. 1569.
blieben Puigreffier, Autricourt, Tannegui, Biron, ein Bruder Armand's, welcher unter den Katholiſchen diente, Saint-Bonnet, und Saint-Cyr auf dem Platze, welcher in einem Alter von vier und zwanzig Jahren viele Beweiſe ſeiner Tapferkeit bey dem letzten Rückzuge abgelegt, und in dieſer Schlacht bis auf ſeinen letzten Lebenshauch gekämpft hatte. Sieben und zwanzig Hauptleute von der deutſchen Infanterie, (ein Einziger blieb übrig) zwey Obriſten, und mehr als ſiebenzig Hauptleute der franzöſiſchen Infanterie und zwey Obriſten der Reuter kamen um; die zwey Uebrigen retteten ſich mit dem Grafen von Naſſau. Der Herr von La Noue, Eins der vornehmſten Häupter der Hugonotten, gerieth in Gefangenſchaft; ein Schickſal, welches er immer erfuhr, ſo wie der Herr von Acier, General der franzöſiſchen Infanterie, und Blaçons, Obriſte der Büchſenjäger. Der Verluſt der Katholiſchen belief ſich nicht höher als auf Vierhundert, unter welchen ſich die Vornehmſten des Heeres, vorzüglich Ausländer, nämlich Philibert, Markgraf von Baden, der Aeltere der Rheingrafen, der Herr von Clermont, Einer der vornehmſten Edelleute aus Dauphiné, der Graf Franz von Saſſatello, Scipio Piccolomini, Lieutenant des Otti von Monte Acuto und viele Infanterie-Hauptleute befanden. Der Herzog von Guiſe, Peter Ernſt von Mansfeldt, der

Jün-

A. D. 1569. Jüngere der Rheingrafen, Schomberg und Baſſompierre, zwey deutſche Herren, wurden verwundet, aber in wenigen Tagen wieder hergeſtellt. Den Siegern fielen ungefähr neunhundert mit Lebensmitteln beladene Wägen, die ganze Bagage der Deutſchen, neun Kanonen, und mehr als zweyhundert Fahnen in die Hände, deren die Italiäner ſieben und zwanzig eroberten. Der Graf von Santa-Fiore ſchickte ſie nach Rom, wo ſie als — Siegeszeichen in der Laterankirche des heil. Johannes aufgehangen wurden.

Die Bothſchaft des Sieges wurde dem Könige und der Königinn-Mutter durch Albert von Gondy, Grafen von Retz, einen Florentiner, und Günſtling derſelben, hinterbracht, worüber ſie eine große Freude an den Tag legten. Der in auswärtige Länder und vorzüglich in Italien ſich ausbreitende Ruf dieſes Sieges erwarb dem Herzoge von Anjou, deſſen Schnelligkeit und Tapferkeit man denſelben hauptſächlich zuſchrieb, einen großen Ruhm, weil er überall die ſo famöſe Politik und die ſo befürchtete Argliſt des Admirals zu Schanden gemacht hatte. In der Nacht nach der Schlacht hielt der größeſte Theil der Hauptleute, welche der Niederlage entronnen waren, zu Parthenay, wo die Prinzen und der Admiral ſich befanden, eine Berathſchlagung über das, was ſie in der jetzigen Noth und kritiſchen Lage zu ergreifen hätten. Die Meiſten waren durch ſo

viele

viele Unglücksfälle und die neueſte Niederlage muth- A. D.
loß geworden, da ſie ſich ohne Truppen und ohne 1569.
Geld, von ihren Freunden verlaſſen, faſt hofnungs-
loß, und ohne Credit in einem Winkel des Reiches
gleichſam eingeſchloſſen ſahen; der größte Theil, wel-
cher unter den Berathſchlagungen für das gemeinſa-
me Wohl ihr Privatintereſſe, die lange Entfernung
von ihren Familien, die ſchweren Unkoſten, das Un-
gemach, und die beſtändigen Gefahren bey ſich er-
wog, ſchien geneigt zu ſeyn, dem widrigen Schick-
ſale zu weichen, und die Gnade des Königs zu er-
flehen, um auf ſo gute Bedingniſſe als möglich die
Verzeihung des Vergangenen zu erhalten. Sie
hielten dies um ſo leichter, als es ihnen ſowohl der
ſanfte und wohlwollende Charakter der Königinn-
Mutter und des Herzogs von Anjou, welche das
Heft in Händen hatten, als das Verlangen derſel-
ben nach dem Frieden, zu bürgen ſchien, wenn ſie in
Unterthänigkeit zu der königlichen Milde ihre Zu-
flucht nehmen würden.

Der Admiral, welcher nichts weniger als den Muth verlohren hatte, im Gegentheile durch das ſcharfe vom Parlamente gegen ihn ausgeſprochene Urtheil nur noch mehr war erbittert worden, und ſich gegen ſein Unglück gleichſam abhärtete, hegte eine ganz verſchiedene Meinung: er bewieß ihnen, obſchon er wegen ſeiner erhaltenen Wunde kaum verſtändlich reden konnte, daß ihre Sache noch nicht ſo

auf's

A. D. 1569. auf's Aeußerſte gebracht ſey, um ſich von der Furcht zu einer ſolchen Verzweiflung hinreißen zu laſſen; ſie hätten ja ſchon drey Schlachten vorher verlohren, und ſie ſeyen doch immer mächtiger, muthiger und ihren Feinden fürchterlicher aus ihren Niederlagen emporgeſtiegen. Aus ihrer Erfahrung hätten ſie ja gelernt, daß mit dem Verluſte einer Schlacht nicht Alles verlohren ſey, wenn nur der Muth nicht verſchwinde, auf deſſen Kraft und Beharrlichkeit der glückliche Ausgang großer Unternehmungen beruhe; obſchon ſie viele Todte auf dem Schlachtfelde gelaſſen, ſo ſtehe doch noch die Grundlage ihrer Parthey und Hofnungen feſt und unerſchüttert: Deutſchland, dieſe beſtändige und unerſchöpfliche Pflanzſchule der Soldaten, ſey noch nicht aus ihrer Verbindung gewichen; England werde ſie nicht verlaſſen, und ſeine Hülfe nach dem Maaße verſtärken, als die Gefahr und die Noth ſteige. Sie hätten ja mit vielen Städten des Reichs Verſtändniſſe, um ſie zum Aufruhre zu bringen, und ſich derſelben zu bemächtigen, deren Verluſt die Macht der Sieger theilen, und die Ausführung ihrer Plane verhindern werde. In wenigen Tagen vereinigten ſie ſich mit dem Grafen von Montgommery, welcher in Bearn ein ſtarkes und muthiges Corps auf den Beinen habe, und erſchienen dann mit einem neuen Heere viel fürchterlicher. Sie ſollten alſo indeß jenen Muth faſſen, welchen ſie in ſo vielen Vorfällen gezeigt hätten, und

ihm glauben, daß ſie in Kurzem auf den vorigen A. D 1569.
Fuß hergeſtellt ſeyn würden. Er verſpreche nichts Neues und Ungewöhnliches, welches das Gepräge der Uebertreibung trage, und ihren Glauben nicht verdiene; ſie ſollten ihn nur in den Stand ſetzen, das Nämliche bewerkſtelligen zu können, was er in verfloſſenen Zeiten gethan habe. Durch Standhaftigkeit und ein neues Heer würden ſie ſich zum wenigſten den Weg zu einem Vergleiche und zu beſſeren Bedingniſſen öfnen, anſtatt daß ſie ſich der Willkühr des übermüthigen Siegers überlaſſen müßten, wenn ſie jetzt, in der erſten Hitze des Sieges, aus furchtſamer Uebereilung um Gnade fleheten. Mit ein wenig Geduld, und bey einem glücklich gewählten Zeitpunkte zu Unterhandlungen, würden ſie viel leichter einen vortheilhaften Vergleich ſchließen können.

Der Prinz von Navarra hörte dieſer Rede mit großer Aufmerkſamkeit zu: er war ſchon an die Herrſchaft gewöhnt, und konnte ſich nicht ſo leicht entſchließen, ſich Andern zu unterwerfen. Einen gleichen Eindruck machte ſie auf den Prinzen von Condé, welcher viel jünger war, aber gleichen Muth und die nämliche Beharrlichkeit zeigte. Der Graf Ludewig von Naſſau, und Wolfrad von Mansfeldt ſtimmten dem Admirale bey, und beſtanden, als Ausländer, die nichts zu verlieren hatten, auf der Fortſetzung des Krieges. Die angeführten Gründe entſprachen der Neigung Vieler, welche ihre gefaß-

A. D. 1569. ten Hofnungen noch nicht aufgeben konnten. Ueberhaupt misfielen ſie auch Jenen nicht, die einen Vergleich wünſchten, und durch ihre Standhaftigkeit von dem Könige vortheilhaftere Bedingniſſe bey ihrer Unterwerfung zu erhalten hoften. Da nun auf dieſe Art alle Muthloſigkeit entfernt worden, ſo beſchloſſen die Häupter dieſer Parthey einmüthig, dem Willen der Prinzen zu folgen, und der Klugheit des Admirals Alles zu überlaſſen. Sie ſchickten noch in der nämlichen Nacht Kuriere nach Deutſchland und England, um die Nachricht von der verlohrnen Schlacht zu überbringen, und um neue Unterſtützung zu bitten. Sie ſchrieben auch an ihre Verbündeten in den Provinzen, und ermahnten ſie aus den nämlichen Gründen, den Muth nicht ſinken zu laſſen; ſie verſprachen, daß in drey Monaten ein viel ſtärkeres Heer auf den Beinen ſeyn werde. Die Prinzen und der Admiral hielten hernach einen engern Kriegsrath, in welchem ſie beſchloſſen, Poitou aufzugeben, weil ſie nicht mächtig genug waren, dieſe Provinz gegen den ſiegreichen Feind zu vertheidigen, und ſich auf die Behauptung weniger Feſtungen, nämlich auf la Rochelle, Saint-Jean-d'Angely und Angouleme, zu beſchränken. Sie hielten dieſe Plätze für feſt genug, um ſich gegen die Feinde halten zu können, und beſchloſſen, ſich mit dem Reſte des Heeres und mit Zurücklaſſung der Bagage aus dem platten Lande von Poitou in die Gebirge von Gascogne,

Au-

Auvergne und Languedok zurückzuziehen, wohin ſie von dem Feinde nicht verfolgt werden könnten. A. D. 1569.

Ihre Abſicht war, ſich mit dem Grafen von Montgommery zu vereinigen, welchen das Schickſal in Bereitſchaft gehalten zu haben ſchien, um ihre Parthey wieder aufzurichten. Sie hoften, ſich in dieſen rauhen Gebirgen ſo lange zu behaupten, bis ihnen die deutſchen Fürſten und die Königinn von England Hülfsvölker ſchicken würden, mit welchen ſie in kurzer Zeit Alles wieder zu erobern dachten, was die Katholiſchen während vielen Monaten im Winter einnehmen möchten. Sie gründeten auch noch einige Hofnungen auf den Marſchall von Damville, Statthalter von Languedok, mit welchem ſie ein geheimes Verſtändniß unterhielten, und ihn für ihre Sache ſehr geneigt fanden. Damville behauptete, ſo lange ſein Vater, der Connetabel, lebte, einen vorzüglichen Rang unter der katholiſchen Parthey, und war ein erklärter Feind von Jener der Hugonotten. Der Beweggrund ſeiner Anhänglichkeit und ſeiner Handlungen lag in der Eiferſucht, welche er gegen ſeinen Bruder, Franz von Montmorençy, hegte, der mit dem Prinzen von Condé und den Herren von Coligny innig verbunden war. Die Achtung und Gunſt, welche ihm die Herren von Guiſe bezeugten, hielten ihn bey der katholiſchen Parthey feſt; ſie ſchmiegten ſich mit tiefer Verſtellung den Zeitumſtänden an, und ſuchten mit allen möglichen

A. D. 1569. Kunſtgriffen durch deſſen Mittel als das ſtärkſte Band den Connetabel in ihrer Verbindung zu erhalten, da ihn derſelbe unter ſeinen Söhnen wegen ſeiner Tapferkeit und Seelengröße am zärtlichſten liebte. Auf die gleiche Art und mit der nämlichen Verſtellung behandelte ihn die Königinn-Mutter, welche ſich in der Minderjährigkeit ihrer Söhne in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, den Großen zu ſchmeicheln; ſie bediente ſich des Marſchalls von Damville, um ſich den Connetabel geneigt zu erhalten. Als nach dem Tode deſſelben dieſe Rückſichten aufhörten, ſo war die Königinn-Mutter nicht mehr beſorgt, ſeine Verdienſte zu belohnen. Die Herren von Guiſe hatten die Ihrigen ebenfalls auf die Seite geſetzt, und ſuchten im Gegentheile ihn als das Haupt jenes Hauſes, mit welchem ſie in ſo langer und ſo heftiger Feindſchaft lebten, zu unterdrücken, wozu ſie ſich des Kardinals von Lothringen bedienten, der über das Gemüth des Königs ſo viel vermochte. Damville bemerkte bald dieſe Veränderung: der Tod ſeines Vaters machte gleichfalls der zwiſchen ihm und ſeinem Bruder beſtehenden Feindſchaft ein Ende, welcher nicht weniger aufgebracht war, daß Keiner von Beiden die Connetablie erhalten hatte, welche doch der Vater ſo lange bekleidet, und die ſie mehr als einmal geſucht. Er fieng alſo an, ſich den Freunden und Verwandten ſeines Hauſes wieder zu nähern, und ein durch geheime, aber ungewiſſe, Hofnungen

n ungen unterſtütztes Verſtändniß mit dem Admiral A. D.
a nzuknüpfen. Dies war die Urſache, warum er 1569.
dem Herrn von Terride in Bearn nicht zu Hülfe kam, obſchon er es konnte; aus dem nämlichen Grunde verſäumte er, jene Plätze den Hugonotten wegzunehmen, welche ſie in Gascogne und Languedok beſaßen. Seine Neigung für die Parthey der Hugonotten wurde noch mehr dadurch vermehrt, daß der Admiral ſchon ein Greiß war, und beſtändig dem Unglücke unterlag. Er hofte alſo, im Falle, wenn er früher ſterben ſollte, als die Prinzen das zum Kommando fähige Alter erreicht haben würden, ſeine Stelle einzunehmen, welcher er ſich durch ſeinen Muth und ſeine Tapferkeit gewachſen zu ſeyn fühlte. Zu allem dieſem kam noch der Verdacht hinzu, welchen er ſchon lange vorher und mit Grunde geſchöpft hatte, daß das Haus von Montmorençy, wenn es dem Könige und den Herren von Guiſe gelingen ſollte, die Prinzen, den Admiral, und die ganze Parthey der Hugonotten zu unterdrücken, ein gleiches Schickſal erfahren würde, welches noch allein von den alten Nebenbuhlern übrig ſey. Alles dies war dem Scharfſinne des Admirals bekannt, welcher, durch dieſe Hofnung und andere vorhin ſchon angeführte Beweggründe gereizt, die Prinzen überredete, ſeinem Rathe zu folgen. Man beſchloß alſo, das platte Land zu verlaſſen, und ſich in die an Languedok ſtoßenden Gebirge ſo lange zurückzuziehen,

 bis

A. D. 1569. bis die Hülfsvölker der Verbündeten ſie in den Stand ſetzen würden, ein beſſeres Glück zu verſuchen: damit aber die Sieger einiges Hinderniß finden möchten, ſie auf ihrem Marſche zu verfolgen, welchen ſie mit ſtrapazzirten Pferden und einer entkräfteten und muthloſen Mannſchaft unternahmen, ſo ließen ſie den Herrn von Mouy zu Nyort zurück, um einige Tage lang den Lauf des Siegers aufzuhalten, und ihnen Zeit zu verſchaffen, ihren Beſtimmungsort zu erreichen, ohne beunruhigt zu werden.

Da ſie es nicht wagten, ſich länger zu Parthenay zu verweilen, ſo marſchierten ſie in großer Stille nach Nyort, wo ſie den Mouy mit hundert Mann Kavallerie und dem Reſte der Infanterie zurückließen, und ſetzten ihren Weg mit der nämlichen Geſchwindigkeit fort. Aber die Geduld der Soldaten und der franzöſiſchen Edelleute entſprach nicht der Standhaftigkeit der Prinzen und Feldherren: ſobald Erſtere von dem katholiſchen Heere ſo weit entfernt waren, daß ſie von den Siegern nicht mehr erreicht zu werden glaubten, ſo fiengen ſie an, heimlich auszureißen, weil ſie theils keine Beute zu ihrem Unterhalte mehr machen, theils weil die durch ſo lange anhaltende Strapazzen entkräfteten Pferde der Schnelligkeit der Prinzen nicht gleich kommen konnten. Viele verzweifelten, daß ſich die zu Boden gedrückte Macht ihrer Parthey wieder emporheben würde. Ein Theil verbarg ſich in den Städten von

von Poitou und Saintonge, um ſich den künftigen A.D.
Gefahren zu entziehen; ein anderer entfernte ſich 1569.
verkleidet von den Hauptſtraßen, und ſuchte in ſeine Heimath zurückzukehren. Als die Prinzen zu La Rochelle angekommen waren, ſo fanden ſie ihre Kavallerie auf neunhundert Mann Franzoſen und zweytauſend deutſche Reuter, zuſammen geſchmolzen, welche letztere in ihr Vaterland nicht zurückkehren konnten, und mehr aus Nothwendigkeit als Neigung den Prinzen gefolgt waren. Dieſe Deſertion der Franzoſen vermehrte noch die Nothwendigkeit, ſich in die Gebirge zurückzuziehen, damit ſie der Wuth der Sieger entgiengen, und um ſo viel mehr Zeit gewonnen, eine gewiſſe Anzahl Kavallerie und Infanterie auf die Beine zu bringen. Sie ließen alſo den Grafen von La Rochefoucault und den Herrn von La Noue, welcher den folgenden Tag nach der Schlacht durch die Nachläßigkeit ſeiner Wächter entflohen war, zu La Rochelle, den Herrn von Piles zu Saint-Jean-d'Angely mit der ganzen Infanterie, die ſie aus verſchiedenen Beſatzungen hatten zuſammenbringen können, und den Herrn von Pontivy, einen Verwandten und Zögling der Königinn von Navarra, zu Angouleme zurück, und eilten in ſtarken Märſchen nach Montauban.

Zweites Kapitel.

Der Herzog von Anjou erobert Nyort, und Saint-Jean-d'Angely. Die Krankheit deſſelben und der Geldmangel zwingt die Katholiſchen, gröſtentheils aus einander zu gehen. Die Prinzen erhalten beträchtliche Verſtärkungen, und vereinigen ſich mit dem aus Bearn ſiegreich zurückkehrenden Grafen von Montgommery. Kritiſche Lage derſelben. Sie machen Friedensvorſchläge, um Zeit zu gewinnen. Das Prinzenheer geht über die Rhone. La Noue macht von La Rochelle aus glückliche Fortſchritte, und ſchlägt den Puigaillard. Der König übergiebt dem Marſchalle von Coſſe' das Kommando eines Heeres, welches aber durch die Politik des Befehlshabers nichts ausrichtet. Der Friede wird geſchloſſen.

A. D. 1569. Der Herzog von Anjou, welchem ſich nach ſeinem erfochtenen Siege Parthenay, Luſignan, Fontenay, Chateleraud, Saint-Maixant und alle Städte und umliegenden Schlöſſer ergeben hatten, marſchierte nach Nyort, welches allein Miene machte, ſich vertheidigen zu wollen. Er ſchlug ſein Lager auf, und machte Anſtalten, dieſe Stadt zu beſchießen. Mouy, welcher in dieſer mißlichen Lage Alles nur von ſeinem Muthe und ſeiner Tapferkeit hofte, um den Lauf des Siegers aufzuhalten, that mit ſeiner geringen Kavallerie und einiger Infanterie einen Ausfall. Das Gefecht war ſehr blutig, und dauerte, unter Begünſtigung des Kanonenfeuers der

Stadt,

Stadt, bis gegen Abend. Mouy zog ſich voll Muths und guter Hofnungen zurück, als er von Einem der Seinigen durch einen Büchſenſchuß rückwärts tödtlich verwundet wurde, und kurz darauf ſtarb. Nyort, deſſen Vertheidigung auf ſeiner Tapferkeit und ſeinem Muthe beruhete, ergab ſich ohne Verzug. Dieſem Beyſpiele folgten Saintes, Cognac, Luçon, und alle übrigen Städte, drey ausgenommen, wo die Prinzen eine Beſatzung gelaſſen hatten. Der König und die Königinn-Mutter begaben ſich zu dem Heere, zogen ſiegreich in Nyort ein, und hielten einen Kriegsrath über den künftigen Operationsplan, um den Sieg ſo viel möglich zu benutzen. Viele drangen darauf, daß der Herzog mit dem ganzen Heere oder mit dem größeſten Theile deſſelben ohne längeren Zeitverluſt die Prinzen und den Admiral ſo lange verfolgen ſollte, bis er ſie gänzlich unterdrückt, oder aus dem Reiche verjagt hätte; ſie behaupteten, daß die Zweige, wenn der Stamm niedergehauen ſey, verdorren, und die ſo oft niedergedrückte, und ſo oft wieder aufgeſtandene Parthey der Hugonotten ein für allemal nach der Zerſtörung des Fundaments zuſammenſtürzen würde. A.D. 1569.

Dieſem Rathe ſtanden viele Schwierigkeiten im Wege: der Oktober war auf der Neige, und die Jahrszeit brachte ſchon Kälte und Schnee, welcher auf dem platten Lande die Kriegsoperationen ſehr erſchweret, und in gebirgigten Gegenden gänzlich ver-

 bie-

A. D. 1569. bietet. Das Land, in welches ſich die Prinzen zurückgezogen hatten, konnte wegen ſeiner Unfruchtbarkeit ein großes Heer nicht ernähren; die engen Päſſe deſſelben, wo eine Handvoll Leute im Stande war, ein ganzes Heer aufzuhalten; Krankheiten und eine große Sterblichkeit, welche ſich bey den Katholiſchen zu zeigen anfiengen, und überall der Mangel des Geldes, das für eine anhaltende und ſo große Unternehmung erfoderlich war, vermehrten die Hinderniſſe derſelben, da die Provinzen verheert, die Völker aufrühriſch, die Städte geplündert, zerſtört, das Land verwüſtet war, und die königlichen Einkünfte in vielen Gegenden faſt gänzlich ausblieben. Das in ſo vielen Gegenden lodernde Kriegsfeuer verzehrte in wenigen Tagen das, was man in vielen Monaten mit vieler Mühe zuſammengebracht hatte. Aus dieſen Beweggründen ſowohl, als einigem Privatintereſſe und zuflüſternden Leidenſchaften, wurde beſchloſſen, die Verfolgung der Prinzen und des Admirals dem Marſchall von Damville, Statthalter von Languedok, deſſen Vorhaben und Abſichten noch verborgen waren, und dem Herrn von Montlüc, Generallieutenant in Gascogne, aufzutragen, welche mit den Truppen ihrer Provinzen dieſelben gänzlich unterdrücken und aufreiben ſollten. Man hielt dafür, daß, wenn die Provincialmacht in dieſen gebirgigten und unfruchtbaren Gegenden es nicht bewirken könnte, ein größeres Heer daſſelbe noch weniger

niger zu Stande bringen würde, welches in dieſen Päſſen mehr hinderlich als nützlich wäre. Zu gleicher Zeit wurde beſchloſſen, daß der Herzog von Anjou jene Plätze erobern ſollte, welche die Hugonotten in Poitou und Saintonge noch inne hatten, um ſie aus dieſem Neſte zu vertreiben, auf welches ſie alle ihre Hofnungen und die Macht ihrer Parthey gegründet hätten; nach der Zerſtörung deſſelben werde denſelben kein Ort, wohin ſie ſich zurückziehen könnten, noch ein Mittel übrig bleiben, ein neues Heer auf die Beine zu bringen, und den Krieg zu erneuern. A. D. 1569.

Dieſem Entſchluſſe gemäß belagerte der König in Begleitung ſeiner Mutter und des Herzogs von Guiſe Saint-Jean-d'Angely, einen kleinen, aber ſehr feſten, und mit Allem aufs Beſte verſehenen Platz, in welchem Armand von Piles mit dem ganzen Ueberreſte der hugonottiſchen Infanterie lag. Obſchon der Herzog von Anjou, welcher, ungeachtet der Gegenwart des Königs, das Heer kommandirte, und keine Mühe und Gefahr ſcheuete, ein fürchterliches Kanonenfeuer machen, und öfters Sturm laufen ließ, ſo that doch Piles ſechs und vierzig Tage lang Widerſtand. Da er endlich gar keine Hofnung hatte, ſo übergab er ſich auf gute Bedingniſſe, und wurde mit ſeiner Mannſchaft nach Angouleme auf das Verſprechen in Sicherheit gebracht, innerhalb drey Monaten den Prinzen nicht zu dienen, welches

er

A. D. 1569. er aber unter allerhand Vorwänden nicht hielt [1]). Nach der Einnahme von Saint-Jean d'Angely ſollte, dem Operationsplane gemäß, La Rochelle belagert werden, welches durch die Einnahme aller umliegenden Feſtungen nicht allein von der Landſeite eingeſchloſſen, ſondern auch von Jener des Meeres durch die königliche Flotte unter den Befehlen des Baron von La Garde blokirt war. Aber ſchon näherte ſich das Ende des Decembers. Das Heer hatte durch die Belagerung von St. Jean-d'Angely nebſt dem Herrn von Martigues, einem der tapferſten Soldaten, mehr als viertauſend Mann eingebüßt; der Pabſt und der katholiſche König riefen ihre Hülfstruppen zurück, als wenn der bey Moncontour erfochtene Sieg dem Kriege ein Ende gemacht hätte. Ein anderer Vorfall von größerer Wichtigkeit eräugnete ſich: der Herzog von Anjou, durch die anhaltenden Strapazzen und Wachen, die weit ſein Alter und ſeine Leibesconſtitution überſtiegen, entkräftet, war von einer Magenkrankheit befallen worden, welche ſchlimme Folgen befürchten ließ, und die Ruhe zu

1) Die Beſatzung von Saint-Jean-d'Angely, welche aus 900 Mann beſtand, hatte kaum die Stadt verlaſſen, als ſie wider alle Kapitulation durch die Truppen des Königs rein ausgeplündert, und ſogar Einige ermordet wurden. De Piles begehrte Genugthuung, und da man ſie ihm verweigerte, ſo glaubte er ſich auch nicht verbunden, ſein Wort zu halten.

zu ſeiner Geneſung nothwendig machte. Da la Ro- A. D.
chelle von allen Seiten eingeſchloſſen, und aller Hof- 1569.
nung zum Entſatze beraubt war, ſo hielt der Staats-
rath dafür, daß dieſe Feſtung am Ende von ſelbſt
fallen werde. Der König und die Königinn-Mut-
ter ließen Franzen von Bourbon, Dauphin und
Sohn des Herzogs von Montpenſier, als Befehls-
haber bey dem in Saintonge ſehr zuſammengeſchmol-
zenen Heere zurück, begaben ſich in den erſten Tagen
des Jahres Tauſend fünf hundert und Siebenzig nach A. D.
Angers, und verabſchiedeten einen großen Theil ih- 1570.
rer Truppen, welche bey dem herrſchenden Geldman-
gel und der großen Kälte nicht ohne die größeſten
Schwierigkeiten unterhalten werden konnten.

Es waren Einige der Meinung, daß dieſer, wie der Ausgang es bewieſen, äußerſt nachtheilige Entſchluß den Herzog von Anjou zum Urheber gehabt habe, weil er ſich theils nach Ruhe und dem Genuſſe der Ergötzlichkeiten des Hoflebens ſehnte, welchen er außerordentlich ergeben war, theils weil er es ſeinen Abſichten nicht gemäß hielt, durch die gänzliche Unterdrückung der Hugonotten den Krieg zu beendigen, bey deſſen Fortdauer die Kriegsmacht des Königs und das Hauptkommando in ſeinen Händen blieb. Es mag nun dieſe Behauptung der Wahrheit gemäß ſeyn, oder nicht, ſo iſt doch gewiß, daß dieſer Fehler ihm allein am theuerſten zu ſtehen kam.

Als

A. D. 1570. Als die Prinzen und der Admiral, welche unwiederbringlich verlohren geweſen wären, wenn man ſie ſogleich verfolgt hätte, das katholiſche Heer ihrem Wunſche gemäß mit der Belagerung von St. Jean-d'Angely beſchäftiget ſahen, ſo zogen ſie ſich in die Gegend von Montauban zurück, wo der ſiebzehnjährige Prinz von Navarra, der ſich gleichſam ſelbſt, und die von ihm gefaßten Erwartungen übertraf, durch ſein Anſehen, ſeine Gewandtheit und ſeine Bitten den Adel und das benachbarte Volk unter die Waffen brachte, da die Könige von Navarra, ſeine Vorfahren, wegen der Nachbarſchaft ihrer Staaten ſeit langen Jahren in dieſen Provinzen viele Anhänger und Vaſallen hatten. Der Admiral unterſtützte das Anſehen und die Thätigkeit des Prinzen durch ſeine Erfahrung: ſie verſammelten in einigen Wochen unter ihren Fahnen mehr als dreytauſend Mann Infanterie, mit welchen ſie das ganze Land plünderten, und den ausſchweifenden Soldaten Alles ohne Unterſchied überließen, deren Anzahl ſich beſtändig vermehrte. So war die Lage der Sachen, als ſich der Graf von Montgommery mit mehr als zweytauſend Mann Infanterie, und achthundert Mann Kavallerie, lauter tapfere und gut ausgerüſtete Truppen, näherte, und die Stadt Condom beſetzte, indeß die Prinzen und der Admiral über die Dordogne bey dem Hafen von Saint-Marie giengen, und Agen und andere Städte in Gascogne zu überrumpeln ſuchten.

ten. Obſchon Montlüc von der obern Gegend des Fluſſes eine Mühle herunter treiben ließ, die über dieſen Fluß geſchlagene Brücke zerriß, und auf dieſe Art beide Heere von einander trennte, ſo ſetzte doch Jenes des Grafen von Montgommery in Barken über, und vereinigte ſich mit den Prinzen an dem nämlichen Orte, da Montlüc zu ſchwach war, das eine oder das andere Heer anzugreifen. Die Macht derſelben war nun beträchtlich angewachſen, und durchſtreifte ohne allen Widerſtand die ganze Gegend. Zu gleicher Zeit bemeiſterten ſie ſich mittelſt ihrer Anhänger unter vielen andern Oertern von Nismes, einer der vornehmſten Städte in Languedok, welche ihn zu einem Erholungsquartier dienen konnte. Die königlichen Feldherren widerſetzten ſich ihren Streifereyen und Fortſchritten nicht, der ausdrücklichen Befehle des Königs ungeachtet, welcher den La Valette mit einem Corps leichter Reuterey dorthin geſchickt hatte. Obſchon der Marſchall von Damville die Hugonotten auf's Aeußerſte gebracht ſah, und es nicht für räthlich hielt, zur Unzeit ſein Vorhaben an den Tag zu legen, ſo wünſchte er doch, daß ſich ihre Parthey wieder aufrichten, und neue Kräfte erhalten möchte. Er verſchafte ihnen dazu durch verſchiedene feine Kunſtgriffe alle Gelegenheit, indem er ſich in Toulouſe unter dem Vorwande eingeſchloſſen hielt, als wenn ihm die Treue der Einwohner verdächtig ſchiene, und ließ ihnen alle Freyheit, das ganze Land

A. D. 1570.

zum

A. D. 1570. zum Aufruhre zu bringen, und zu verwüſten. Montlüc und La Valette waren die heftigſten Feinde der Prinzenparthey, und wünſchten zu ihrem eigenen Ruhme, die Ueberreſte der Hugonotten aufzureiben; aber ohne Damville's Mitwirkung waren ſie nicht ſtark genug, dieſes Vorhaben auszuführen.

Bey allen dieſen Vortheilen befanden ſich die Prinzen und der Admiral in der größeſten Verlegenheit: ſie erhielten aus England die Nachricht, daß man eine Verſchwörung gegen die Königinn Eliſabeth entdeckt habe, welche das Reich in eine große Unruhe verſetze; ſie konnten alſo von dorther keine beträchtliche Unterſtützung erwarten. Auch die deutſchen Fürſten zeigten nicht jene Bereitwilligkeit, wie ſie ſich es vorgeſtellt hatten; ſie wußten, daß die Deutſchen ſich nicht entſchließen würden, einen Fuß in das Reich zu ſetzen, ohne vorher eine zur Anwerbung und Ausrüſtung der Truppen hinlängliche Summe Geldes erhalten zu haben. Sie ſahen, daß der Prinz von Oranien, welchen ſie zu dieſem Behufe an die proteſtantiſchen Fürſten abgeſchickt hatten, ſich mehr mit den Angelegenheiten der Niederlande beſchäftigte, mit welchen er am meiſten betheiligt war, als mit Jenen von Frankreich, die ihn nicht ſo nahe betrafen. Sie litten an Geld, Munition und allen Nothwendigkeiten Mangel, und unterhielten ihre Soldaten nur durch Rauben und Plündern; eine Hülfsquelle, welche nun zu verſiegen anfieng, da

Alles

Alles in die Feſtungen in Sicherheit gebracht wor- A. D. 1570.
den. Ihre Pferde waren ſtrapazzirt und entkräftet; ſie beſaßen nicht einmal ſo viel, um ſie beſchlagen zu laſſen; ſie mußten deren mehr als vierhundert auf den Landſtraßen zurücklaſſen. Sie ſahen endlich ein, daß ſie von den königlichen Truppen würden aufgerieben werden, weil ſie denſelben in die Länge keinen Widerſtand leiſten könnten. Aus dieſer Urſache fiengen ſie an, durch das Mittel der Königinn von Navarra Friedensvorſchläge zu thun, um, wie der Admiral ſagte, Zeit zu gewinnen, oder, wie die Prinzen vorgaben, denſelben wirklich zu ſchließen. Sie ſchickten alſo unter freyem Geleite die Herren von Beauvais und Teligny nach dem Hofe, welche mit der größeſten Unterwürfigkeit und Demuth ihre Vorſchläge überreichten. Der König, welcher ſich als Sieger betrachtete, fand die Bedingniſſe ſeiner Erwartung nicht entſprechend, und foderte, daß ſie ſich auf Gnade und Ungnade ergeben ſollten. Man entließ ſie ohne alle Hofnung des Friedens; Alles, was ſie erhalten konnten, beſtand darinne, daß ſich der Herr von Biron mit denſelben ins Lager der Prinzen begab, um ihre letzten Entſchließungen zu vernehmen: er brachte aber nur allgemeine Verſicherungen nach Hofe zurück; die Sache war entweder noch nicht zu ihrer gehörigen Reife gediehen, oder die Prinzen vollkommen zu irgend einem Beſchluſſe geneigt.

A. D. 1570. In dem Anfange des Frühlings gewann Alles eine andere Geſtalt, weil das Kriegsglück ſehr wandelbar zu ſeyn pflegt. Die Prinzen, welche den Winter in den Gebirgen von Languedok zugebracht hatten, ſtiegen von denſelben mit fünf bis ſechs tauſend Mann Infanterie, und zwey tauſend fünfhundert Mann Kavallerie (die deutſche Reuterey war durch Verluſt und Strapazzen auf zwölfhundert Mann zuſammengeſchmolzen) längſt den Ufern der Rhone herab, um ſich in einer fruchtbareren und geräumigeren Gegend auszubreiten. Das größeſte Hinderniß, welches ihnen im Wege ſtand, war der Uebergang über dieſen Fluß: der Herr von Gordes, Lieutenant des Königs in Dauphiné, ſtand auf der andern Seite des Ufers mit einem ſtarken Corps, um ihnen denſelben zu verwehren. Nichtsdeſtoweniger fand Montbrün, welcher die Gegend kannte, ein Mittel, ganz unvermuthet ſein Regiment mit Barken über den Fluß zu ſetzen: er ſchlug die Katholiſchen, welche ihm in Unordnung entgegen giengen, in die Flucht. Dieſer Sieg verſchafte ihm den Vortheil, an dem Ufer des Fluſſes ein Fort zu errichten, unter deſſen Begünſtigung zuerſt der Graf Ludewig von Naſſau, und zuletzt die Prinzen mit dem Hauptcorps über die Rhone giengen. Der an einem bößartigen Fieber todtkranke Admiral ließ ſich in einer Sänfte tragen.

Nach

Nach dem Uebergange über die Rhone zogen ſie durch die Provinz le Forez, Bourbonnois, und das Herzogthum von Nevers, alles plündernd und verheerend, und ſuchten ſich la Charité und den benachbarten Städten zu nähern, welche noch ihre Parthey hielten, um nicht allein die darinne liegenden Beſatzungen an ſich zu ziehen, und ſich dadurch zu verſtärken, ſondern ſich auch mit Pulver und anderem Kriegsvorrathe zu verſehen, deſſen gänzlicher Mangel ihre Feuergewehre unnütz machte. Sobald dies geſchehen, wollten ſie die um Paris liegenden Provinzen plündern und verwüſten, um ſich dadurch den Weg zu einem erträglichern Schickſale zu öfnen: denn ſie wußten aus der Erfahrung, daß ſie nicht eher vortheilhafte Friedensbedingniſſe erhielten, als wenn ſie den Krieg in das Herz des katholiſchen Landes ſpielten, und die Hauptſtadt bedroheten: der Hof entſchloß ſich alsdann immer aus Furcht für dieſelbe zum Frieden. Im Falle aber, daß ſie ihr Heer nicht verſtärken, und ihr Vorhaben nicht ausführen könnten, beſchloſſen ſie, ſich über die Loire in die Provinz Saintonge, ihrem alten Sitze, zurückzuziehen, wo ſich, den Nachrichten zu Folge, die Angelegenheiten ihrer Parthey durch den Abmarſch des Herzogs von Anjou nicht wenig verbeſſert hatten. La Noue, welcher zu La Rochelle kommandirte, hatte mehrere benachbarte Städte wieder eingenommen, dem Puigaillard, einem königlichen Feldherrn, eine

A. D. 1570.

A. D. 1570. derbe Schlappe beygebracht, und eine Galeere der königlichen Flotte weggenommen. Er durchſtreifte das ganze Land, und richtete die Parthey der Hugonotten durch ſeine raſtloſe Thätigkeit bald mit offenbarer Gewalt, bald mit Liſt wieder auf. Obſchon er bey der unvermutheten Stürmung der Stadt Fontenay einen Büchſenſchuß in den Arm erhalten hatte, den man ihm abnehmen mußte, ſo ſetzte er nach ſeiner Heilung mit noch größerem Muthe den Krieg fort, und das ganze umliegende Land in Schrecken.

Da der König wider alle ſeine Erwartungen den Krieg erneuert ſah, ſo mußte er den Prinzen ein Heer wieder entgegen ſtellen. Der Herzog von Anjou, deſſen Krankheit noch fortdauerte, hatte ſich zu ſeiner Herſtellung nach Saint-Germain en Laye, einem königlichen Luſtſchloſſe, einige Meilen von Paris, begeben. Der König wollte keinen ſeiner Unterthanen, welche ihm ihrer Größe, Macht, wechſelſeitigen Feindſchaften und ihres Anhanges wegen äußerſt verdächtig waren, an die Spitze des Heeres ſtellen; er übertrug alſo, ſobald daſſelbe verſammelt war, das Kommando dem Marſchalle von Coſſé; ein Entſchluß, der ſehr nachtheilige Folgen hatte: denn der Marſchall, welcher ſeiner gewöhnlichen Neigung nicht entſagte, gab den Feinden um ſo größere Gelegenheit, ſich zu erholen. Er war innerlich Kalvins Lehre zugethan, und weit entfernt, die Prinzen von Geblüt zu Boden zu drücken, übrigens von

Na-

Natur ſehr langſam und vorſichtig. Er hatte wohl die Abſicht, den Hugonotten den Eingang in dieſe Provinzen zu verwehren, wie ſie es zu bewerkſtelligen wünſchten; er wollte aber auch nicht das zweifelhafte Glück einer Schlacht verſuchen, und noch weniger dieſe Parthey gänzlich unterdrücken, wie er leicht gekönnt hätte: er war den Prinzen weit überlegen, welche keine Artillerie, keinen Vorrath an Lebensmitteln, und kein Geld hatten. Ihre Truppen waren durch die langen Märſche entkräftet, und übel zugerichtet: denn ſie hatten in einem Zeitraume von wenigen Monaten mehr als dreyhundert Meilen im Umkreiße zurückgelegt. Dies ſchrieben viele dem Herzog von Anjou zu, welcher ſeiner Krankheit wegen das Kommando nicht übernehmen wollte oder konnte, und ein äußerſtes Misfallen daran hatte, daß ein Anderer die Früchte ſeiner Siege und Arbeiten einärndten ſollte. Er machte alſo dem Könige alle andere Prinzen und Feldherren verdächtig, und bewog denſelben, das Kommando einem Manne aufzutragen, von welchem er verſichert war, daß er keine große Fortſchritte machen würde. A. D. 1570.

Die Prinzen hatten ſich Arnay-le-Dúc, einer kleinen Stadt in Burgund, in der Abſicht genähert, um ſie einzunehmen und zu plündern, weil ſie die Noth dazu zwang. Der Marſchall von Coſſé kam mit dem königlichen Heere herbey, welches aus ſechs tauſend Schweizern, ſechstauſend Mann franzöſiſcher

A. D. 1570. Infanterie, und viertauſend Mann Kavallerie beſtand, und zwölf Kanonen führte. Da die Katholiſchen den Prinzen ſowohl an Anzahl als Tapferkeit weit überlegen waren, ſo zweifelte kein Sachverſtändiger, daß die Erſteren über die letzteren den Sieg davon getragen haben würden, wenn der Marſchall ſie angegriffen hätte. Er gieng aber ſeinen Abſichten gemäß ſo langſam und ſo vorſichtig zu Werke, daß die Hugonotten Zeit genug gewannen, eine ſo vortheilhafte Stellung zu nehmen, daß ſie durch dieſelbe ihre Schwäche erſetzten. Vor der Fronte hatten ſie einen kleinen Fluß, und ihren Rücken deckte ein großer Wald. Ihre Infanterie war hinter Zäunen und in den Weinbergen, und die in mehrere Eskadrons abgetheilte Kavallerie an ſolchen Orten poſtirt, wo ſie ſich leichter vertheidigen, und nicht über'n Haufen geworfen werden konnte. In dieſer Stellung hielten die Prinzen den tapfern Angriff der Katholiſchen den ganzen Tag ohne großen Verluſt ab. Das königliche Heer, welches nun die Tapferkeit und Standhaftigkeit der Hugonotten erfahren hatte, wagte es hernach nicht mehr, dieſelben anzugreifen. Der Marſchall, welcher entweder aus Langſamkeit, oder ſeinen geheimen Abſichten gemäß, die Feinde eine vortheilhafte Lage hatte gewinnen laſſen, verlängerte den Ausgang des Krieges; er hielt vielleicht dafür, daß ſie mit der Zeit einen andern Entſchluß ergreifen müßten, ohne daß er ſich einer Gefahr

fahr ausſetzte; vielleicht wünſchte er, durch die Verlängerung des Krieges den König zum Friedensſchluſſe mit den Hugonotten zu zwingen. Die Prinzen wären nicht ſaumſelig, ſich dieſer erhaltenen Vortheile zu bedienen: der Prinz von Navarra, welcher ſtatt des von ſeiner gefährlichen Krankheit hergeſtellten, aber noch nicht gänzlich geneſenen Admirals, das Heer befehligte, wußte mit ſolcher Geſchwindigkeit und Vorſicht dieſe Gelegenheit zu benutzen, daß er öfters kleine Gefechte und Scharmützel wagte, und ſich immer auf vortheilhafte Poſten zurückzog; bald bot er den Feinden, um ſeinen Ruf zu vermehren, mit der feinſten Verſtellungskunſt ein Treffen an, welches er aber nachher zu vermeiden wußte. Auf dieſe Art erſetzte er den Mangel der Stärke durch Klugheit. A. D. 1570.

Die Königinn-Mutter, welche, als eine Frau von großer Klugheit und feinem Durchblicke, die Anſchläge des Marſchalls von Coſſé auf der einen, und des Marſchalls von Damville auf der andern Seite witterte, benachrichtigte davon ihre Söhne, und überredete ſie, den Friedensvorſchlägen Gehör zu geben. Sie ſah nur zu gut ein, daß die Fortdauer dieſes Krieges das gefährliche Werk der Großen, ihrer Untreue, und ihres Intereſſe ſey. Die aus Deutſchland eingelaufenen Nachrichten beſtärkten ſie in ihrem Entſchluſſe: der Prinz Caſimir fieng ſchon an, für die Hugonotten Truppen anzuwerben.

A. D. 1570. Ein Gleiches rieth der Geldmangel: die Finanzen waren ſchon ſo erſchöpft, daß man den Schweizern und den Italiänern den rückſtändigen Sold nicht zahlen konnte. Das Elend des Volkes, die ausbleibenden königlichen Einkünfte, die beſtändigen Beſorgniſſe, und das viele Blutvergießen hatte einem Jeden den Krieg verhaßt, und den Namen „Friede“ angenehm und wünſchenswerth gemacht. Der König hielt alſo mit ſeiner Mutter, dem Herzoge von Anjou, und dem Kardinale von Lothringen eine Berathſchlagung, in welcher beſchloſſen ward, die alten ſo oft unterbrochenen Maasregeln wieder zur Hand zu nehmen, mit den Hugonotten Frieden zu machen, die fremden Völker aus dem Reiche zu ſchaffen, und hernach bey ſchicklicher Gelegenheit die Häupter dieſer Parthey durch Kunſtgriffe zu unterdrücken. Sie zweifelten nicht, daß ſich das Volk nach deren Entfernung gänzlich unterwerfen würde. Auf dieſe Art hoften ſie, jenen Plan auszuführen, den ſie wegen der Untreue der Großen durch Gewalt nicht bewerkſtelligen konnten; ein Plan, welcher ſo oft auf's Tapet gebracht, und angenommen worden, aber immer durch die Untreue oder Ungeſchicklichkeit jener Menſchen, welche man als Werkzeuge brauchte, in der Ausführung verunglückte.

Die Prinzen waren dem Frieden nicht abgeneigt, wenn man ihnen die Gewiſſensfreyheit und Sicherheit zugeſtünde. Sie ſahen ſich von allen Seiten

auf's

auf's Aeußerſte gebracht: der Graf von Mansfeldt und die Reuter waren ſo lange ruhig und gehorſam geblieben, als ſie ſich in entfernten Provinzen befanden; jeꜩt aber, da ſie den Gränzen von Deutſchland nahe waren, ſtanden ſie im Begriffe, die Prinzen zu verlaſſen. Der Admiral, welcher von ſeinen Entſchlüſſen nicht abwich, widerrieth ganz allein aus äußerſten Kräften den Frieden; die Noth zwang ihn aber, in eine Entſchließung einzuwilligen, welche ſeinem Charakter und ſeinen Geſinnungen gänzlich widerſtrebte. Da beide Partheyen zu einem Vergleiche bereitwillig, und die Herren von Beauvais und Teligny in Begleitung des la Chaſſetiere, Sekretair des Prinzen von Navarra, nach Hoſe zurückgekehrt waren, ſo wurde der Frieden den eilſten Auguſt geſchloſſen, vermöge welchem der König nebſt der Gewiſſensfreyheit und der öffentlichen Ausübung der reformirten Religion und der Verzeihung alles Vergangenen in den gewöhnlichen Clauſeln der vorigen mit den Hugonotten errichteten Friedensverträge den Prinzen und dem Admirale la Rochelle, Cognac, la Charité, und Montauban als Sicherheitsplätze einräumte; ſie verſprachen, dieſelben in einer Friſt von zwey Jahren zurückzuſtellen, wenn die Friedensartikel nicht verleꜩt würden. Als der Frieden verkündigt war, und die Parlamente denſelben regiſtrirt hatten, ſo begaben ſich die Prinzen und der Admiral nach der Verabſchiedung des A. D. 1570.

A. D. 1570. Grafen von Mansfeldt und der Reuter, welche in ein kleines Häuflein zuſammengeſchmolzen waren, gerade nach La Rochelle, ohne an dem Hofe und vor dem Könige zu erſcheinen, um ſich mit der Königinn von Navarra nicht nur allein über das gemeinſame Wohl zu berathſchlagen, ſondern auch zu ihrer größern Sicherheit in dieſer Stadt ihren Wohnſitz aufzuſchlagen.

Drittes Kapitel.

Geheimer Operationsplan des Hofes, um die Hugonotten zu Grunde zu richten. Der König ſucht den Hugonotten Zutrauen einzuflößen, und ſie in Allem zu befriedigen. Die Prinzen und der Admiral ſchicken von La Rochelle Deputirte an den Hof, um ihre Beſchwerden und Foderungen vorzutragen, im Grunde aber, um die Geſinnungen des Hofes zu erforſchen. Unterhandlungen. Die Vermählung des Prinzen von Navarra mit Margaretha, der Schweſter des Königs, und der niederländiſche Krieg wird beſchloſſen. Die Häupter der Hugonotten erſcheinen am Hofe, und genießen die höchſte Gunſt. Allgewalt des Admirals.

Der Frieden war nun hergeſtellt: aber der Anfang deſſelben gieng ſchon von Mistrauen und Argwohn ſchwanger, wie der Entſchluß der Prinzen und des Admirals deutlich zeigte, von dem Hofe ſich entfernt zu halten. Der König und die Königinn-Mutter

Mutter fiengen nun an, jene Netze aufzuſtellen, in A. D. 1570.
welchen ſie die Häupter der Hugonotten zu fangen
ſuchten. Sie wollten mit Liſt und Verſtellung das
ausführen, was ſchon ſo oft durch den Weg der Waffen
nur noch gefährlicher geworden war. Es waren
dieſe Künſte die Nämlichen, die man ebenfalls ſchon
ſo oft, aber mit geringem Erfolge, angewendet hatte,
weil ſie entweder von untreuen Miniſtern entdeckt
worden, oder weil die Königinn-Mutter ſelbſt
mit Unentſchlüßigkeit und zu vieler Vorſicht zu Werke
gegangen war, oder weil die Häupter der Hugonotten
immer ein Mistrauen in ihre Geſinnungen
und ihren Charakter ſetzten. Jetzt aber hofte man
einen glücklicheren Erfolg, weil ſie ihre geheime Abſichten
nur ſolchen Miniſtern anvertraueten, welche
dabey ſelbſt auf's höchſte intereſſirt waren. Der
König ſelbſt legte mit Hand ans Werk: er war nun
zwey und zwanzig Jahre alt, von entſchloſſenem Charakter,
unverſöhnlichem Geiſte, und vor Allem der
größte Meiſter in der Verſtellungskunſt; er wollte
nun ſelbſt, aber doch mit dem Beirathe ſeiner Mutter,
das Steuerruder der Regierung führen. Die
Folge war, daß dieſelbe nun mit mehr Kraft, und
größerem Geheimniſſe vorwärts gieng. Die Hauptſchwierigkeit
beſtand darinne, den Häuptern der Hugonotten
das Mistrauen zu benehmen, und ſie ſo
furchtloß zu machen, daß ſie ſich entſchlößen, ohne
bewaffnetes Gefolge an den Hof zu kommen. Der

König

A. D. 1570. König und die Königinn-Mutter, welche dies als die nothwendige Bedingniß zur Ausführung ihres Planes hielten, theilten darüber ihre Gedanken bloß dem Herzoge von Anjou, dem Kardinale von Lothringen, dem Herzoge von Guiſe, und Alberten von Gondi, Grafen von Retz, mit. Letzterer war ein Florentiner, auf deſſen Treue ſie das größeſte Vertrauen ſetzten, und welchen ſie aus einem mittelmäßigen Zuſtande zu einem glänzenden Glücke erhoben hatten. Sie ſchickten an alle Statthalter und Obrigkeiten der Provinzen die gemeſſenſten Befehle, auf die Handhabung und Beobachtung der den Hugonotten günſtigen Friedensartikel zu wachen, und ſendeten den Marſchall von Coſſé, deſſen Anhänglichkeit an dieſe Parthey ſchon kein Geheimniß mehr war, ſogar nach la Rochelle ab, welchem ſie nicht nur allein Vollmacht, die dunkelſten oder zweydeutigſten Artikel des Friedens zu interpretiren, und zur Ausübung zu bringen, ſondern auch den Auftrag ertheilten, die Prinzen und den Admiral zu verſichern, daß der König aufrichtig geſonnen ſey, ſeine Verſprechungen pünktlich zu erfüllen. Die Handlungen des Königs entſprachen auch vollkommen ſeinen Aeuſſerungen. Da er beſchloſſen hatte, die Hugonotten in Allem zu befriedigen, ſo ließ er die Katholiſchen ſehr ſcharf beſtrafen, welche ſich gewaltthätig gegen die reformirten Prediger, vorzüglich in der Provençe, in Dauphiné, und der Normandie betrugen.

Jn zweifelhaften Fällen war er immer geneigter, die A. D. 1570.
Edikte zum Vortheile der Hugonotten auszulegen,
und zu entſcheiden; im Gegentheile, er legte mehr-
mals gegen die Katholiken entweder zu große Stren-
ge, oder zu wenig Wohlwollen an den Tag.

Dieſes Spielwerk der Verſtellung hatte eine ſo
glückliche Wirkung, daß nicht allein das Volk, ſon-
dern auch der Admiral ſelbſt ſich betrügen ließ, wel-
cher am wenigſten leichtgläubig, und äußerſt mis-
trauiſch war. Er faßte ſogar einige Hofnung, daß
der König des Elendes und der Gefahren der Bür-
gerkriege müde ſey, und aufrichtig die Erhaltung
und Befeſtigung des Friedens wünſche, da er nun
ſelbſt zu regieren anfange, und den Rathſchlägen
und der Herrſchaft der Königinn-Mutter nicht mehr
zu unterliegen ſcheine. Die Prinzen und der Admi-
ral waren von der Aufrichtigkeit der Geſinnungen des
Königs nicht gänzlich überzeugt; ſie ſchickten alſo,
um ſich beſſer davon zu verſichern, nach mehrmali-
gen Berathſchlagungen mit dem Marſchalle von Coſ-
ſé, den Herrn von Teligny, Briquemaut, und Ar-
nolden von Cavagnes, Parlamentsglied von Tou-
louſe, und Einer der vornehmſten Vertrauten des
Admirals, nach Hofe, um dem Könige ihre vielen
Beſchwerden vorzutragen, und hauptſächlich denſel-
ben zu bitten, daß der Kardinal von Lothringen, und
die Herren von Guiſe von der Staatsverwaltung ent-
fernt würden. Sie ſtellten vor, daß ſie, ſo lange

dieſel-

A. D. 1570. dieſelbe in ihren Händen bliebe, weder Vertrauen faſſen, noch der Frieden lange dauern, und man ihnen nicht zumuthen könnte, an dem Hofe zu erſcheinen, und ſich ihren heftigſten Feinden gleichſam in die Hände zu liefern, welche die höchſte Gewalt beſäßen. Zu dieſer Bitte fügten ſie noch Andere hinzu: der Großkanzler von L'Hopital ſollte zurückberufen, in ſeine vorige Stelle wieder eingeſetzt, der Marquis von Villars, welcher dem Friedensſchluſſe gemäß die Admiralsſtelle nicht mehr begleitete, dem Prinzen von Navarra nicht als Lieutenant in ſeiner Statthalterſchaft von Guienne beygegeben werden, und es demſelben frey ſtehen, ſich Einen nach ſeinem Belieben zu wählen, da ihm dieſer keine angenehme Perſon, und dem Admirale von Chatillon äußerſt verdächtig war. Ferner drangen ſie darauf, daß dem Prinzen von Condé das Schloß von Valery, in deſſen Beſitz ſich die Herren von Achon geſetzt hatten, weil ſie darauf Anſprüche machten, zurückgeſtellt werde; daß der Baſtard von Navarra das einem Sohne des Herrn von Lanſac ſchon beſtimmte Bißthum von Comminges, und die Königinn von Navarra die Grafſchaft von Armagnac mit vollkommener Souverainität erhielte. Die Prinzen und der Admiral machten dieſe Vorſtellungen oder Foderungen, vorzüglich, was die Erniedrigung der Herren von Lothringen betraf, nicht in der Hofnung, dieſelbe zu erhalten, ſondern dadurch, da im Friedensſchluſſe über

über dieſe Gegenſtände nichts verfügt war, die wah- A. D. 1570.
ren Geſinnungen des Königs und der Königinn-Mutter zu erforſchen, und ſich von der Wahrheit oder Falſchheit derſelben zu verſichern.

Die Deputirten kamen zu einer Zeit am Hofe an, als derſelbe mit der Vermählungsfeyer des Königs ganz beſchäftigt war, welcher die zweyte Tochter des Kaiſers Maximilian, Eliſabeth von Oeſterreich, zur Gemahlinn genommen hatte. Mitten unter den Feſten und Luſtbarkeiten brachten die Deputirten nicht ſowohl die Foderungen als die Beſchwerden der hugonottiſchen Häupter vor, welche von den Geſandten der proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, die dem Könige zu ſeiner Vermählung Glück wünſchten, kräftig unterſtützt wurden; ſie baten denſelben inſtändig, den Frieden zu handhaben, welcher, wie ihre Herren Principalen aus der Erfahrung wüßten, nur durch die uneingeſchränkte Gewiſſensfreyheit, und eine aufrichtige Vereinigung des Fürſten mit ſeinen Unterthanen erhalten werden könnte. Der König und die Königinn-Mutter ſahen ganz deutlich ein, daß dieſe Beſchwerden und Vorſchläge nur dahin zielten, ihre wahren Geſinnungen und Abſichten zu erforſchen. Da ſie die Hugonotten durch die nämlichen Künſte beſtricken wollten, durch welche dieſelben ſie auf die Probe ſetzten, ſo willigten ſie, nach einigen Verweigerungen, um nicht durch zu große Nachgiebigkeit den Verdacht

zu

A. D. 1570. zu vermehren, in Viele ihrer Foderungen, und wiegten ſie noch durch andere gute Hofnungen ein. Man geſtand der Königinn von Navarra das uneingeſchränkte Recht zu, in der Grafſchaft von Armagnac Geſetze und Verordnungen nach ihrem Gutdünken zu machen; der Marquis von Villars erhielt Befehl, ſeine Abreiſe nach Guienne auf einige Zeit zu verſchieben; man behielt es ſich vor, beſondere Unterhandlungen über dieſen Gegenſtand mit dem Prinzen von Navarra zu pflegen. Sie ertheilten dem Baſtard von Navarra mehrere Beneficien, und geiſtliche Einkünfte, und verſprachen dem Prinzen von Condé die Zurückgabe von Valery; was die Wiedereinſetzung des von l'Hopital betraf, ſo entſchuldigten ſie ſich mit ſeinem Alter und ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, welche einer ſo ſchweren Bürde von Geſchäften nicht mehr gewachſen zu ſeyn ſcheine. Die Entfernung der Herren von Lothringen war die kitzlichſte und ſchwierigſte Foderung der Hugonotten: man gab ihnen zu verſtehen, daß man ſie gerne befriedigen wolle, aber nur dann, wann ſich eine ſchickliche Gelegenheit darböte; es ſey weder billig noch gerecht, und vielleicht auch ſelbſt gefährlich, ſie auf einmal ohne gegründete Urſache ihrer Aemter und Würden zu berauben, welche ſie ſchon ſo lange bekleideten. Nichtsdeſtoweniger erklärte ihnen der König in ſehr nachdrücklichen Worten, daß die ganze Regierung auf Ihm beruhe: obſchon die Herren von

Loth-

lothringen einigen Antheil daran hätten, ſo ſey Er A. D.
doch nicht der Mann, nach dem Willen und der 1570.
Weiſe eines Andern zu herrſchen, oder ſich beherrſchen zu laſſen; die Prinzen von Bourbon, der Admiral, und ihre Anhänger ſollten alſo nichts von dem Anſehen oder der Gewalt ihrer Feinde befürchten, welche ſich jetzt am Hofe als Unterthanen, und nicht als gebietende Herren befänden; ihre Gewalt ſey durch ihre Pflichten und die Vernunft beſchränkt; ſie wagten es auch nicht, ſich mit andern Dingen zu befaſſen, als mit Jenen, wozu man ſie berufe.

So endigten ſich dieſe mit der tiefſten Verſtel- A. D.
lungskunſt gepflogenen Unterhandlungen. In dem 1571.
Anfange des Jahres Tauſend fünfhundert und ein und ſiebenzig kehrten die Deputirten nach La Rochelle mit den erhaltenen Bedingniſſen und vielen Erklärungen des Friedensediktes, in Bezug auf die Ausübung der reformirten Religion, zurück, welche alle ihrer Parthey ſehr günſtig und vortheilhaft waren. Die Prinzen und zum Theil die Königinn von Navarra fanden ſich beruhigt und befriedigt: aber der Admiral ganz allein konnte ſein Mistrauen noch nicht verbannen, und verlangte noch ſtärkere Verſicherungen. Der König und die Königinn-Mutter, welche nichts mehr als die endliche Ausführung ihrer Plane wünſchten, beſchloſſen, ſtärkere Triebfedern in Bewegung zu ſetzen, und wirkſamere Mittel zu gebrauchen, um die Häupter der Hugonotten zu be-

A.D. 1571. wegen, an den Hof zu kommen. Sie ſchickten alſo den Herrn von Biron, welcher ſich durch ſeine Tapferkeit von der Stelle eines Feldmarſchalls bis zu Jener eines Generals der Artillerie hinaufgeſchwungen hatte, nach la Rochelle, um der Königinn von Navarra die Vermählung ihres Prinzen mit Margarethen, der Schweſter des Königs, vorzuſchlagen, dadurch das alte Band der Verwandtſchaft enger zu ſchlingen, und den Frieden deſto beſſer zu befeſtigen: nach einer ſolchen Verbindung könnte Niemand mehr weder an ihrer wechſelſeitigen Liebe und Eintracht, noch an den Vorzügen zweifeln, welche demſelben als dem erſten Prinzen von Geblüte gebührten; auch würde keiner ſo kühn ſeyn, es zu wagen, zwiſchen zwey Schwägern Feindſchaft und Zwietracht zu ſtiften. Ueberdies hatte Biron an den Admiral und den Grafen von Naſſau, welcher ſich gleichfalls der Sicherheit wegen zu la Rochelle aufhielt, den Auftrag, ſie zu verſichern, daß der König nichts mehr wünſche, als das Feuer der Bürgerkriege für immer auszulöſchen; Er ſey aber überzeugt, daß Er dies wegen dem kriegeriſchen Charakter ſeines Volkes nicht ſo leicht bewerkſtelligen könnte, wenn Er nicht den Muth und die Tapferkeit ſeiner Krieger mit einem ausländiſchen Kriege beſchäftigte. Er habe alſo beſchloſſen, den König von Spanien wegen den vielen von demſelben erlittenen Unbilden und Beleidigungen in den Niederlanden

zu

zu bekriegen, welche im Aufruhre begriffen, und A. D. 1571.
bereit ſeyen, ſich der Herrſchaft eines jeden andern Fürſten zu unterwerfen; Er wüßte für dieſe Unternehmung keine getreuere Rathgeber und kräftigere Mitwirker als den Admiral und den Grafen von Naſſau, welcher der vornehmſte Verbannte aus dieſen Ländern ſey; Er wünſchte, daß Beide ſich bey Hofe einfinden möchten, um gemeinſchaftlich die Sache zu überlegen, und jenen Entſchluß zu faſſen, welcher den beſten Erfolg verſpräche.

Der König und die Königinn-Mutter hielten, und zwar mit Grunde, dafür, daß die Hofnung dieſes Krieges den ſtärkſten Eindruck auf den Admiral machen würde: ſie ließen alſo in den Unterhandlungen vorzugsweiſe auf denſelben dringen. Die Vorſchläge Biron's brachten die gewünſchte Wirkung hervor. Obſchon er in dem Kriege durch ſeine Tapferkeit und Geſchicklichkeit den Hugonotten ſehr geſchadet hatte, ſo zeigte er ſich doch für dieſelben durch ſeine Rathſchläge und in den Unterhandlungen ſehr günſtig: vielleicht war die geheime Eiferſucht daran ſchuld, welche Viele zu dieſer Zeit gegen die Macht und das Anſehen des Herzogs von Guiſe und des Kardinals von Lothringen hegten. Letztere ſtellten ſich, im heimlichen Verſtändniſſe mit dem Könige, über den Friedensſchluß und die Vortheile und Ehrenbezeugungen, womit man die Hugonotten überhäufte, misvergnügt; ſie waren es noch mehr dar-

 über,

A. D. 1571. über, daß die Schweſter des Königs dem Prinzen von Navarra, ihrem Feinde, zur Gemahlinn beſtimmt worden, welche doch der Herzog von Guiſe zu erhalten hofte, und derſelben ſchon mehrere Jahre mit der größeſten Aufmerkſamkeit den Hof gemacht hatte. Es iſt der Wahrheit gemäß, daß er ſie ſeit mehrern Jahren heftig liebte, und eine eben ſo ſtarke Gegenliebe erhalten hatte; man war alſo allgemein der Meinung, daß zwiſchen Beiden nicht nur allein ein geheimer und vertrauter Umgang beſtünde, ſondern ſie ſich auch insgeheim die Ehe verſprochen hätten. Es mag nun ſeyn, daß die Liebe des Herzogs zum Theil erkaltete, wie es bey feurigen und unbeſtändigen Menſchen leicht zu geſchehen pflegt; oder daß derſelbe nach dem Rathe ſeines Oheims den Gegenſtand ſeiner Wünſche ſeinem Ehrgeize und ſeiner Rache aufopferte, die er gegen den Admiral im Schilde führte, ſo iſt es doch gewiß, daß er ſich in den Willen des Königs fügte, und insgeheim in die Vermählung der Schweſter des Königs mit dem Prinzen von Navarra einwilligte. In ſeinem Aeußeren zeigte er ſich äußerſt beleidigt und gekränkt, wodurch er die Zufriedenheit und das Vertrauen der Häupter der Hugonotten vermehrte.

Mit gleicher Verſtellung betrug ſich der König, der ein Meiſter in derſelben war, und zeigte ſich ſogar über die Herrſchaft ſeiner Mutter misvergnügt, weil Er wußte, daß die Häupter der Hugonotten wenig

wenig Vertrauen in dieſelbe, und faſt gar keines in den Herzog von Anjou ſetzten. Er äußerte ſein Verlangen, daß Er mit Gelegenheit ſeinen Bruder gern entfernen, und deſſelben ſich entledigen wollte. Er erſuchte den Admiral, mittelſt ſeines Bruders, des Grafen von Beauvais, vormals Kardinal von Chatillon, welcher ſich in England aufhielt, eine Vermählung zwiſchen dem Herzog von Anjou und der Königinn Eliſabeth auf gewiſſe, die Ausübung der katholiſchen Religion betreffende, Bedingniſſe zu unterhandeln. Dies geſchah nicht ſowohl in der Hofnung, dieſelbe zu Stande zu bringen, (denn Jedermann war die Abneigung der Königinn bekannt, ſich dem Joche der Ehe und der Herrſchaft eines ausländiſchen Gemahls zu unterwerfen,) als den Hugonotten ein noch größeres Vertrauen einzuflößen, und das Verlangen recht deutlich an den Tag zu legen, daß man den Herzog von Anjou von der Regierung entfernen wolle. Vielleicht fürchtete man auch, die Königinn Eliſabeth möchte ſich demungeachtet entſchließen, den Prinzen von Navarra, welcher ſich zu der nämlichen Religion bekenne, zum Gemahle zu nehmen, dem ſie dann Bedingniſſe nach ihrem Wohlgefallen vorſchreiben könnte, und die Parthey der Hugonotten alsdann ihres Intereſſe's wegen viel kräftiger unterſtützen würde. Man brachte alſo den Herzog von Anjou zum Vorſchlage, damit ſie in jedem Falle, wenn ſie ſich entſchlöſſe, einen Gemahl

A.D. 1571.

A.D. 1571 zu nehmen, Gelegenheit hätte, demſelben den Vorzug zu geben, nicht allein, weil er ein Prinz von höherer Geburt, ſondern auch von größerem Rufe und Alter war, und überdies, was man der Neigung der Königinn am entſprechendſten hielt, mit dieſen Vorzügen die ſchönſte Geſtalt verband.

Die Prinzeſſinn Margaretha war nichts weniger als um das Intereſſe des Staats bekümmert, und folgte nur den Eingebungen ihrer Leidenſchaft; ſie erklärte ſogar öffentlich, daß ſie keinen Andern als den Herzog von Guiſe zum Gemahle nehmen werde. Dies war die Urſache, daß der König den Herzog von Guiſe, als er in reicher, und mit Edelgeſteinen ausgeſchmückter Kleidung, welche ſeine körperliche Reize ungemein erhöhete, in den königlichen Saal, wo ein Ball gehalten wurde, eintreten wollte, fragte, ohne ihn wie gewöhnlich zu empfangen: wohin er wolle? Der Herzog erwiederte: ich komme, Euer Majeſtät aufzuwarten. Ich bedarf euerer Aufwartung nicht, ſagte der König. Es mag nun dies ein abgeredetes Spiel geweſen ſeyn, oder nicht, ſo machte doch die Antwort des Königs einen ſo tiefen Eindruck auf den Herzog, daß er ſich den folgenden Tag entſchloß, die Katharina von Cleves, eine Schweſter des Herzogs von Nevers, und Witwe des Prinzen von Porçien, zur Gemahlinn zu nehmen. Sie war von hoher Geburt und ſehr reich, ſtand aber an Schönheit der Schweſter des Königs weit nach.

Der

der Ehrgeiz, das Verlangen, ſeinen Vater zu rä- A. D.
chen, die Ueberredungen ſeines Oheims, und vor- 1571.
züglich die Furcht, den Zorn des Königs zu reizen, vermochten ſoviel über den Herzog, daß er ſeine Leidenſchaft andern Rückſichten aufopferte.

Das ganze politiſche Triebwerk der Regierung wurde mit einer ſo glücklichen Verſtellungskunſt fortgeführt, daß der größeſte Theil der reformirten Herren dadurch betrogen wurde. Selbſt der Pabſt ſchöpfte nicht geringen Argwohn: denn der König und die Königinn-Mutter hatten Niemanden ihren Plan mitgetheilt, weil ſie die Kundwerdung deſſelben befürchteten. Der Pabſt gerieth über dieſe Vorſchritte in große Beſorgniſſe, und verweigerte nicht nur allein die zur Vermählung des Prinzen von Navarra und der Schweſter des Königs nöthige Diſpenſation, ſondern hatte auch ſeinem Neffen, dem Kardinale Aleſſandrino, welcher ſein Legat in Spanien war, den Auftrag gegeben, ſich mit der möglichſten Geſchwindigkeit nach dem franzöſiſchen Hofe zu verfügen, um dieſe Vermählung rückgängig zu machen, und den König zur Erneuerung des Krieges gegen die Hugonotten zu ermahnen. Auch Philipp II. war nicht wenig wegen den Abſichten der Franzoſen beſorgt: er ſah, daß in dem Hafen von La Rochelle viele Schiffe ausgerüſtet wurden, welche entweder mit der Einwilligung des Königs, oder doch nicht mit ſeiner Misbilligung, Streifereyen nach Indien

A. D. 1571. und den Küſten von Spanien machten. Eben ſo hörte er, daß an den Gränzen der Pikardie Truppen unter dem Kommando hugonottiſcher Feldherren ſich zuſammenzögen, welche laut ſagten, daß ſie nach den Niederlanden dem Prinzen von Oranien und den andern Herren und Völkern, welche ſich gegen die ſpaniſche Herrſchaft empört hatten, zu Hülſe marſchierten. Nachdem Er ſich bey dem franzöſiſchen Hofe darüber beklagt, und nur zweydeutige und allgemeine Antworten erhalten hatte, ſo drang Er in den Legaten Aleſſandrino, ſich eiligſt nach dem franzöſiſchen Hofe zu begeben, um ſich einigermaßen von den Geſinnungen des Königs zu verſichern. Der Herzog von Savoyen wurde, nebſt dem Argwohne, in welchem die andern Fürſten ſchwebten, von noch größeren Beſorgniſſen gequält. Der durch den Tod ſeiner erſten Gemahlinn, Charlotte von Laval, Witwer gewordene Admiral vermählte ſich in dieſer Zeit mit der Gräſinn von Entremont, welche große Güter in deſſen Staaten beſaß. Der Befehle und des Verbots des Herzogs von Savoyen ungeachtet hatte ſich die Gräſinn nach La Rochelle begeben, um ihre Vermählung zu feyern und zu vollbringen; ſie brannte, wie ſie ſagte, von Begierde, die neue Marcia dieſes neuen Kato zu ſeyn. Der Herzog befürchtete, der Admiral möchte durch ſeine ſo große und mächtige Politik und durch die Nachbarſchaft von Genf ein ähnliches Feuer in ſeinen Staaten anzünden,

den, wie in Frankreich. Aber alle dieſe Betrachtungen hielten den König und die Königinn-Mutter in der Ausführung ihres Planes nicht zurücke; ſie waren überzeugt, daß der Ausgang jeden dieſer Fürſten befriedigen, und ſie rechtfertigen werde. Sie beharrten alſo auf ihrem Entſchluſſe, begaben ſich nach Blois, um La Rochelle näher zu ſeyn, und mit den dort ſich aufhaltenden Prinzen gemächlicher die Unterhandlungen pflegen zu können. A. D. 1571.

Die Prinzen waren in ihren Meinungen getheilt. Der Graf Ludewig von Naſſau hatte große Hofnungen geſchöpft, wie es allen Verbannten natürlich iſt. Unter Allen hatte er den Zorn des Königs am wenigſten gereizt, und nicht gleiches Intereſſe, mit demſelben ſo lange zu hadern; er war alſo nicht abgeneigt, nach Hofe zu gehen, und auf den Beſchluß des Krieges gegen Spanien zu dringen, welchen der König ſo ſehr zu verlangen ſchien. Aber die Königinn von Navarra und der Admiral, welche die Zukunft durch die Vergangenheit maßen, waren noch immer unentſchloſſen, in die Vermählung des Prinzen einzuwilligen, und am Hofe zu erſcheinen. Der Graf Ludewig von Naſſau wurde durch die dringenden Einladungen des Königs bewogen, ganz allein, aber unbekannter Weiſe, nach Hofe zu gehen, durch ſeine perſönlichen Unterhandlungen die Ankunft der Andern zu bewerkſtelligen, die Plane, welche er raſtloß in ſeinem Buſen brütete, zur Reiſe, und

A. D. 1571. den von den Hugonotten ſo ſehr gewünſchten Krieg von Flandern zu Stande zu bringen. Er reiſete in Geſellſchaft von zwey Vertrauten von La Rochelle ab, und verbreitete das Gerücht, als wenn er ſich mit ſeinem Bruder, dem Prinzen von Oranien, beſprechen wolle. Als er einige Meilen entfernt war, ſo nahm er Poſtpferde, und kam ganz geheim in der Nacht bey Hofe an, wo er ſehr liebreich empfangen wurde. Er hielt ganz allein mit dem Könige über die Vorſchläge der Prinzen eine Unterredung, welcher, um ſie noch ſicherer zu machen, ſich ſtellte, als wenn er von jetzt an das Reich auf eine ganz andere Art regieren wolle, als Jene, welche von ſeiner Mutter ſeit ſeiner Minderjährigkeit ſey befolgt worden. Dieſe Unterredung hatte die Wirkung, daß die Vermählung des Prinzen von Navarra mit der Prinzeſſinn Margaretha beſchloſſen wurde, welche eine Mitgift von 400000 Dukaten erhalten ſollte, wovon der König 300000, und das Uebrige die Königinn-Mutter, der Herzog von Anjou und von Alençon zu zahlen verſprachen. Man kam auch überein, daß der Krieg gegen die Spanier von Seiten der Niederlande ſobald als möglich eröfnet werde; der Graf Ludewig von Naſſau ſollte einſtweilen vorausgehen, und mit den Verbannten die nöthige Verabredung treffen, der Admiral das Oberkommando des Heeres erhalten, aber auch ohne Aufſchub bey Hofe erſcheinen, um mit demſelben über

die Ausführung der Unternehmung zu rathſchlagen. A. D. 1571.
Man bewilligte ihm eine Leibwache von funfzig bewafneten Edelleuten, welchen es erlaubt ſeyn ſollte, jede Art von Waffen, ſelbſt in Paris und jedem andern Aufenthaltsorte des Hofes zu tragen. Der König verſprach, aus Gefälligkeit für den Grafen Ludewig von Naſſau die Beſatzung und ſeinen Gouverneur aus dem Schloſſe der Stadt Oranges zurückzuziehen, und den Prinzen von Oranien die uneingeſchränkte Souverainität in ſeinem Fürſtenthume ausüben zu laſſen, ohne daß Er ferner auf dieſelbe Anſpruch machen würde.

Als man über dieſe ſo wie andere minder beträchtliche Artikel übereingekommen war, ſo kehrte der Graf Ludewig von Naſſau nach La Rochelle zurück, um die Königinn von Navarra und den Admiral zu überreden, nach Hofe zu kommen. Der König verließ Blois, und verfügte ſich in die Gegend von Paris, wo Er, unter dem Vorwande, ſich mit der Jagd und andern jugendlichen Spielen zu beluſtigen, ſeinen Plan zur Reife brütete. Der Kardinal von Lothringen, der Herzog von Guiſe, und deſſen Bruder zeigten, um die Ausführung deſſelben zu erleichtern, ein großes Misvergnügen über die Ehren- und Gnadenbezeugungen, mit welchen der König auf eine verſchwenderiſche Art die Hugonotten überhäufte, und entfernten ſich vom Hofe. Der König ſtellte ſich ſehr unzufrieden über dieſelben, und ließ

ſogar

A. D. 1571 ſogar merken, als wenn er ſie und ihre dem Staate geleiſtete Dienſte wenig achtete. Den Marſchällen von Montmorency und von Coſſe', welche beide ſowohl durch Freundſchaft als die Bande des Blutes mit den Prinzen und dem Admirale verbunden, und alſo wegen ihrem Intereſſe verdächtig waren, machte der König gleichſam zu ſeinen Günſtlingen, und gab ihnen ſogar einen Antheil an der Staatsverwaltung. Der Herzog von Montpenſier, welcher ſich ganz kurz mit einer Schweſter des Herzogs von Guiſe vermählt hatte, und gleiches Misvergnügen mit ſeinen Verwandten an den Tag legte, verließ ebenfalls den Hof: der Prinz Dauphin, ſein Sohn, folgte ſeinem Entſchluſſe.

Der Plan des Königs, welchen man mit ſo vieler Sorgfalt geheim hielt, wäre faſt zur nämlichen Zeit unvermuthet ans Licht gekommen. Lignerolles, der Liebling des Herzogs von Anjou, ein Jüngling von erhabenem und ſcharfſichtigem Geiſte, pflegte öfters geheime Unterredungen mit dem Herzoge über die gegenwärtige Lage der Dinge, und brachte ihn dahin, daß er ihm den geheimen Plan des Königs eröfnete, weil er ſich eines Theils gänzlich auf ſeine Treue verließ, und andern Theils, weil er über einen ſo wichtigen Gegenſtand ſeine Meinung und ſeinen Rath hören wollte, wie er in allen übrigen Vorfällen zu thun gewohnt war. Lignerolles erwarb ſich durch die Gunſt des Herzogs ein ſolches Anſehen, daß

daß die Königinn-Mutter, der Herzog von Guiſe, A. D.
und der König ſelbſt ihn wegen ſeinem Geiſte und 1571.
ſeiner Tapferkeit ſehr ſchäzten und hochachteten. Er befand ſich eines Tages in dem Gemache des Königs, als derſelbe einigen Hugonotten Audienz gab. Nachdem er dieſelben liebreich entlaſſen hatte, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, ſeinem Unwillen über die überſpannten Foderungen derſelben Luft zu machen. Lignerolles näherte ſich, entweder aus jugendlichem Leichtſinne, oder aus Ehrgeize, um zu zeigen, daß er ein Mitbewußter der Kabinetsgeheimniſſe ſey, dem Könige, und ſagte ihm ins Ohr, daß ſeine Majeſtät die Verwegenheit und Unverſchämtheit der Hugonotten noch geduldig ertragen, und über dieſelben lachen müſſe: denn in wenigen Tagen werde Er alle, dem zur Ausführung reif gewordenen Plane gemäß, im Netze fangen, und ſie nach ſeinem Wohlgefallen beſtrafen können. Der durch dieſe Rede außerordentlich betroffene König ſtellte ſich, als wenn er ſie nicht verſtünde, entfernte ſich in ſein Kabinet, und ließ voll Zorn und Unwillen den Grafen von Retz zu ſich berufen. Er glaubte, daß derſelbe, als ein vertrauter Freund Lignerolles, ihm das Geheimniß offenbart habe. Der König warf ihm in den bitterſten Ausdrücken die ihm erzeigten Wohlthaten vor; er drohete, ſich an ihm wegen ſeiner Untreue zu rächen, da er, aller Wohlthaten uneingedenk, ſeine Geheimniſſe verrathen habe. Der Graf behauptete

A. D. 1571. aber ſtandhaft ſeine Unſchuld, und erbot ſich, ſo lange in einem Gefängniſſe zu bleiben, bis dieſelbe bewieſen ſeyn würde. Der König ließ ſeine Mutter rufen, und beklagte ſich außerordentlich, daß ſie jene Geheimniſſe entdeckt habe, welche er mit ſo vieler Geduld, und ſo großer Verläugnung ſeines Naturells verborgen gehalten habe. Die Königinn-Mutter erwiederte lächelnd, daß ſie die Kunſt der Verſchwiegenheit nicht von ihm zu lernen bedürfe: er ſolle ſich doch hüten, durch ſeine eigene Ungeduld das zu verrathen, was er von Andern entdeckt glaubte. Der von Natur jähzornige König donnerte und raſete, und ließ endlich den Herzog von Anjou zu ſich kommen. Dieſer bekannte gerade heraus, daß er dem Lignerolles die Sache mitgetheilt habe: ſie ſollten aber ſicher ſeyn, daß ihm dieſes Geheimniß nie über den Mund kommen werde. Das glaub' ich, antwortete der König: denn ich werde ihn aus dem Wege ſchaffen, ehe er daſſelbe entdecken kann. Da der Herzog von Anjou entweder nicht den Muth hatte, ſich einer ſo ſchnellen und abſoluten Entſchließung zu widerſetzen, oder ebenfalls über die Unbeſonnenheit des Lignerolles aufgebracht war, und vielleicht noch etwas Schlimmeres ahndete, ſo dachte er gar nicht darauf, ihn zu retten. Der König beſchied den Georg Villequier, Vicomte von La Guierche, zu ſich; er wußte, (denn die Fürſten kennen ihre Diener) daß derſelbe ein geheimer Nebenbuhler

und

und Feind des Lignerolles ſey, und gab ihm den Auf- A.D. 1571.
trag, denſelben noch am nämlichen Tage, gleichviel auf welche Art, aus dem Wege zu ſchaffen. Der König hatte nicht ſobald dieſen Befehl gegeben, als er mit dem Herzoge von Anjou zu Pferde ſtieg, und ohne alles Hofgefolge, wie er vielmals zu thun pflegte, in den umliegenden Wäldern und dem Felde auf die Jagd gieng. Kaum erfuhren dies die Höflinge, als ſie ſich auf ihre Jagdklepper warfen, und dem Geräuſche der Jagd in Unordnung folgten. Lignerolles that das Gleiche. Der Vicomte von La Guierche und der Graf Karl von Mansfeldt, ein Spießgeſelle ſeiner Unternehmung, beſtiegen muthige und wilde Pferde, miſchten ſich in den Haufen, in welchem ſich Lignerolles befand, und drängten ſich an denſelben, um ſich mit ihm zu unterhalten. Da er zwiſchen ſo muthigen und wilden Pferden mit dem ſeinigen nicht gleichen Schritt halten konnte, ſo ſuchte er ſich von ſeinen Begleitern ſeitwärts zu entfernen: ſie folgten ihm aber gleichſam aus Spaſſe nach. Es kam zu einem heftigen Wortwechſel, und von dieſem ſogleich zur Herausfoderung. In einem Augenblicke, und faſt zu gleicher Zeit zog der Vicomte und der Graf ihre Degen, und griffen denſelben ſo wüthend an, daß ſie ihn mit mehreren Stichen durchbohrten, ehe die Herbeykommenden ihn retten konnten. Als man dem Könige die Nachricht davon hinterbrachte, ſo ſtellte er ſich über dieſe That

ſehr

A. D. 1571. ſehr entrüſtet, und ließ die Mörder mit vielem Geräuſche in dem Pallaſte gefangen ſetzen: aber kurze Zeit hernach wurden ſie auf die Vorſprache Angoulemе's, eines natürlichen Bruders des Königs, gleichſam aus beſonderer Gnade, wieder frey gelaſſen.

Der Lärm über dieſe Begebenheit, welche den ganzen Hof einige Stunden lang in Bewegung geſetzt hatte, war nun vorüber; es blieb alſo noch die Hartnäckigkeit der Prinzeſſinn Margaretha zu beſiegen übrig, welche, mehr als jemals auf ihrem vorigen Entſchluſſe beharrend, ſich weigerte, einen Gemahl zu nehmen, da es ihr nicht war erlaubt worden, ſich mit dem Herzog von Guiſe zu verbinden. Zu Dieſem kam noch die ſtandhafte Weigerung des Pabſtes hinzu, die Diſpenſation zu ertheilen: die Vermählung derſelben mit dem Prinzen von Navarra blieb alſo noch ungewiß. Die Königinn-Mutter ſuchte mittelſt des päbſtlichen Nuncius Salviati, mit welchem ſie verwandt war, den römiſchen Hof zu überreden, daß die Bewerkſtelligung dieſer Vermählung zum Vortheile der katholiſchen Religion ausſchlagen werde: denn durch dieſe Verwandtſchaft verbinde man den Prinzen von Navarra, das Haupt der Hugonottenparthey, viel enger mit dem Könige; nicht nur allein die Jugend des Prinzen mache ihn für beſſere Geſinnungen empfänglich, um in den Schooß der römiſchen Kirche zurückzukehren, ſondern auch eine Menge ſeiner Anhänger würden, aus

Furcht,

Furcht, eine ſo große Stütze, als den erſten Prinzen A. D. 1571.
von Geblüte, verlohren zu haben, ſeinem Beiſpiele
folgen. Die Erfahrung habe gezeigt, daß man
durch ſtrenge und gewaltthätige Mittel die Parthey
der Hugonotten nicht zu Boden drücken könne; im
Gegentheile ſey es vortheilhafter, irgend einen ge-
linderen Weg einzuſchlagen.

Da dieſe Gründe auf das Gemüth ſeiner Heilig-
keit nicht wirkten, ſo fieng man an, dem Pabſte Furcht
einzujagen. Der König und die Königinn-Mutter
erklärten öffentlich, daß, da die Rede von einer
Vermählung zwiſchen Perſonen von verſchiedener
Religion ſey, ſie dieſelbe bewerkſtelligen würden,
ohne ſich um die Diſpenſation des Pabſtes zu beküm-
mern: ſie könnten nicht zugeben, daß die Ruhe und
der Friede des Reichs aufs Spiel geſezt, und der
Krieg mit allen ſeinen Gefahren und vorigen Uebeln
durch den Eigenſinn des Pabſtes wieder herbeigeführt
werde. Dieſe Aeußerungen flößten den Hugonotten
Vertrauen und Muth ein. Der Admiral gab end-
lich den Ueberredungen des Grafen Ludewig von
Naſſau, dem Rathe Teligny's, ſeines Tochter-
mannes, und Cavagnes, nach, welchen er ſehr
ſchäzte: aber noch mehr ſpornte ihn das Verlangen
an, der Königinn von Navarra und den Prinzen
zuvor zu kommen, welche ſich ſchon zur Abreiſe be-
reitfertig machten. Er begab ſich alſo mit einem
großen Gefolge ſeiner Anhänger dahin, warf ſich

A. D. 1571. vor dem Könige in tiefer Demuth zu Füßen, welcher ihn mit Wohlwollen und Freundſchaft empfieng. Es war ein merkwürdiges Schauſpiel, zu ſehen, wie der in weit ausſehenden Anſprüchen und ehrgeizigen Planen grau gewordene und nun ſeine Fehler erkennende Admiral vor ganz Frankreich und in den Augen ſeiner Anhänger ſelbſt eine ſolche öffentliche Reue über dieſelben ablegte, daß die Thränen häufig ſeinen Augen entquollen! Aber noch merkwürdiger iſt es, daß ein ſo junger, von Natur hitziger, und rachesüchtiger König ſich ſo vollkommen zu verſtellen wußte, und konnte, denjenigen, welcher ſo oft ſeinen Thron erſchüttert hatte, mit ſeinen Armen aufzuheben, und ihn ſeinen — Vater zu nennen! Jedermann glaubte, daß Er ſich aufrichtig mit demſelben verſöhnt.

Auf dieſe ſo wirkſamen Liebesbezeugungen folgten nun reellere: der König befahl, dem Admiral 100000 Francs aus dem Staatsſchatze ſogleich auszubezahlen, um dadurch ſeinen während den bürgerlichen Kriegen erlittenen Verluſt zu erſetzen. Er wieß ihm auch auf ein Jahr die Einkünfte von den Beneficien ſeines kurz vorher in England verſtorbenen Bruders, des Kardinals von Chatillon, an, und machte ihm mit dem reichen und koſtbaren Hausgeräthe deſſelben ein Geſchenk, welches der Fiskus, als einem Rebellen zugehörig, eingezogen hatte. Da die Admiräle allzeit im königlichen Staatsrathe und bei öffentlichen Ceremonial-

hand-

handlungen den Marſchällen von Frankreich im Range nachſtanden, ſo befahl der König, daß er zur größeren Ehrenbezeugung nach dem Herrn von Montmorency, dem älteſten Marſchalle, den Sitz einnehmen, und vor allen Marſchällen den Rang haben ſollte, wenn er in ihrem Gerichte ſäße. Dem Teligny, Cavagnes, und allen ſeinen Anhängern erzeigte der König aus eigener Bewegung viele Gnaden. Sowohl in ſeinen Berathſchlagungen, und in ſeinen Gemächern, als öffentlich und auf den Straßen war er beſtändig von denſelben umgeben. Alle Gnaden wurden gleichſam durch ihre Vorſprache oder Zwiſchenkunft vergeben: kein Geſchäft war ſo ſchwer, welches der Admiral nicht glücklich durchſezte, wenn er ſich für daſſelbe verwendete. Ein Beiſpiel iſt davon Villandri, ein junger Edelmann, welcher den König im Spiele ſo ſehr beleidigt hatte, daß er deßwegen zum — Tode verdammt wurde. Die Königinn-Mutter, die regierende Königinn, der Herzog von Montpenſier, und der Herzog von Anjou hatten ſich ſchon vergebens für den Unglücklichen verwendet: aber auf den erſten Wink des Admirals wurde Villandri ſogleich in Freyheit geſezt, und genoß nach wie vor die Gunſt des Hofes. Der Krieg von Flandern wurde ſogleich aufs Tapet gebracht, um das in den Admiral geſezte Vertrauen noch mehr zu verſtärken, und der Marſchall von Montmorency zu dieſem Behufe nach England, um ein Bündniß

A. D. 1571.

A. D. 1571. mit der Königinn Eliſabeth zu errichten, und der Graf von Schomberg nach Deutſchland, geſchickt, um die proteſtantiſchen Fürſten zu bewegen, ſich mit der Krone Frankreich zum Untergange Spaniens zu vereinigen, und in franzöſiſchen Sold zu treten. Alle dieſe Beſchlüſſe wurden unter der Leitung und mit dem Rathe des Admirals bewerkſtelligt, welcher ſich mit Erlaubniß des Königs nach Chatillon begab, um ſeine häuslichen Geſchäfte in Ordnung zu bringen: nachher ſollte er nach Hofe zurück kommen, um die lezte Hand ans Werk zu legen.

Viertes Kapitel.

Erſcheinung eines päbſtlichen Legaten in Frankreich. Der Prinz von Navarra reiſet nach Hofe. Die Hugonotten überrumpeln Mons. Die Königinn von Navarra ſtirbt an einer Vergiftung. Charakter derſelben. Vermählungsfeyer des Prinzen von Navarra mit Margaretha der Schweſter des Königs. Der Admiral wird durch einen Büchſenſchuß tödtlich verwundet. Beide Partheyen halten Berathſchlagungen. Der Untergang der Hugonotten wird beſchloſſen. Bartholomäus-Nacht, in welcher der Admiral und ſeine Anhänger ermordet werden. Charakter deſſelben. Der König begiebt ſich ins Parlament, und erklärt, daß Alles auf ſeinen Befehl geſchehen ſey. La Charité wird von den Königlichen eingenommen. Strozzi ſucht vergebens La Rochelle in ſeine Gewalt zu bringen. Maſſacre der

der Hugonotten in den Provinzen. Belagerung von La Rochelle. Der Herzog von Anjou wird zum Könige von Pohlen erwählt. La Rochelle ergiebt ſich auf Bedingniſſe. Parthey der Politiker, an deren Spitze ſich der Herzog von Alençon ſtellt; die Verſchwörung wird aber entdeckt.

In dem Anfange des Jahres Tauſend fünf hundert zwey und ſiebenzig kam der päbſtliche Legat Aleſſandrino in Frankreich an, um ſich jenen Maasregeln zu widerſetzen, welche nicht nur allein zum offenbaren Untergange der Spanier, die gerade jetzt in einem Seekriege gegen die Türken befangen waren, ſondern auch zum gänzlichen Umſturze der katholiſchen Religion abzielten. In der darüber mit dem Legaten gehaltenen Unterredung erhoben ſich große und heftige Streitigkeiten: denn die Gründe des Legaten waren ſo einleuchtend und klar, und die Erklärungen des Königs ſo dunkel und zweydeutig, daß die gänzliche Entfremdung des Pabſtes unausbleiblich ſchien. Es war demſelben unerträglich, daß der allerchriſtlichſte König, welcher vermöge der von ihm erhaltenen Hülfe den katholiſchen Bund unterſtützen ſollte, jetzt zur Unzeit den König von Spanien bekriegen wolle, die Schuld der Trennung deſſelben werde, und den Feinden der katholiſchen Religion alle Vortheile verſchaffe, dieſelbe zu Grunde zu richten. Es war ihm nicht weniger auffallend, daß der König nach ſo vielem in den A. D. 1572.

A. D. 1572. verfloſſenen Jahren vergoſſenen Blute und aufgewendetem Golde, um die Kalviniſten auszurotten, jetzt alle alten Rathſchläge aus der Acht ſetze, ſich von allen guten Katholiken entferne, ſich auf einmal der Parthey der Hugonotten zum Raube hingebe, und zum Nachtheile der getreueſten Anhänger der katholiſchen Religion in Bündniſſe mit auswärtigen, von dem apoſtoliſchen Stuhle exkommunicirten, Fürſten in Bündniſſe trete. Er fand auch die Erklärungen des Königs nicht befriedigend, welcher bald den gefährlichen Zuſtand ſeines Reiches darſtellte, und damit den mit den Hugonotten eingegangenen Frieden entſchuldigte; bald in dunkeln und verſchiedener Auslegungen fähigen Antworten verſprach, daß der Ausgang der ganzen Unternehmung zum Vortheile der katholiſchen Religion und zur völligen Zufriedenheit des Pabſtes ausſchlagen ſolle. Da aber die Thaten den Worten nicht entſprachen, ſo konnte ſich der Legat nicht beruhigen laſſen.

Indeß ſäumte der König nicht, den Legaten durch alle mögliche Mittel zu beſänftigen: er erzeigte ihm öffentlich viel Ehre, und in Privat-Zuſammenkünften liebkoßete er denſelben; er erſchöpfte gleichſam ſeine ganze Kunſt, und bot ihm ſogar mit eigener Hand einen ſehr koſtbaren Diamanten zum Geſchenke, welchen aber der Kardinal mit den Worten ausſchlug, daß die ſo unvermuthete Erkältung ſeiner Majeſtät für das Wohl der katholiſchen Religion die koſtbarſten

Edel-

Edelgeſteine deſſelben in den Gemüthern guter Katholiken in Koth verwandle. Das Beißende dieſes Ausdruckes und die offenbaren Zeichen ſeines Unwillens brachten den König nicht wenig auf, welcher ſich ſeiner wahren Abſichten bewußt war. Dieſer Auftritt würde vielleicht nicht ohne den offenbarſten Bruch ſich geendigt haben, wenn nicht zur nämlichen Zeit die Nachricht von den verzweifelten Geſundheitsumſtänden des Pabſtes angekommen wäre. Der päbſtliche Legat reiſete alſo eilends ab, und ließ Alles in einem unſichern und unbeſtimmten Zuſtande zurück. A. D. 1572.

Der in den letzten Tagen des Monates April verſtorbene Pabſt Pius V. hatte Gregor'n XIII. zum Nachfolger; ein Mann von ſanfterem und nachgiebigerem Charakter. Gleich im Anfange ſeines Pontifikates ertheilte er die Dispenſationsbulle, aber in einer ſolchen Form, daß ſie den Kardinal von Bourbon nicht befriedigte, und in der folgenden Zeit die Gültigkeit dieſer Ehe ſelbſt in Zweifel gezogen wurde. Der Pabſt hatte dies auf die Ueberredung des Kardinals von Lothringen gethan, welcher ſich in Rom aufhielt, um eines Theils ebenfalls ſein Misvergnügen über den franzöſiſchen Hof an den Tag zu legen, theils um mit Gregor XIII. deſto geheimere Unterhandlungen pflegen zu können. Der König und die Königinn-Mutter achteten die Förmlichkeiten der Bulle für nichts, da ſie einmal die

A. D. 1572 Einwilligung des Pabſtes erhalten hatten; ſie drangen alſo auf den Vollzug der Vermählung, weil ſich die Prinzeſſinn Margaretha wegen den Bitten ihrer Mutter, und den Drohungen ihres Bruders, und um ihre Ehre in Sicherheit zu ſtellen, von welcher man ſehr nachtheilig ſprach, nicht mehr weigerte, den Prinzen von Navarra zum Gemahle zu nehmen, obſchon ſie nicht von Herzen dazu einwilligte. Es war ſchon Alles bereit, als im Anfange des Junius die Königinn von Navarra in Paris ankam, und mit ſo großer Freudebezeugung vom Hofe empfangen wurde, daß man ſeit vielen Jahren keinen ſo heitern und fröhlichen Tag geſehen hatte. Zwey Tage nachher erſchien der Prinz von Navarra und der von Condé in Begleitung des Grafen Ludewig von Naſſau, von la Rochefoucault, und einem großen Gefolge der vornehmſten Haupt- und Edelleute der hugonottiſchen Parthey. Unter denſelben befanden ſich die Obriſten Piles, Briquemault, und Plüviaut, welche ſich in dem Laufe des Krieges durch ihre Tapferkeit den größeſten Ruhm erworben hatten; der Herr von Querchy, der Vertheidiger von Sancerre, der Marquis von Renel, die Herren von la Loue, la Colombiere, und Lavardin, lauter berühmte Krieger, und viele andere wegen ihrer Tapferkeit geſchäzte Männer. Schon war das Schutz- und Trutzbündniß mit der Königinn von England geſchloſſen, und von beiden Seiten unter-

ſchrieben

ſchrieben worden; ſchon hatte der König den Prinzen Caſimir und ſeinen Bruder Wilhelm, beide Söhne des Kurfürſten von der Pfalz, in Sold genommen — als der Admiral, ſeines alten Mistrauens ganz vergeſſen, voll unglaublichen Stolzes und unerträglicher Anſprüche, mit einem zahlreichen Gefolge ſeiner Anhänger nach Hofe zurückkehrte, um den König, auch wider ſeinen Willen, zum Kriege gegen Spanien zu zwingen. Auf die Veranſtaltung des Admirals begab ſich der Graf Ludewig von Naſſau, Genlis und La Noue nach den Gränzen der Pikardie, wo ſich viele Edelleute und Soldaten der Hugonotten in der größten Stille verſammelt hatten, um Mons, die Hauptſtadt von Hennegau, und eine der wichtigſten Feſtungen in den Niederlanden, zu überrumpeln. Obſchon dieſer kühne Streich den König innerlich ſchmerzte, ſo ſtellte er ſich doch mit großer Geduld, als wenn er denſelben billigte, und ſchickte auf der Stelle den Philipp Strozzi mit mehreren Kompagnien Veteraner in die Gegend von La Rochelle unter dem Vorwande, dieſelben in die im Hafen bereit liegenden Schiffe einzuſchiffen, und in den niederländiſchen Flüſſen, welche die Verbündeten im Beſitze hatten, eine Landung vorzunehmen; aber die wahre Abſicht war, dieſe Stadt einzuſchließen, und ſie einzunehmen, ſobald der Plan zu ſeiner Reiſe gediehen ſeyn würde. A. D. 1572.

A. D. 1572.

So wurde der Scharfſichtigkeit und Weisheit des Admirals mitgeſpielt, welcher das höchſte Anſehen genoß, und, als der Schiedsrichter des Hofes und der Regierung, den Geiſt des Königs von Frankreich zu beherrſchen ſchien. Da es zum Beginne eines ſo großen Krieges nothwendig ſchien, den Geiſt der innerlichen Zwietracht zu erſticken, ſo bat und ermahnte der König den Admiral, die zwiſchen ihm und dem Hauſe Lothringen beſtehende Feindſchaften einigermaßen beizulegen, da die Mitwirkung des Herzogs von Guiſe und Aumale und die Macht der katholiſchen Parthey zur Ausführung des Planes erfoderlich ſey. Der König that dieſen Vorſchlag nur deßwegen, um ſie unter dieſem Vorwande nach Hofe kommen zu laſſen, ohne daß die Hugonotten einen Argwohn ſchöpften. So erſchienen die Herren von Lothringen mit einem Gefolge ihrer Anhänger zu Paris, und verſprachen, wie es auch der Admiral in die Hände des Königs that, ſich wechſelſeitig nicht zu beleidigen, ihre beiderſeitigen Streitigkeiten der Entſcheidung ſeiner Majeſtät zu überlaſſen, oder dieſelben bis auf ſchicklichere Zeiten zu verſchieben, wann der König oder ſein Staatsrath es erlauben würden. Durch dieſe ſo zweydeutigen Verſprechungen ſchien der Haß, und die heftige ſo viele Jahre alte Feindſchaft gedämpft, aber nicht ausgelöſcht zu ſeyn, welche die erſte Urſache aller Unruhen und alles Elendes von Frankreich war.

Schon

Schon war Alles dem beſtimmten Ziele nahe: die A. D.
Ausführung konnte nicht länger mehr verſchoben 1572.
werden, weil der Geſandte des katholiſchen Königs nach der Einnahme von Mons ſich nicht nur allein von Hofe, ſondern auch aus dem Reiche entfernt hatte, und die Hugonotten, ohne weitere Befehle und Aufträge abzuwarten, in vollem Tumulte und mit zu großem Eifer ihren Anhängern in den Niederlanden zu Hülfe eilten, und dadurch zu gefährliche Bewegungen verurſachten. Das Kriegsfeuer loderte alſo an den Gränzen des Reichs wider die Abſicht des Königs.

Der erſte Schlag fiel auf die Königinn von Navarra, welche man vor Allen durch Gift aus dem Wege räumen wollte, weil ihr Rang und ihr Geſchlecht Schonung erfoderten. Es wurde ihr, wie man ſagte, durch ein Paar vergiftete Handſchuhe beigebracht, welches ſo verborgen und ſo verhältnißmäßig wirkte, daß ſie kurz darauf, als ſie dieſelbe angezogen hatte, von einem heftigen Fieber befallen wurde, und vier Tage nachher ihren Geiſt aufgab. Sie war eine Frau von ſtandhaftem Charakter, hohem Geiſte, und einem Heldenmuthe weit über ihr Geſchlecht: durch dieſe Eigenſchaften erhielt ſie ſich nicht nur allein ohne ein Königreich in dem Range und der Achtung einer Königinn, ſondern auch gegen ihre Feinde und Verfolger aufrecht. Selbſt in der größeſten Gefahr und am Rande des Unter-

A. D. 1572. Unterganges ihrer Parthey legte ſie den Grund zu der Größe ihres Sohnes, welcher ſich in der Folgezeit zu jener Höhe, zu jenem Ruhme und jener Unſterblichkeit ſeines Namens erhob. Ihre Tugend und ihre Freygebigkeit würde ewiges Lob verdienen, wenn ſie nicht gewiſſe Geheimniſſe der Theologie hätte ergründen, und ſelbſt erklären wollen. Der ſo unvermuthete Tod der Königinn Johanna flößte den Hugonotten einiges Mistrauen ein. Der König wußte, daß das Gift nur das Gehirn angegriffen habe, und befahl, ihren Leichnam zu öfnen. Da man alle Theile in einem unverlezten Zuſtande fand, ſo wurde der Kopf unter dem Vorwande von — Ehrfurcht nicht geöfnet, und das Zeugniß der Kunſtverſtändigen bekannt gemacht, daß ſie eines natürlichen Todes geſtorben ſey.

Nach der Beerdigung der Königinn von Navarra nahm ihr Sohn d[e]n Titel und die Inſignien eines Königes von Navarra an; aber ſeine Vermählung mit der Schweſter des Königs wurde noch einige Tage aufgeſchoben, um nicht die Freude mit der Trauer zu paaren. Der König und der ganze Hof legten die Trauer an, zur nämlichen Zeit, als die Bürger von La Rochelle, auf ihrem Mistrauen gegen Jedermann beharrend, dem Könige ſich nicht unterwerfen wollten, ſondern ihre Stadt immer mehr befeſtigten, ſich mit allem nöthigen Kriegsvorrathe mitten im Frieden verſahen, und die

Prin-

Prinzen und den Admiral ermahnten, den Hof zu verlaſſen. Dieſe Warnungen und Auffoderungen der von La Rochelle ſo wohl als der Genfer und Anderer ihres Anhanges wurden immer häufiger, und nach dem Tode der Königinn von Navarra immer dringender: Alle hielten dieſen ſo ſchnellen Todesfall für die Vorbedeutung eines unglücklichen Ausganges. Aber der Admiral hatte in dem Rauſche ſeines gegenwärtigen Glückes alle ſeine alten Rathſchläge vergeſſen, und ſein voriges Mistrauen aufgegeben; vielleicht glaubte er durch ſeine Klugheit die Gnade des Königs erworben, und dadurch alle Andere verdunkelt zu haben; vielleicht war er auch durch die feinſten Verſtellungskünſte des Hofes beſtrickt worden; oder er mochte auch durch einen verborgenen Zug des Schickſals ſo viel auf ſich und ſeine Gewalt bauen, und in den niederländiſchen Krieg gleichſam ſo verliebt ſeyn, daß er gar keinen unglücklichen Zufall befürchtete, ſondern voll Verachtung gegen Alles, gegen den König ſelbſt, ſich als das Orakel und den Schiedsrichter von Frankreich betrachtete. Er glaubte, mit wenig Mühe alle Intriken und Nachſtellungen ſeiner Feinde zu Schanden machen zu können. Wenn ihm Einer der Seinigen die Gegenwart der Herren von Guiſe am Hofe mit einem ſo großem Gefolge zu Gemüthe führte, und ihm über die in der Gegend von La Rochelle ſtehende Flotte und das Heer unter Strozzi und A. D. 1572.

A. D. 1572

La Garde Vorſtellungen machte, ſo antwortete er, daß dieſe Zurüſtungen auf ſeinen Rath geſchähen, und auf Flandern gerichtet ſeyen: die Herren von Lothringen habe man zu den Feyerlichkeiten der Vermählung berufen, um ſie zu beſänftigen, da ſie auf einmal das Vertrauen des Königs und die Staatsverwaltung verlohren hätten; ſeine Freunde ſollten alſo außer Furcht ſeyn: er habe durch ſeine Klugheit und Standhaftigkeit die Boßheit ſeiner Feinde beſiegt. Da er einmal ſeinen Fuß in den Staatsrath geſetzt, ſo ſey er verſichert, daß künftighin ſeine Meinung der Zaum und der Leitfaden der ganzen Regierung ſeyn werde. Dieſe Gedanken bließen ihn ſo auf, und er ſprach mit einem ſo übertriebenen Stolze von ſich ſelbſt, daß er ſogar ſeinen beſten Freunden und Anhängern unerträglich wurde. Man hörte ihn oft ſagen, daß Alexander der Große und Julius Cäſar ſich mit Ihm nicht vergleichen könnten: denn Beide hätten immer das Glück für ſich gehabt, Er aber ſey nach dem Verluſte von vier Schlachten zur Schande ſeines widrigen Schickſals immer, ſeinen Feinden fürchterlicher, und mächtiger aufgeſtanden; endlich habe Er zur Zeit, als man glaubte, daß er ſein Leben durch die Flucht retten, und als ein Verbannter in der Welt herumirren müßte, ſeine Feinde zu zwingen gewußt, ihm nicht nur allein den Frieden, ſondern auch Bedingniſſe zuzugeſtehen, wie ſie eher ein Sieger als ein Beſiegter

ter zu erhalten pflege. An dieſen Gründen fanden Einige kein Behagen, unter Anderen Langoiran, welcher den Entſchluß faßte, abzureiſen. Der Admiral, von welchem er Abſchied nahm, fragte ihn um die Urſache: ich reiſe ab, antwortete er ihm, weil ich ſehe, daß man Euch mit Liebkoſungen überhäufet. Ich will lieber mit den Narren fliehen, als mit Jenen umkommen, welche ſich zu klug dünken. A. D. 1572.

Indeß war die Zeit der Vermählungsfeyer herangerückt, welche den achtzehnten Auguſt auf folgende Art vor ſich gieng. Der König von Navarra und die Prinzeſſinn Margaretha begaben ſich, von dem Kardinale von Bourbon geführt, und von dem Könige und dem ganzen Hofe begleitet, in die Kirche von Notre Dame: die Prinzeſſinn kniete vor dem Altar unter einem Baldachin nieder. Der König von Navarra, der Prinz von Condé, der Admiral und die übrigen hugonottiſchen Herren verließen die Kirche, um nicht der Meſſe beizuwohnen; nach Endigung derſelben wurden ſie durch den Marſchall von Damville wieder zurückberufen, und die Vermählung durch den Kardinal von Bourbon vollzogen. Viele haben bemerkt, daß die Prinzeſſinn Margaretha auf die Frage: ob ſie den König von Navarra zum Gemahle wolle, mit keinem Worte geantwortet, ſondern der König, ihr Bruder, mit der Hand ihren Kopf nicken gemacht habe. Man ſagte,

A. D. 1572. ſagte, daß ſie durch dieſes Kopfbeugen ihre Einwilligung gegeben, obſchon ſie vor und nachher, wenn ſie frey von der Bruſt ſprechen konnte, immer erklärte, daß ſie ſich nicht von dem Herzoge von Guiſe, welchem ſie die Ehe verſprochen, trennen, ſondern auch den König von Navarra nicht zum Gemahle nehmen könne. Nichtsdeſtoweniger betrug ſich der König von Navarra nicht nur allein mit Ehrfurcht und Hochachtung gegen die Königinn ſeine Schwiegermutter, und den König ſeinen Schwager, ſondern ertrug auch auf eine kluge und edle Art das Zurückſtoßende und die übeln Launen der Königinn ſeiner Gemahlinn. Dies war entweder die Folge ſeines ſanften Charakters, welcher mehr an die Offenherzigkeit ſeines Vaters, als an die Hartnäckigkeit ſeiner Mutter gränzte, oder weil ihn Zeit und Umſtände lehrten, ſich zu verſtellen. Sein Betragen gegen Jedermann war ſo artig und freygebig, er legte ſo viele edle, und der Größe ſeiner Geburt würdige Geſinnungen an den Tag, daß er den ſchon ſeit langer Zeit gegen die Prinzen von Geblüte entzündeten Haß auslöſchte. Sein vorhin verwünſchter Name war nun bei Hofe und dem Volke angenehm geworden; dieſe allgemeine Liebe gieng ſogar in die Herzen des Königs und der Königinn-Mutter über. Die Bande der Blutverwandtſchaft, und die von Tage zu Tage ſich vermehrenden Hofnungen von ſeinem vortreflichen Charakter und ſeiner Mäßi-

gung waren gleichfalls die Urſache, daß ſie beſchloſ- A. D. 1572.
ſen, ihn ſowohl als den Prinzen von Condé beim
Leben zu laſſen, um nicht ihre Hände mit könig-
lichem Geblüte zu beflecken, welches die franzöſiſche
Nation ſo ſehr verehrte. Sie hoften ſicher, daß
dieſe Prinzen, durch ihre Trennung von dem Um-
gange der Aufwiegler eben ſo feſte Stützen des Thro-
nes werden würden, als ſie zeither die Ruhe des
Reichs geſtört hätten. Vielleicht wirkte auch hier
die verborgene Hand der Vorſehung, welche ein
Anderes beſchloſſen hatte. Der König ertheilte nun
dem Herzog von Guiſe die Befehle zur Ausführung
des reif gewordenen Planes.

Der Herzog von Guiſe war mit dem Herzoge
von Aumale, ſeinem Oheime, mit Jenem von Ne-
mours, ſeinem Schwiegervater, mit dem Herzoge
von Elboeuf, ſeinem Vetter, mit den Herzogen von
Nevers, und von Montpenſier und mit einem großen
Gefolge von Baronen und Edelleuten von der katho-
liſchen Parthey, von welcher er die Oberhauptsſtelle
ſowohl als eine von ſeinem Vater erhaltene Erb-
ſchaft, als durch das überwiegende Anſehen ſeines
Oheims, des Kardinals von Lothringen und durch
die freye Einwilligung eines Jeden beſaß, nach Hofe
gekommen. Unter ſeinen Anhängern befanden ſich
Officiere und Edelleute von verſchiedenen Nationen,
die von dem Solde lebten, welchen er ihnen mit
freygebiger Hand reichte, und bei jeder Gelegenheit

A. D. 1572. bereit ſtanden, ſeine Befehle, ſelbſt mit Lebensgefahr, zu vollziehen. Da er nun den geheimen Beſchlüſſen zu Folge den Auftrag von dem Könige erhalten hatte, den Admiral aus dem Wege zu ſchaffen, ſo brauchte er die nämlichen Wege, durch welche derſelbe ſeinen Vater ſoll haben ermorden laſſen. Er trug dem Maurevel, dem Nämlichen, welcher bei der Belagerung von Nyort den Herrn von Mouy ermordet hatte, auf, den Admiral umzubringen, wann derſelbe ohne allen Verdacht aus dem königlichen Pallaſte gehen würde. Maurevel, welcher ohnedies ſeines Charakters und ſeiner Neigung nach zur Ausführung dieſes Meuchelmords bereitwillig war, verſteckte ſich in ein kleines dem Louvre nahe liegendes Haus, welches mit einigen anderen daran ſtoßenden Häuſern zur Beherbergung der Dienerſchaft des Herzogs von Guiſe beſtimmt war, und von Niemand bewohnt wurde. Hier wartete er in einem Zimmer des unterſten Stockes hinter einem mit eiſernem Gitterwerk verſehenen und einem zerriſſenen Mantel überhangenen Fenſter in der größeſten Stille und Geduld den Augenblick ab, ſeinen Meuchelmord zu vollführen, welcher auch nach drey Tagen eintraf. Der Admiral gieng Morgens den zwanzigſten Auguſt aus dem Louvre, um nach ſeiner Wohnung zurückzukehren. Da er im Gefolge der Seinigen ganz langſam gieng, weil er eine gewiſſe Schrift laß, ſo konnte Maurevel mit aller Gemächlichkeit eine mit

zwey

zwey Kugeln geladene Büchſe auf ihn abſchießen, A. D. 1572.
deren Eine ihm den mittleren Finger der rechten Hand hinwegnahm, und die Andere ihn am linken Ellenbogen tödtlich verwundete. Der ſich verwundet fühlende Admiral erkannte ſo gleich das Fenſter, aus welchem der Schuß geſchehen war, und zeigte es den Seinigen, welche ſo gleich die Thüre des Hauſes einbrachen: ſie fanden aber Niemand in demſelben als einen Dienſtjungen, welcher weder den Namen des Thäters, noch den Weg wußte, den er eingeſchlagen hatte, noch irgend einen beſondern Umſtand dieſer That angeben konnte. Maurevel war ſchon durch eine Hinterthüre, auf einem für ihn bereit gehaltenen Pferde, durch das Thor Saint-Antoine entflohen. Der König erhielt die Nachricht von dieſem Vorfalle eben, als er mit dem Herzog von Guiſe im Louvre Ball ſpielte; er ſtellte ſich darüber aufs Aeußerſte aufgebracht, drohete fürchterlich, und ſchrie mit lauter Stimme, daß er die ſtrengſte Gerechtigkeit an den Störern ſeiner Ruhe ausüben wolle, welche ſich erkühnten, ein ſo großes Verbrechen ſogar unter den Thoren ſeines Pallaſtes zu begehen. Er befahl, alle Thore der Stadt zu ſchließen, zwey ausgenommen, durch welche die Lebensmittel eingebracht, und die unter dem Vorwande mit ſtarken Wachen beſetzt wurden, damit der Thäter nicht entwiſchen, in der That aber, damit kein Hugonott ſich durch die Flucht retten könnte. Die

 Furcht,

A. D. 1572. Furcht, welche man vor der Tapferkeit, Klugheit und dem Anſehen des Admirals hatte, war vielleicht die Urſache dieſes erſten Entſchluſſes: der Staatsrath fürchtete, der Admiral möchte, ſo lange er noch bei Leben ſey, ein Rettungsmittel für ſich und ſeine Anhänger ausfinden. Die Haupturſache dieſes Verfahrens war Albert von Gondi Graf von Retz, welcher in der über dieſen Gegenſtand gehaltenen Berathſchlagung behauptete, daß es ſehr leicht und gerecht ſey, alle Hugonotten auf einmal umzubringen; nur wünſchte er, daß man einer ſolchen Exekution einen rechtlichen Vorwand leihen könnte. Ließe man den Admiral zuerſt und allein aus dem Wege ſchaffen, ſo werde Jedermann glauben, daß dies das Werk der Herren von Guiſe ſey; die Hugonotten geriethen alsdann nach ihrer gewöhnlichen Weiſe in Wuth, erregten einen gefährlichen Aufſtand gegen die von Lothringen, und würden von den zu Hülfe eilenden Pariſern und der ganzen katholiſchen Parthey wie in ein Netz eingeſchloſſen, und ohne Rettung darnieder gemacht werden. So erhielte die Sache das Anſehen des Zufalles, und die Schuld davon würde den Privatfeindſchaften und nicht dem planmäßigen Verfahren des Hofes zugeſchrieben werden.

Es mag nun ſeyn wie es will; der König ſtellte ſich äußerſt aufgebracht, und beſuchte nach geſchwind eingenommenem Mahle mit der Königinn-Mutter

und

und dem Herzoge von Anjou den Admiral, in deſſen Zimmer ſich ſchon der König von Navarra, der Prinz von Conde', der Marſchall von Damville und viele andere Anhänger der hugonottiſchen Parthey eingefunden hatten. Der Admiral, welcher ſich nun ſowohl durch ſeine Wunde am Ellenbogen, deſſen Gelenke ganz zerſchmettert war, als dadurch, daß er ſich in der Gewalt ſeiner Feinde befand, auf einen gefährlichen Stand gebracht ſah, bat den König um Erlaubniß, ſich nach Chatillon begeben zu dürfen, wo er ferne von dem Getöſe und den Gefahren von Paris, einer Stadt, die ihn verwünſche, und von ſeinen Feinden ganz abhange, geheilt werden könnte. Der König beklagte ſich außerordentlich, daß er ſich bei Ihm nicht in Sicherheit hielte; tröſtete und ermahnte ihn, (das Gleiche thaten auch die Aerzte) von der Reiſe abzuſtehen, um nicht durch die Bewegung die Wunde zu verſchlimmern. Er bat ihn, alle Furcht abzulegen, und ſich zu beruhigen. Der Admiral erwiederte, daß er an den guten Geſinnungen ſeiner Majeſtät nicht zweifle, er befürchte aber Alles für ſich und die Seinigen von einem Aufſtande der Pariſer. Der König zeigte in allen Mienen und Geberden ein noch größeres Beſtreben, ihn zu beruhigen, und befahl, daß alle ſeine Anhänger ihre Wohnung in einem dem ſeinigen benachbarten Hauſe beziehen ſollten, damit ſie um ſo ſicherer wären, und gegen das Volk ſich um ſo beſſer verthei-

A. D. 1572.

A. D. 1572. digen könnten. Er gab gleichfalls dem Herzog von Anjou den Befehl, das ganze Garderegiment nach Paris kommen zu laſſen, und eine Kompagnie deſſelben dem Admiral und ſeinen Anhängern zur Schutzwache zu geben. Der Herzog befolgte ſogleich den Auftrag des Königs, und ſchickte den Herrn von Coſſeins, einen dem Könige ergebenen, und von den Guiſen gänzlich abhängenden Mann, mit ſeiner Kompagnie ab, um die Wohnung des Admirals und das Quartier, in welchem ſich die Hugonotten zuſammen gezogen hatten, zu beſetzen, und zu bewachen. Der Admiral ſah nun, daß es nicht mehr in ſeiner Gewalt ſtand, abzureiſen, empfahl ſich gänzlich dem verſprochenen Schutze des Königs, und begehrte von demſelben in ſeinem gewöhnlichen Tone und Geiſte Gerechtigkeit wegen dem an ſeiner Perſon verübten Meuchelmorde. Alle die Seinigen foderten das Nämliche durch ihr erhobenes Gemurmel. Der König und die Königinn-Mutter verſicherten ihn deſſen mit der größten Traulichkeit, äußerten ihren höchſten Schmerz über dieſen Vorfall, kehrten nach dem Louvre zurück, und übertrugen dem Herzoge von Anjou die Sorge der Bewachung von Paris.

Den ganzen Tag und die folgende Nacht brachten beide Partheyen mit Berathſchlagungen zu. Die Hugonotten hatten ſich um das Bett des Admirals verſammelt, um ſich nicht allein zu berathſchlagen, wie ſie der gegenwärtigen Gefahr entgehen

könnten,

könnten, ſondern ſie ſannen auch auf Anſchläge, den A. D.
Krieg ohne Aufſchub wieder anzufangen, wozu ſie 1572.
durch die dem Admiral zugefügte Unbild gereizt wurden. Obſchon Viele riethen, ſich auf die Verſprechungen und die Fürſorge des Königs zu verlaſſen, ſo behauptete doch der Stiftshauptmann von Chartres ſo heftig das Gegentheil, daß ſie einmüthig beſchloſſen, es koſte was es wolle, ſich geſamter Hand mit dem Admiral nach Chatillon zurückzuziehen. Teligny ſchmeichelte ſich, von dem Könige die Erlaubniß dazu zu erhalten: bei der abſchlägigen Antwort erboten ſich die Uebrigen, den Admiral mit Gewalt aus der Stadt zu bringen; hernach wollten ſie die Waffen ergreifen, und ſie nicht eher niederlegen, als bis ſie die katholiſche Parthey unterdrückt, und das Haus von Lothringen ausgerottet hätten. Bei dieſer ſtürmiſchen Berathſchlagung ſprach jeder ſo heftig und ohne Rückhalt, daß weder der König, die Königinn-Mutter, und der Herzog von Anjou, noch der König von Navarra ſelbſt verſchont wurde, welchen ſie ſchon für ihren Feind hielten. Als der König dies durch ſeine gewöhnlichen Spionen erfahren hatte, ſo wurde der Ausgang der Sache um ſo mehr beſchleuniget; auch diente es nachher zum Vorwande, die blutigen gegen ſie gebrauchten Maasregeln dadurch zu entſchuldigen.

Nachdem der königliche Staatsrath ſah, daß die Hugonotten ihrer Wuth nur durch Worte Luft

A. D. 1572. machten, ohne zu irgend einer Thathandlung zu ſchreiten, die man zu einem förmlichen Aufſtande hätte umkleiden können, ſo wurde beſchloſſen, die Zeit nicht länger zu verlieren, ſondern mit ſchnellen Schritten zu ihrer Unterdrückung zu eilen. Nichts-deſtoweniger entſtanden über der Ausführung die heftigſten Streitigkeiten: der Herzog von Guiſe drang darauf, nebſt den anderen Hugonotten auch den König von Navarra und den Prinzen von Condé aus dem Wege zu ſchaffen; aber die Königinn-Mutter, und die Uebrigen verabſcheuten es, ihre Hände mit dem königlichen Geblüte zu beflecken. Es kam ihnen zu abſcheulich vor, (und was ihnen auch die Verwünſchung aller Jahrhunderte zuzöge) zwey Jünglinge von königlichem Geblüte in den Armen ihrer Gemahlinnen, als die Opfer einer neuen Verbindung und auf eine ſo treuloſe Art ermorden zu laſſen. Sie hoften, daß dieſe Prinzen durch das enge Band der Blutverwandtſchaft zum aufrichtigen Gehorſame gegen den König und die katholiſche Kirche zurückkehren würden, ſobald ſie einmal von der Herrſchaft des Admirals und der Geſellſchaft der Aufrührer befreyet ſeyen. Der König hatte den von Navarra wegen ſeinen guten Eigenſchaften ſehr liebgewonnen, und ſtimmte dieſer Meinung bei. Man ſtritt hernach über die Frage, ob der Marſchall von Damville und ſeine Brüder, welche ſich zwar öffentlich zur katholiſchen Religion bekannten, aber ſo-

wohl

wohl durch die Blutverwandtſchaft als ihr Intereſſe A. D.
mit dem Admiral aufs engſte verbunden waren, un- 1572.
ter den Hugonotten begriffen werden ſollten? Auch hier behielt die gelindere Meinung die Oberhand, um ſowohl das Blutvergießen nicht zu vermehren, vor welchem Viele zurückbebten, als weil der Marſchall von Montmorency, der älteſte ſeiner Brüder, welcher mit der Parthey der Hugonotten am ſtärkſten verbunden war, erſt kurz von ſeiner Geſandtſchaft aus England zurückgekehrt, und abweſend ſey: es ſchien, als wenn dadurch das Feuer der bürgerlichen Kriege eher wieder angezündet, als ausgelöſcht würde, wenn der Aelteſte übrig bliebe, welcher den Tod ſeiner jüngeren Brüder rächen könnte. Nebſtdem glaubte man viele Dinge auf andere Zeiten verſchieben, und ſie mit wenigerem Geräuſche und größerer Geſchicklichkeit ausführen zu müſſen, da ſie nicht ſo dringend vorkamen, als die Nothwendigkeit, des Admirals ſich zu entledigen, welcher, durch ſeinen Unwillen und ſeinen Zorn gleichſam außer ſich, ſchon auf neue Empörungen und neue Kriege ſann. Dieſer Entſchluß war ſehr nachtheilig, wie es in ähnlichen Fällen immer die Erfahrung gelehrt hat. Die Menſchen ſuchen bey ſtrengen und blutigen Vorkehrungen das Lob der Milde und Menſchlichkeit ſich zu erwerben; ſie erinnern ſich aber nicht, daß es bey Entſchlüſſen ſolcher Art weder politiſch, noch heilſam iſt, in der Mitte ſtehen zu bleiben.

A. D. 1572. In der Nacht des vier und zwanzigſten Auguſtus, an einem Sonntage, welcher der Feyer des Heiligen Bartholomäus geheiligt iſt, gieng der Herzog von Guiſe aus dem Louvre auf Befehl des Königs zum Präſidenten Charron, Prevot der Kaufleute, welcher der Vorſteher des Pariſer Volkes iſt. Er gab ihm den Auftrag, zwey tauſend Bürger unter die Waffen zu bringen, welche eine weiße Binde am linken Arme, und ein weißes Kreuz auf dem Hute tragen ſollten, damit zu gleicher Zeit die Befehle des Königs vollzogen werden könnten. Alle Viertelmeiſter ſollten bereit ſtehen, und bey den erſten Schlägen auf der Uhr des Louvre alle Fenſter erleuchtet ſeyn. Alles dies wurde ſowohl aus Neigung des Volkes, als wegen dem großen Anſehen des Herzogs von Guiſe auf's bereitwilligſte befolgt. Der Herzog von Montpenſier, der von Nevers und viele andere Herren des Hofes griffen zu den Waffen, und blieben mit ihren Freunden um den König. An dem Thore und in dem Hofe des Louvre ſtanden alle Leibwachen des Königs unter den Waffen. Der Herzog von Guiſe begab ſich zur beſtimmten Stunde in Begleitung des Herzogs von Aumale, des Grafen von Angouleme, Großprior von Frankreich, und natürlicher Bruder des Königs, und mit mehreren anderen Officieren und Soldaten, dreyhundert an der Zahl, nach der Wohnung des Admirals. Da er die Kompagnie des Coſſeins auf Befehl des Herzogs

zogs

zogs von Anjou ſchon unter den Waffen und mit an- A. D.
gezündeten Lunten fand, ſo ſprengten ſie die von ei- 1572.
nigen Hallbardiers des Königs von Navarra und einigen Hausbedienten beſetzte Hofthüre, welche ohne Barmherzigkeit alle niedergemacht wurden. Die Herren machten im Hofe Halt. Besme, ein Lothringer und Diener des Herzogs von Guiſe, Achilles Petrucci aus Siena, Einer der fremden vom Herzoge unterhaltenen Edelleute, eilten mit Sarlabous, Marſchall de Camp, und den Soldaten in das Gemach des Admirals. Bey dem erſten Lärmen warf er ſich in ſeinem Bette auf die Kniee: er ſah ganz erſchreckt Cornaſon, Einen ſeiner Diener, ins Zimmer treten, und fragte ihn um die Urſache des Lärmens. Mein Herr, antwortete er ihm, Gott ruft uns zu ſich, und entfloh durch eine andere Thüre. Faſt in dem nämlichen Augenblicke kamen die Mörder herein. Als ſie den Admiral erblickten, ſo giengen ſie auf ihn zu. Er wandte ſich gegen den Besme, welcher ihm die Spitze ſeines Degens auf die Bruſt hielt, und redete ihn an: Junger Menſch, du ſollteſt dieſe grauen Haare reſpektiren; thu' aber, was du willſt: du wirſt mein Leben nur um ein Weniges abkürzen. Er hatte kaum dieſe Worte geredet, als ihn Besme durchbohrte. Die Anderen vollendeten ihn mit Dolchſtichen, und warfen ſeinen Leichnam durch das Fenſter in den Hof, aus welchem er ſogleich in einen Stall geſchleift wurde. In dem näm-

A.D. 1572. nämlichen Hauſe kam Teligny, der Tochtermann des Admirals, Guerchy, ſein Lieutenant, welcher mit einem in einen Mantel gewickelten Arm ſich tapfer wehrte, die Obriſten Montaumar, und Rouvray, ein Sohn des Barons des Adrets, und mehrere andere ſeines Gefolges um.

Als der König das Vorgefallene erfahren hatte, ſo begab er ſich in das Gemach der Königinn, ſeiner Mutter, und ließ den König von Navarra und den Prinzen von Condé zu ſich rufen, welche ſich voll Schrecken dorthin verfügten, weil ſie ſahen, daß keiner ihrer Edelleute und Diener folgen durfte. Zu gleicher Zeit ließ der Herr von O, Obriſter des Garderegiments, die vornehmſten Hugonotten, welche ſich im Louvre befanden, Einen nach dem Andern herbeyrufen, die bey ihrem Eintritte in den Hof von den in zwey langen Reihen unter den Waffen ſtehenden Soldaten niedergemacht wurden. Auf dieſe Art kam der Graf von La Rochefoucault, der Marquis von Renel, der durch ſeine tapfere Vertheidigung von St. Jean d'Angely berühmte Piles, Dü Pont aus Bretagne, Plüviaut, Baudiné, Francourt, Kanzler des Königs von Navarra, Pardaillan, Lavardin, und viele Andere, zweyhundert an der Zahl, um. In der nämlichen Zeit wurde durch den Glockenſchlag der Uhr des Louvre dem Prevot der Kaufleute das Zeichen gegeben. Marcell, der erſt kurz dieſe Stelle bekleidet hatte, und bey dem Volke im grö-

größeſten Anſehen ſtand, ertheilte nun den bewafne- A. D. ten Bürgern die Ordre: ſie metzelten die in ihren 1572. Häuſern zerſtreut wohnenden Hugonotten nieder, und richteten unter denſelben ein großes Blutbad an, ohne weder Alter noch Geſchlecht zu verſchonen. Das ganze Volk war unter ſeinen Hauptleuten unter Waffen getreten: alle Fenſter wurden ſo erleuchtet, daß ſie von Hauſe zu Hauſe, ohne allen Irrthum, eilten, und die erhaltenen Befehle vollſtreckten. Obſchon ſich die Anführer viele Mühe gaben, aller Unordnung zu ſteuern, ſo konnten ſie doch nicht verhüten, daß nicht viele Katholiken die Opfer des Volkshaſſes oder der Privatfeindſchaften wurden. Unter dieſen befand ſich Lambin und Ramus, zwey der berühmteſten Gelehrten.

Den ganzen folgenden Tag blieb der Louvre verſchloſſen. Der König und die Königinn-Mutter tröſteten den König von Navarra und den Prinzen von Condé: ſie ſtellten denſelben vor, daß ſie nothgedrungen das hätten thun müſſen, was der Admiral ſo oft gegen ſie verſucht habe, und immer noch Willens geweſen ſey, zu thun; was aber ſie betreffe, ſo entſchuldige man ihre Fehler durch die Jugend, und ſchenke ihnen wegen der ſo nahen Verwandtſchaft das Leben; man werde ſie in der Zukunft lieben und ehren, wenn ſie ſich zur katholiſchen Religion bekennen, und dem Könige gehorſam bezeigen würden. Der König von Navarra, welcher ſich

ent-

A. D. 1572. entweder in die Zeit fügte, oder ſich verſtellte, war entſchloſſen, ſich für ein beſſeres Schickſal aufzubewahren: er antwortete alſo dem Könige in der tiefſten Unterwürfigkeit, und zeigte ſich bereit, den Willen und die Befehle deſſelben zu befolgen. Der König ließ ſich dadurch beſänftigen, und ſchenkte, aus Rückſicht für ſie, dem Herzog von Grammont und dem Herrn von Düras das Leben, welche verſprachen, in der Zukunft ſeine getreuen Diener zu ſeyn, wie ſie es auch waren. Der Prinz von Condé wagte es, entweder aus jugendlicher Unbeſonnenheit, oder einer gewiſſen von ſeinem Vater geerbten Hartnäckigkeit, Einwendungen zu machen, ſich dieſem Befehle zu widerſetzen, und zu begehren, zum wenigſten in ſeiner Gewiſſensfreyheit nicht gekränkt zu werden. Der dadurch erzürnte König nahm ihn bitter her, nannte ihn mehrmals einen Verwegenen, einen Raſenden, Hartnäckigen, einen Verräther, Rebellen, und den Sohn eines Rebellen; er drohete ihm mit dem Tode, wenn er nicht in Zeit von drey Tagen ſich zum katholiſchen Glauben bekennen, und hinreichende Beweiſe ſeiner Reue an den Tag legen würde. Der Prinz von Condé ſowohl als der König von Navarra bekamen Wachen; man nahm ihnen ihre Diener, welche zu gleicher Zeit auf Befehl des Königs in Stücke gehauen wurden, und gab ihnen Andere, die derſelbe gewählt hatte.

Dieſe-

Diejenigen Hugonotten, welche dieſſeits der Sei- ne in der Vorſtadt St. Germain wohnten, unter denen ſich der Graf von Montgommery und der Stiftshauptmann von Chartres befanden, hatten ſich aus einer gewiſſen Ahnung des bevorſtehenden Unglücks nicht in das Quartier des Admirals ein- ſchließen wollen. Bey dem erſten Lärmen ergriffen ſie ſogleich die Flucht, da ihnen die Pariſer nicht ſchnell genug den Weg verlegen konnten. Bey dem Anbruche des Tages gieng der Herzog von Guiſe mit einer ſtarken Anzahl Kavallerie und Infanterie über den Fluß, um ſie zu verfolgen. Der Eine der Flüchtigen hatte keine Schuhe, der Andere keine Waffen, jener war ohne Sattel, dieſer ohne Zaum, aber alle gleichmäßig unbewafnet. Sie wurden zer- ſtreut und niedergemacht, den Grafen von Mont- gommery und den Stiftshauptmann von Chartres ausgenommen, welche ſich ungefähr mit zehen ihrer Gefährten retteten, nach vielen Gefahren unbekannt das Meeresufer erreichten, und nach England ſich flüchteten. Den erſten und den folgenden Tag wur- den in der Hauptſtadt mehr als zehntauſend Hugo- notten, und unter dieſen mehr als fünfhundert Ba- ronen und Edelleute oder Officiere vom erſten Ran- ge, welche aus allen Gegenden des Reichs herbeyge- kommen waren, um die Vermählungsfeyer zu ver- herrlichen, umgebracht. Briquemaut und Arnold von Cavagne wurden gefangen geſetzt, und hernach

A.D. 1572.

durch

A. D. 1572. durch ein Parlamentsurtheil als Rebellen geviertheilt. Der Körper des Admirals wurde von dem wüthenden Volke, das ſeinen Namen verwünſchte, durch die Straßen nach Montfaucon, einem Richtplatze, geſchleift, und mit einem Fuße am Galgen aufgehangen. Einige Tage nachher wurde unter dem Beyfalle und Jubel des Volkes ein Feuer unter dem nämlichen Galgen angezündet, und der Leichnam zur Hälfte verbrannt. Des Geſpöttes und der Beſchimpfungen deſſelben war kein Ende, bis der Marſchall von Montmorency durch zwey ſeiner Bedienten die elenden Ueberbleibſel nächtlicher Weile hinwegnehmen, und ſie zu Chantilly heimlich begraben ließ.

Dies war das Ende des Admirals Kaspar von Coligny, deſſen Name während einem Zeitraume von zwölf Jahren ganz Frankreich nicht weniger mit einem großen Rufe als mit Schrecken erfüllt hatte; ein für die ganze Welt denkwürdiges Beyſpiel, wie ſchnell und fürchterlich das Ende derjenigen ſey, welche aus eigenem Intereſſe durch Liſt und Kunſtgriffe eine dauerhafte Größe und Macht bloß auf die einzige Grundſäule der menſchlichen Vernunft bauen zu können glauben! Da er von ſeiner Jugend an zu den vornehmſten Stellen des Kriegsſtandes war erhoben worden, und ſich durch ſeine Tapferkeit und Klugheit zu den erſten Ehrenſtellen aufgeſchwungen hatte, ſo war nicht zu zweifeln, daß er es nicht allen

Feld=

Feldherren ſeines Zeitalters gleichgethan, oder ſie übertroffen, und ſich die Würde eines Connetabels errungen haben würde, wenn er nicht ſeine Größe auf Faktionen und bürgerliche Zwietracht wider die rechtmäßige Gewalt ſeines Königes hätte aufführen wollen. Selbſt aus dem dunkeln Abgrunde der Zwietracht und der Empörungen glänzten ſeine Thätigkeit, Beharrlichkeit, und ſein Hochſinn wie eben ſo viele Lichter hervor; beſonders aber ragte über Alles ſein bewundernswürdiger Geiſt hervor, der ſich zu jedem großen Gedanken erhob, und vor der Ausführung nicht zurückbebte. A. D. 1572.

Der Herzog von Anjou gieng den Tag nach dem Tode des Admirals an der Spitze des Garderegiments aus dem Louvre, und marſchierte durch die Stadt und die Vorſtädte, um in jene Häuſer mit Gewalt einzudringen, welche Widerſtand leiſten würden: aber alle Hugonotten waren entweder ſchon umgebracht, oder hatten aus Furcht das weiße Kreuz auf den Hut geſteckt, wie es alle Katholiſchen trugen. Sie ſuchten ſich zu verbergen, und dem Tode zu entrinnen: deutete aber irgend Jemand auf den Straßen mit dem Finger auf ſie, oder erkannte man ſie auf eine andere Art, ſo wurden ſie ohne Barmherzigkeit ermordet, und in den Fluß geworfen. Den Tag vor dieſem gräßlichen Blutbade hatte der König viele Kuriere in verſchiedene Gegenden des Reichs an die Statthalter der Städte und

A. D. 1572. Provinzen mit dem Befehle geſchickt, das Nämliche zu veranſtalten: ſie befolgten aber denſelben mehr oder weniger ſtreng, je nachdem ein Jeder geneigt war. In der nämlichen Nacht wurde zu Meaux, und die folgenden Tage zu Orleans, Rouen, Bourges, Angers, Toulouſe, und in vielen andern Oertern, aber vorzüglich zu Lyon ein großes Blutbad unter den Hugonotten angerichtet, ohne auch Alter noch Geſchlecht zu verſchonen. In jenen Oertern und Gegenden, wo die Statthalter entweder Anhänger der Prinzen oder des Hauſes Montmorency waren, wurden dieſe Befehle ſpäter und nicht ſo ſtrenge vollſtreckt. In der Provençe weigerte ſich der Graf von Tende gänzlich, Folge zu leiſten, weswegen er, wie man glaubte, auf Befehl des Königs zu Avignon aus dem Wege geräumt wurde. Wir könnten hier ſchreckliche und außerordentliche Auftritte erzählen: denn dieſes Strafgericht dehnte ſich mit einer ſo wunderbaren Verſchiedenheit in ſo viele Gegenden und auf alle Stände der Menſchen aus, daß, dem Gerüchte zu Folge, in wenigen Tagen mehr als vierzig tauſend Hugonotten umkamen; aber die gedrängte Darſtellung der Begebenheiten, welche wir bis itzt beobachtet haben, erlaubet nicht, uns in der tragiſchen Erzählung dieſer Auftritte weiter zu verbreiten.

Der König verfügte ſich in Begleitung aller Prinzen und Höflinge den dritten Tag nach dem Tode

Tode des Admirals, während das Niedermetzeln ſei- A. D.
ner Anhänger noch nicht ganz aufhörte, in das Par- 1572.
lament. Obſchon er in den erſten Tagen ſowohl mündlich als durch Briefe das Blutbad einem Volksaufſtande zuſchrieb, ſo legte er doch in einer weitläuftigen Rede die Gründe vor, welche ihn zur Ausrottung dieſer Rebellen bewogen hätten, die beſtändig gegen ſeine Perſon und das Reich Verſchwörungen angezettelt. Er habe denſelben ſo oft ihre begangenen Ausſchweiſungen verziehen, ſie ſeyen aber immer als Meineydige in neue Verſchwörungen zurückgefallen; Er ſey endlich in die Nothwendigkeit verſetzt worden, denſelben zuvor zu kommen: denn er habe gleichſam wie durch ein Wunderwerk die Verſchwörung entdeckt, vermöge welcher ſie ihm das Leben nehmen wollen; ſie ſey nicht nur allein gegen ſeine Perſon, ſondern auch gegen ſeine Mutter, die Herzoge von Anjou und Alençon, und gegen den König von Navarra ſelbſt gerichtet geweſen, welchen ſie nicht weniger als die Andern für ihren Feind hielten, weil er ſich von ihrer Verbindung loßgeriſſen habe. Er komme alſo, das Parlament davon zu unterrichten, damit es mit der nämlichen Strenge gegen diejenigen verfähre, die in dieſe ſo ſchreckliche Verſchwörung verwickelt ſeyen, und der ganzen Welt die nothwendigen und gerechten Beweggründe bekannt machte, welche ihn zu einer ſo ſtrengen Gerechtigkeit und ſchweren Rache gezwungen hätten.

A.D. 1572. Nach dieſer Rede, in welcher Er gefliſſentlich zu beweiſen ſich bemühete, daß dieſes Blutbad nicht die Wirkung eines vorher entworfenen Planes, ſondern des Zufalles und der Nothwendigkeit geweſen ſey, befahl der König, in den Akten dieſes Gerichtshofes die Erklärung zu regiſtriren, daß das, was in Paris und den andern Städten ſeines Reiches gegen den Admiral geſchehen ſey, auf ſeinen Befehl und ausdrücklichen Auftrag vollbracht worden. Nachher befahl Er, die gefänglich Eingezogenen zu verhören, ihre Empörungen in ein helles Licht zu ſetzen, und die von den Geſetzen gegen ſie verhängten Strafen zu verfügen. Endlich ließ Er nicht nur allein im Parlamente, ſondern auch durch alle Straßen der Stadt bekannt machen, dem Blutvergießen in dem ganzen Reiche ein Ende zu machen, da das bis jetzt vergoſſene für die gerechte Rache ſchon hinreiche. In Paris verſtand es ſich von ſelbſt: denn hier waren alle Hugonotten ſchon aufgerieben worden; aber in den übrigen Städten, wo die Befehle ſpäter ankamen, vollſtreckte man dieſelben, der Entfernung der Oerter gemäß, mit mehr oder weniger Geſchwindigkeit und Nachdruck. Das Parlament befaßte ſich gierig mit dem Auftrage, gegen die Hugonotten zu verfahren, und machte den Gefangenen einen förmlichen Proceß. Briquemaut und Cavagne, welche ſich in den Gefängniſſen des Louvre befanden, wurden dem Urtheile gemäß mit glühenden Zangen gezwickt,

zwickt, und geviertheilt. Ein Gleiches geſchah mit dem Bildniſſe des Admirals, welcher für einen Rebellen, einen Ruheſtörer des Reichs, einen Ketzer und Feind aller Gutgeſinnten erklärt wurde. Das Parlament befahl, um ſein Andenken noch mehr zu brandmarken, deſſen Schloß von Chatillon bis auf den Grund zu ſchleifen; es erklärte ſeine ganze Nachkommenſchaft ihres Adels verluſtig, und unfähig, in dem ganzen Reiche eine Stelle zu bekleiden, oder Güter zu beſitzen. Der König ſchickte dieſem zu Folge ſogleich den Grand-Prevot ab, um die Witwe und Kinder des Admirals gefangen zu nehmen; aber ſie hatte ſchon mit der Witwe Teligny's, ihrer Stieftochter, dem älteſten Sohne des Admirals, und Laval, D'Andelot's Sohne, die Flucht nach Genf ergriffen, von wo ſie ſich nach Bern der größeren Sicherheit wegen begaben. Die übrigen Kinder des Admirals, welche noch ſehr klein und jung waren, wurden nach Hofe gebracht, wo ſie in ihrem zarten Alter jenes Schickſal erfahren mußten, welches bey der Wandelbarkeit der menſchlichen Dinge den Sturz und Untergang großer Familien zu begleiten pflegt. A.D. 1572.

In den folgenden Tagen nach dem Blutbade in Paris wurde La Charite', welche Stadt die Hugonotten noch im Beſitze hatten, durch die Kompagnie der Gensdarmes des Herzogs von Nevers eingenommen, welche unter dem Vorwande in dieſelbe einge-

A.D. 1572. zogen war, um die Muſterung zu paſſiren, und den Sold zu empfangen. Sie bemächtigte ſich ſogleich der Thore und der vornehmſten Plätze mit ſo viel Geſchicklichkeit und Geſchwindigkeit, daß die Einwohner der Stadt keinen Widerſtand zu leiſten wagten, noch irgend einen Aufſtand erregten. So kam dieſe Stadt wieder in die Gewalt des Königs. Der Vicomte von Joyeuſe wollte auf die nämliche Art Montauban, und Philipp Strozzi La Rochelle überrumpeln: wäre es ihnen geglückt, ſo hätte man die Herſtellung der Ruhe von Frankreich hoffen können; aber die Einwohner ſtanden auf ihrer Hut, und vereitelten durch ihre Wachſamkeit das Vorhaben dieſer Feldherren, ſo wie die unter dem Vorwande des flandriſchen Krieges gemachten ungeheueren Zurüſtungen. Der Vicomte von Joyeuſe ließ ſein ganzes Corps, da er ſeine Abſicht entdeckt ſah, aus einander gehen, behielt nur eine kleine Anzahl Edelleute des Landes bey ſich, und zog ſich in die Städte ſeiner Statthalterſchaft zurück. Strozzi, deſſen Heer an Infanterie und Kavallerie viel ſtärker war, fieng an, La Rochelle zu belagern, und einzuſchließen; er ermahnte die Einwohner, zum Gehorſam gegen den König zurückzukehren, ohne daß ſie ſich der Strenge der Gerechtigkeit und den Schreckniſſen eines verzweifelten Krieges ausſetzten. Sie antworteten darauf zweydeutig, um Zeit zu gewinnen, da ſie entſchloſſen waren, keine Bedingniſſe einzugehen.

hen. Sie ſetzten nicht nur ein großes Vertrauen A. D. 1572.
in die Feſtigkeit ihrer Stadt und die vortheilhafte Lage derſelben, ſondern auch die in großer Menge dorthin geflüchteten reformirten Prediger feuerten ohne Unterlaß das Volk an, ſeine bisher genoſſene Gewiſſensfreyheit zu vertheidigen, und den Verſprechungen der Katholiſchen keinen Glauben beyzumeſſen, welchen es ihre Religion erlaube, Ketzern das gegebene Wort nicht zu halten. Dieſen Gründen ſetzte Strozzi andere entgegen, und ſtellte ihnen die Nothwendigkeit, dem Könige Gehorſam zu leiſten, und den unvermeidlichen Untergang vor, welchen ihre Hartnäckigkeit nach ſich ziehen werde. So brachte man die Zeit mit Unterhandlungen zu, ohne doch von beiden Seiten Feindſeligkeiten auszuüben; die königliche Infanterie und Kavallerie blieb in ihren Quartieren in den benachbarten Oertern um die Stadt ſtehen, und die Flotte bewachte die Mündungen der Flüſſe, damit dieſelbe weder Sukkurs noch Lebensmittel erhalten könnte.

Indeß war man am Hofe mit der Bekehrung des Prinzen von Condé und des Königs von Navarra unermüdet beſchäftigt. Die Königinn-Mutter und der Staatsrath hielten dafür, daß das Reich, wenn man einmal dieſe Prinzen von Geblüte der Parthey der Hugonotten entzogen, und den Misvergnügten allen Vorwand zur Unterſtützung benommen hätte, von allen böſen Säften ſich reinigen würde,

A. D. 1572. welche durch ihre hartnäckige Heftigkeit in dem Laufe ſo vieler Jahre die Ruhe deſſelben geſtört hätten. Sie ſahen den guten Erfolg, welchen die Exekution hervorgebracht, da viele Hugonotten den katholiſchen Glauben annahmen, oder ihr Vaterland verließen. Der Kardinal von Bourbon, Oheim beider Prinzen, befaßte ſich mit dieſem Bekehrungsgeſchäfte; er ließ kein Mittel unverſucht, welches er für dienlich hielt, um dieſe zarten Gemüther für die katholiſche Religion zu gewinnen. Jeden Tag wandte er mit dem Pater Maldonat, einem Jeſuiten, und anderen Doktoren mehrere Stunden zu ihrem Unterrichte an. Der Zufall wollte es, daß des Roſieres, ein reformirter Prediger, Kalvins Lehre gerade zu der Zeit abſchwor, um der drohenden Gefahr zu entgehen, und ſich die Gunſt des Hofes zu erwerben. Er beſtritt mit der größeſten Beredtſamkeit und Gelehrſamkeit Kalvins Meinungen und Lehren. Dies verſchafte den Prinzen einen gegründeten Vorwand, ſich in den Schooß der Kirche auf eine gute Art zu werfen, da ſie dem Anſcheine nach den Fußtapfen Jenes folgten, der doch ihr Lehrer in der reformirten Religion geweſen war. Der König von Navarra beſchloß, ſich zuerſt in die Zeitumſtände zu fügen, und ſich mit weniger Widerſetzlichkeit und einer gewiſſen Geradheit mit der Kirche zu verſöhnen. Die meiſten ſeiner Diener, welche von der allgemeinen Niederlage übrig geblieben waren, folgten ſeinem Beiſpiele.

Der

Der Prinz von Conde' war, ſeiner Jugend un- A. D. 1572.
geachtet, aber vielleicht aus Mangel der Erfahrung, von einem viel hartnäckigeren Geiſte beſeelt; alle Ueberredungen und wiederholte Drohungen fruchteten nichts. Er weigerte ſich ſo lange, den katholiſchen Glauben anzunehmen, bis ihn der durch ſeine Widerſetzlichkeit aufgebrachte König zu ſich kommen ließ, um den letzten Verſuch zu machen, und demſelben mit fürchterlicher Stimme und Geberde folgende drey Worte zurief: Meſſe, Tod, oder Baſtille. Er erlaubte ihm nicht, nur ein Wort einzuwenden. Dieſe fürchterlichen Drohungen ſowohl als die andern in Bewegung geſetzten Springfedern beſiegten endlich ſeine Hartnäckigkeit, dem Beyſpiele der Andern zu folgen. Sobald ihn der Kardinal, ſein Oheim, unterrichtet hatte, ſo wohnte er öffentlich mit der Prinzeſſinn ſeiner Gemahlinn, einer Schweſter der Herzoginn von Nevers, der Meſſe bey. Das Nämliche that Ludewig, Prinz von Conti, und Karl Graf von Soiſſons, deſſen jüngere Brüder, welche nachher ſtandhaft bey der katholiſchen Religion beharreten. Der König und die Königinn-Mutter faßten wegen der **Bekehrung** dieſer Prinzen die ſtärkſten Hofnungen für die Ruhe des Reichs. Der König von Navarra und der Prinz von Conde' ſchickten ſogleich Geſandte an den Pabſt, um dadurch ihrer Bekehrung das Siegel der **Authenticität** aufzudrücken, und dem Pabſte öffentliche Beweiſe ihrer Unterwür-

 figkeit

A. D. 1572. ſigkeit zu geben. Der über dieſe glückliche, und in dem Anfange ſeines Pontifikats ſich eräugnete Begebenheit erfreute Pabſt empfieng dieſe Geſandtſchaft mit außerordentlichen Beweiſen ſeiner Liebe und Gewogenheit, indeß der franzöſiſche Hof ſich glückwünſchte, durch ſeine Politik das Reich in den Stand geſetzt zu haben, bald eine dauerhafte Ruhe genießen zu können. Man bot nun alle mögliche Künſte auf, um La Rochelle unter'n Fuß zu bringen, und dadurch die allgemeine Ruhe zu befeſtigen.

Blutige und gewaltthätige Mittel bringen ſelten die erwünſchte Wirkung hervor: die Hartnäckigkeit der Menſchen oder die göttliche Vorſehung hatte ſchon ein Anderes beſchloſſen. Diejenigen Hugonotten, welche durch allerhand Wege und Zufälle der allgemeinen Niederlage entronnen, und zum katholiſchen Glauben nicht übergegangen waren, hatten ſich nach der Lage ihrer Heymath verſchiedene Zufluchtsörter gewählt. Jene von der Normandie, von Bretagne, und der Pikardie flüchteten ſich in großer Anzahl nach England, um dort nicht nur allein nach ihrem Glauben leben, ſondern auch unter der Anführung des Grafen von Montgommery und dem Schutze der Königinn Eliſabeth über das Meer gehen, und in irgend einer Gegend des Reichs das Kriegsfeuer erneuern zu können. Die von Dauphiné, Provençe, und dem Lyon'ſchen hatten ſich in die Schweiz zurückgezogen, wo ſie durch Reden und Schrif-

Schriften über das an den Anhängern der reformir- A. D. 1572.
ten Religion ausgeübte Blutbad die proteſtantiſchen Kantons zum Aufſtande und zum Bruche mit Frankreich zu reizen ſich bemüheten. Unter dieſen befanden ſich die Söhne D'Andelots und des Admirals, welche durch den Ruf und das Anſehen ihrer Väter, durch ihr zartes Alter, und das Elend ihres gegenwärtigen Zuſtandes bey Jedem das größeſte Mitleiden erregten. Jene von Champagne und Burgund begaben ſich nach Deutſchland, wo ſie bey den proteſtantiſchen Fürſten und den freyen Reichsſtädten den König in einen übeln Ruf zu bringen ſuchten. Diejenigen Hugonotten, welche in den innern Gegenden von Frankreich wohnten, hatten kein anderes Rettungsmittel, als ſich in vier feſte von ihrer Parthey beſetzte Plätze einzuſchließen, und ſich dort mit aller Macht zur Vertheidigung zu rüſten. Die von Isle de France, Beauſſe, und Nivernois bemeiſterten ſich von Sancerre; die Einwohner von Languedok und Gascogne befeſtigten Nismes und Montauban; Jene von Anjou, Poitou, Saintonge und einem Theile von Guienne wählten La Rochelle als einen ſichern Hafen. Die Bürger dieſer Stadt ergriffen, unter dem Commando des Jakob Heinrichs, ihres Maire, die Waffen, und theilten ſich in acht Kompagnien, jede zu zweyhundert Mann, ein, welche ſich beſtändig in den Waffen übten. Auch die vom Rathe hatten eine beſondere Kompagnie,

hun-

A. D. 1572. hundert und funfzig Mann ſtark, gebildet, welche gleichſam eine Obriſten-Kompagnie vorſtellte, und von Arandelle, dem Lieutenant des Maire, einem nicht weniger erfahrnen als tapfern Manne, angeführt wurde. Nebſt dieſen Bürgerkompagnien, welche zur eigenen Vertheidigung ohne Sold dienten, hatten ſich funfzehnhundert fremde Soldaten, lauter Veteraner, eingefunden, welche unter dem Commando verſchiedener Hauptleute ſtanden, und aus den Steuern der Stadt und der umliegenden Gegend bezahlt wurden. Zu dieſen kamen noch ſechzig aus den umliegenden Gegenden flüchtige Edelleute und ſieben und funfzig Prediger, welche unter dem Geräuſche der Waffen und den Vertheidigungsanſtalten nicht aufhörten, das Volk zur Standhaftigkeit anzufeuern. Die Zurüſtungen an Munition und Artillerie entſprachen dem Muthe und der Bereitwilligkeit der Einwohner: nebſt einem großen Vorrathe von Pulver, und den Mühlen, um neues zu verfertigen, befanden ſich in den Zeughäuſern der Stadt Büchſen, Musketen, und Piken in Menge, neue Feldſchlangen von außerordentlicher Größe, acht Kanonen, acht und zwanzig Feldſtücke, und mehr als ſechzig Falkonetts, und Standröhre, in deren Behandlung ſich die Bürger aufs fleißigſte übten. Sie waren auch nicht weniger darauf bedacht, Lebensmittel zuſammen zu bringen: ſie ſparten weder Mühe noch Geld, um ihre Magazine mit Früchten und

und Lebensmitteln, woran die benachbarten Inſeln A. D.
Ueberfluß haben, und mit allen Nothwendigkeiten 1572.
anzufüllen, welche zur Ausdauerung einer langen Belagerung erfodert werden.

Dieſen Kriegsrüſtungen ſetzte der König und die Königinn-Mutter nur Unterhandlungen und Friedensvorſchläge entgegen; ſie wünſchten nichts mehr als die Früchte ihres Meineydes zu genießen, ohne ſich in neue Gefahren und Unruhen zu verwickeln: ſie wollten die Einwohner von La Rochelle nicht zu einer gänzlichen, aber doch zu einer anſcheinenden Unterwerfung bringen, und die Ueberbleibſel des Feuers auslöſchen, welches einen neuen Brand verurſachen könnte. Dieſem zu Folge ernannten ſie den Herrn von Biron zum Gouverneur von La Rochelle, einen Mann, welchen man allgemein für einen heimlichen Anhänger der Hugonotten und ihres Glaubens hielt; im Grunde war er aber ein Katholik, aus Eiferſucht ein Feind des Hauſes von Guiſe, und wünſchte ſeines Intereſſe's wegen die Fortſetzung des Krieges. Der König und die Königinn-Mutter ſetzten wegen den Wohlthaten, womit ſie ihn überhäuft hatten, ein Vertrauen in denſelben: aber ſie betrogen ſich. Obſchon ſie Anfangs beſchloſſen hatten, ihn von dem Maſſacre der Hugonotten nicht auszunehmen, ſo überredeten ſie ſich doch, daß die Einwohner von La Rochelle das nämliche Vertrauen gegen denſelben hegen, und ihn wenigſtens dem

Scheine

A. D. 1572. Scheine nach als Gouverneur annehmen würden, wenn ſie ihm die wirkliche Gewalt nicht einräumen ſollten. Auf dieſe Art wäre die Ehre des Königs, die Sicherheit und Freyheit der Einwohner geborgen.

Der Erfolg zeigte, wie wenig man auf Menſchen rechnen könne, welche die ausgeſtandenen Gefahren und Unbilden auf **Marmor** eingraben, anſtatt daß die Urheber derſelben ſie nur auf **Sand** ſchreiben, und in ihrem Inneren Abſichten und Intereſſen hegen, die von dem äußeren Scheine ihrer Handlungen ganz verſchieden ſind. Der Herr von Biron begab ſich in die Gegend von La Rochelle. Er wünſchte entweder die Fortſetzung des Krieges, auf welchen er die Hofnung ſeiner Erhöhung gebauet hatte; oder er mochte entweder aus natürlichem Stolze insgeheim aufgebracht ſeyn, weil er ſich für ſeine Dienſte ſchlecht belohnt, oder weil er es nicht für gut hielt, daß die katholiſche Parthey, bey welcher er ſchon verdächtig war, die Oberhand gewönne; vielleicht befürchtete er auch, daß man ihm dieſes idealiſche Gouvernement übertragen habe, um ihm das Kommando der Artillerie abzunehmen; vielleicht argwöhnte er auch, man möchte am Ende nach und nach Alle aus dem Wege zu ſchaffen ſuchen, welche der gegenwärtigen Regierung verdächtig ſchienen, oder keine Anhänger des Hauſes von Guiſe ſeyen. Er ermahnte insgeheim die von La Rochelle, weder Ihn noch Andere in die Stadt aufzunehmen, wenn

ſie

ſie ihre Freyheit behaupten, und ſich nicht der Dis- A. D. 1572.
kretion des Königs überliefern wollten. Er wiſſe, daß es die Abſicht des Königs ſey, nicht nur allein die Parthey der Hugonotten ganz auszurotten, ſondern auch der Stadt ihre Freyheiten und Privilegien zu rauben, und ſie zu einer ſolchen Unterwürfigkeit zu bringen, daß ſie nie mehr den Ruheſtörern des Reichs zum Zufluchtsorte und zum Waffenplatze dienen könnte. Dieſe geheimen Ermahnungen machten die Einwohner von La Rochelle nur noch entſchloſſener zur Gegenwehr, obſchon ſich der Herr von Biron äußerlich aufs lebhafteſte beſtrebte, in die Stadt aufgenommen zu werden; ſie weigerte ſich aber beſtändig, ihn als Gouverneur anzuerkennen. Die Einwohner behaupteten, daß es ihrer Freyheit und ihren Privilegien ſchnurgerade entgegen laufe, welche doch der König immer handhaben zu wollen vorgebe. Mit dieſen Unterhandlungen wurden mehrere Tage zugebracht. Indeß hatte die Königinn-Mutter die Intriken Biron's erwittert, und ſuchte ein neues Subjekt, welches geſchickter ſeyn möchte, die Bürger von La Rochelle zu überreden, und ſie beugſamer zu machen. Das Glück zögerte auch nicht, ihr einen Mann zu liefern, wie ſie ihn brauchte.

Die Hugonotten waren, als der Admiral noch lebte, unter der Anführung des Grafen von Naſſau ihren Brüdern in Flandern zu Hülfe gekommen,

hat-

A. D. 1572. hatten die Stadt Mons eingenommen, und die Spanier in nicht geringe Verlegenheit geſetzt, welche die Verſtellungskünſte des Königs von Frankreich nicht recht begreifen konnten, und glaubten, daß es mit ſeiner Einwilligung geſchehe, um den niederländiſchen Krieg zu beginnen, womit ſie ſchon ſo lange bedroht worden. Der katholiſche König zog in dieſer Gegend ſeine ganze Macht zuſammen, um die weitern Fortſchritte dieſes Krieges zu hemmen, welchen man ſchon für ausgemacht hielt. Da in kurzer Zeit hernach das unter den Hugonotten in Paris angerichtete Blutbad erfolgte, und die wahren Geſinnungen des Königs der ganzen Welt kund wurden, ſo beſchloſſen diejenigen, welche Mons eingenommen, ſich zu ergeben, weil ſie gar keinen Sukkurs mehr zu hoffen, und durch die Belagerung ſehr gelitten hatten. Sie zerſtreuten ſich in die Pikardie und die umliegenden Gegenden, wo die Gouverneurs überall auf ſie Jagd machten. Das Korps, welches dem Herrn von Genlis, ihrem Hauptanführer, gefolgt war, wurde von dem Herrn von Villers, Gouverneur von Chaulnes, geſchlagen, und zuſammen gehauen. Genlis blieb mit Vielen ſeiner Anhänger und Officiere auf dem Platze. La Noue, welcher im vorigen Kriege Gouverneur von La Rochelle geweſen, und mit dem größeſten Ruhme die Provinz Saintonge für die Prinzen vertheidigt hatte, wurde ganz allein und insgeheim von dem Her-

zog

zog von Longueville, Statthalter von der Pikardie, A. D. 1572.
aufgenommen, und von demſelben, nach einem für ihn erhaltenen freyen Geleite, dem Könige vorgeſtellt, welcher ihn in Betracht ſeines großen Ruhmes, ſeiner Kriegskenntniſſe und Staatsklugheit ſehr gütig aufnahm. Dies war der Mann, welchen man für tauglich hielt, auf die Einwohner von La Rochelle zu wirken, und durch ſeine Beredtſamkeit und Geſchicklichkeit die Hartnäckigkeit des Volkes zu beſiegen, bey welchem er wegen den der Stadt vormals geleiſteten Dienſten im größeſten Anſehen ſtand.

Der König und die Königinn-Mutter theilten ihm ihre Abſichten mit: ſie ſeyen nicht geſonnen, die Freyheit und die Privilegien der Bürger von La Rochelle einzuſchränken; noch weniger wollten ſie dieſelben zwingen, den Glauben zu verlaſſen, zu welchem ſie ſich bekenneten: ſie wollten nur verſichert ſeyn, daß dieſe Stadt nicht mehr der Zufluchtsort der Ruheſtörer und Feinde des Reichs ſey; ſie ſollte ſich alſo mit Vorbehalt ihrer Privilegien und Religionsfreyheit ihrem rechtmäßigen Souverain unterwerfen. La Noue nahm, obſchon, wie Einige ſagten, gezwungen, dieſes Geſchäft über ſich, und reiſete in Geſellſchaft des Abbe' Johann Baptiſt Guadagni, eines Florentiners, vom Hofe ab, um den letzten Verſuch bey den Bürgern von La Rochelle zu machen; aber die Gemüther derſelben waren ſchon,

A. D. 1572. theils durch Biron's geheime Rathſchläge, theils durch die Ermahnungen der Prediger ſo entflammt, daß jeder Verſuch fruchtloß ablief, um ſie zum Gehorſame gegen den König zurückzubringen. Sie hatten wohl den La Noue in ihre Stadt, aber ſehr kalt, und mit wenigen Ehrenbezeugungen aufgenommen: aber anſtatt ſie zu überreden, ſich auf die Gnade des Königs zu unterwerfen, entſchloß er ſich, nicht nur allein bey ihnen zu bleiben, ſondern auch das Oberkommando ihrer Truppen anzunehmen, welches ſie ihm in der Abſicht anboten, um einen Mann von Anſehen, Tapferkeit und Kriegskenntniß an ihrer Spitze zu haben. Dies war vielleicht ſeine Abſicht; vielleicht mochte ihn auch ſeine eigene Sicherheit dazu bewogen haben. Er verabſchiedete alſo den Abbe' Guadagni, und trug ihm auf, bey dem Könige ihn zu entſchuldigen, und denſelben zu verſichern, daß er das Oberkommando nur in der Hofnung übernommen habe, die Stadt mit der Zeit zum Gehorſame zurückzubringen, und zu verhindern, daß ſie ſich in der größeſten Noth in die Arme Anderer werfe, welche alsdann den Aufrührern und Fremden den Weg eröfnen könnten, um die Ruhe des Reichs zu ſtören, und daſſelbe in Gefahr zu ſtürzen. Durch dieſe Entſchuldigungen wollte er ſein Verſprechen zu erfüllen ſuchen, und hielt durch eine glückliche Politik den König ſo lange in Zweifel, bis die erfolgten Begebenheiten ſeine Verſicherungen bekräf-

kräftigten. Dies war der zweyte Fehler, welchen der Hof in Rückſicht der Unterwerfung von La Rochelle begieng: denn anſtatt ſogleich Gewalt zu brauchen, indeß die Bürgerſchaft noch unentſchloſſen, die Stadt noch nicht ſo ſtark befeſtigt, und mit Munition und Lebensmitteln verſehen war, ergriff man den Weg der Unterhandlungen, weil man ſich vor der Erneuerung des Krieges fürchtete, oder weil der Hof die ganze Sache für zu unwichtig hielt. Biron beſtärkte nur durch ſeine Unterhandlungen den Muth und die Hartnäckigkeit der Einwohner; durch La Noue's Sendung erhielten ſie einen Feldherrn, deſſen ſie vor Allem bedurften. A. D. 1572.

Man ſah jetzt ein, daß da, wo Ueberredungsgründe und Liſt nichts fruchteten, die offenbare Gewalt an die Stelle derſelben treten müßte, vorzüglich da das Beyſpiel von La Rochelle die Städte Nismes, Sancerre, Montauban und einige andere Plätze zu gleichem Widerſtande aufmunterte. Der König, welcher einmal das Ende ſehen wollte, gab, aber zu ſpät, dem Herrn von La Chatre, Statthalter von Berry, den Befehl, ohne Verzug Sancerre zu belagern. Der Marquis von Villars, welcher zum Lieutenant des Königs von Navarra ernannt worden, wurde nach Guienne, und der Vicomte von Joyeuſe, auf den der König und die Königinn-Mutter ein großes Vertrauen ſetzten, gegen Nismes, und die übrigen benachbarten Plätze ge-

A. D. 1572. ſchickt. Philipp Strozzi und Biron, deſſen Argliſt man entweder nicht kannte, oder den man nicht gerne entbehren wollte, erhielten den Auftrag, la Rochelle einzuſchließen, bis der Herzog von Anjou mit der ganzen Macht des Reiches herbey kommen würde. La Chatre, ein eifriger Katholik, und Anhänger der Herren von Guiſe, lagerte ſich ohne Zeitverluſt vor Sancerre, einer an den Gränzen ſeiner Statthalterſchaft von Berry, und nahe an der Loire liegenden Stadt, welche durch dieſen Fluß aus verſchiedenen Gegenden Hülfe erhalten kann. Nach mehreren blutigen Stürmen, die aber alle fruchtloß abliefen, ſuchte er ſie durch Hungersnoth in ſeine Gewalt zu bringen, und ſchloß ſie von allen Seiten ſo enge ein, daß er ſie endlich zur Uebergabe zwang, nachdem die Einwohner acht ganze Monate mit einer unglaublichen Geduld und Beharrlichkeit alles Elend ausgeſtanden hatten, welches der menſchlichen Natur zu ertragen fähig iſt. Der Marquis von Villars, welcher an Coligny's Stelle das zweitemal zum Admiral ernannt worden, marſchierte mit gleichem Entſchluſſe nach Guienne, verjagte die Hugonotten aller Orten, eroberte die von ihnen beſetzten Städte, und zwang ſie endlich, ſich in Montauban zu werfen, wo er denſelben ſo heftig zuſetzte, daß ſie in der äußerſten Noth ſich mehr durch ihre Standhaftigkeit, als durch ihre Zahl behaupteten. Der Marſchall von Damville, ohne deſſen Unterſtützung Joyeu-

Joyeuſe keine Fortſchritte machen konnte, hatte den A. D. 1572.
Hof verlaſſen, und ſich in ſeine Statthalterſchaft zurückgezogen: er ſuchte durch liſtige Verzögerungen Alles in die Länge zu ziehen, weil die gänzliche Unterdrückung der Hugonotten ſeinem Intereſſe und ſeinen Geſinnungen nicht entſprach. Er wußte überdies, daß er bey dem Könige in geringer Gnade ſtand, und bey dem pariſer Blutbade große Gefahr gelaufen war. Aus dieſer Urſache ließ er, gegen die Meinung Joyeuſe's und vieler Officiere, Nismes liegen, welche Stadt in dieſer Gegend der Sitz und Waffenplatz der Hugonotten war, und lagerte ſich vor Sommieres, einer kleinen und gering befeſtigten Stadt. Er beſtand hartnäckig darauf, dieſelbe zur Erhaltung ſeiner Ehre zu erobern, büßte aber dabey ſo viel Zeit und Volk ein, daß er nachher gleichſam aus Nothwendigkeit nur als ein müßiger Zuſchauer den endlichen Ausgang der ganzen Sache abwartete.

Die Erwartung Aller hieng von der Belagerung von la Rochelle ab. Jedermann ſah ein, daß die Eroberung dieſer Stadt den gänzlichen Untergang der Hugonotten nach ſich ziehen werde. Strozzi und Biron hielten ſie ſchon mehrere Wochen eingeſchloſſen, als der Herzog von Anjou in dem Anfange des Februars mit ſeinem Heere ankam, welches A. D. 1573.
aus der ganzen Gensdarmerie, der franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Infanterie und dem gröſseſten Theile

A. D. 1573. des katholiſchen Adels beſtand, und ungeheuere zur Belagerung einer ſolchen Feſtung erfoderliche Zurüſtungen mit ſich führte. Bey dem Heere befand ſich der Herzog von Alençon, dritter Bruder des Königs, der König von Navarra, und der Prinz von Condé, um den Einwohnern von La Rochelle alle Hofnung zum ferneren Schutze der Prinzen von Geblüte zu benehmen; ferner der Herzog von Montpenſier, von Aumale, von Guiſe und Du Maine, deſſen Bruder, von Nevers, von Bouillon, von Uzes, und von Longueville, der Prinz Dauphin, der Graf von Maulevrier, der Marſchall von Coſſé, der Baſtard von Angouleme, der Graf von Retz, der Herr von Montlüc, und alle Generale und Baronen, welche ſich einigen militäriſchen Ruf erworben hatten. Es ſchien, als hienge das Heil des Reiches und die gänzliche Entſcheidung aller Dinge von dieſer Unternehmung ab. Die Einwohner von La Rochelle hatten Zeit gehabt, ſich mit Allem zu verſehen, und ihre Stadt aufs Beſte zu befeſtigen; auch waren ſie entſchloſſen, ſich bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen.

La Rochelle hat eine ungemein vortheilhafte Lage. Von der Landſeite iſt dieſe Stadt in einem Umkreiſe von mehreren Meilen mit Moräſten umgeben, und auf der nördlichen Seite nur ein Zugang offen, der zu einem Thore der Stadt führt. Dieſes iſt mit Gräben, Mauern und Baſtionen auf neue Art befe-

ſtigt,

ſtigt, welche ſich wechſelsweiſe unterſtützen. Auf dieſe Art trafen Natur und Kunſt zuſammen, um dieſe Feſtung unüberwindlich zu machen. Sie beſitzt einen geräumigen Hafen, welcher von der Natur gleichfalls begünſtigt iſt; man kömmt in denſelben nur durch viele, von verſchiedenen Winden beſtrichene Mündungen, ſo daß zu jeder Zeit, und von irgend einer Zeit Schiffe in den Hafen fahren können, ohne daß die ſtärkſte Flotte im Stande ſey, den Eingang zu verhindern: denn die Küſte iſt von allen Seiten ſo unzugänglich, daß dieſelbe wegen den verſchiedenen Winden und den langen und anhaltenden Stürmen, die in dieſer Meeresgegend herrſchen, nicht lange unter Anker liegen kann, um den Hafen von allen Seiten eingeſchloſſen zu halten. Es iſt alſo unmöglich, der Stadt von der Meeresſeite alle Hülfe abzuſchneiden: aber ſo leicht es auch iſt, ſie zu belagern, ſo ſchwer iſt es auch, ſie zu erobern. Obſchon von der Landſeite die Gegend ſo erhaben iſt, daß ſie die Stadt gleichſam dominirt, ſo ſind doch die Feſtungswerke in einem engen Raume ſo hoch, ſo ſtark gebaut, und in ſolcher Anzahl, daß der Angriff äußerſt beſchwerlich iſt. Hinter denſelben liegt ein ſo geräumiger Waffenplatz, daß die Vertheidiger in gedrängter Schlachtordnung ein Treffen liefern können. A. D. 1573.

So war die Lage dieſer Feſtung, und ſo die Anſtalten zur Belagerung derſelben beſchaffen, deren

A. D. 1573. Ausgang aber auch ganz der geſchöpften Erwartung entſprach. Während fünf Monaten wurden unzählige Angriffe auf die Stadt gemacht, und gleichſam Schlachten geliefert. Der Herzog von Anjou ſparte weder Koſten noch Mühe; er bot allen Gefahren Troz, und ſtrengte Alles an, was die Kriegskunſt nur erfinden kann. Die Bürger und Soldaten, ſogar die Weiber vertheidigten ihre Stadt mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit und Tapferkeit. Eine einzige Stadt hielt alſo gegen die Macht eines ganzen Reiches Stand, und kämpfte nicht weniger gegen die äußerſte Noth und den Hunger, als gegen die Waffen ihrer Feinde. Während dieſer an ſo verſchiedenen Begebenheiten fruchtbaren Belagerung fand la Noue Gelegenheit, ſich mit dem Könige zu verſöhnen. Er erhielt die Erlaubniß, ſich auf ſeine Güter zu begeben. Während man ſich in dem Senate der Bürger berathſchlagte, ob man der Gewalt nachgeben ſolle, welcher man nicht länger widerſtehen könne, gerieth er mit einigen Predigern in Streit, die bey dem Pöbel Alles vermochten, und ſie ohne Rückſicht zur ferneren Standhaftigkeit ermahnten. Einer derſelben, la Place genannt, war ſo verwegen, daß er ihn ſchimpfte, mehrmals einen Verräther nannte, und ihm ſogar mit ſeiner Hand einen Streich ins Geſicht verſetzen wollte. Obſchon la Noue dieſe Unbild dem allgemeinen Wohle und der Ruhe aufopfern zu wollen

len ſchien, und der Prediger als ein Wahnſinniger A. D.
einige Tage lang eingeſperrt wurde, ſo fühlte er ſie 1573.
doch tief. Er ſah überdies voraus, daß ihm bey der Ankunft des Grafen von Montgommery, welchen man mit Hülfsvölkern aus England erwartete, das oberſte Kommando würde abgenommen, und dieſem Grafen übertragen werden, mit dem er lange ſchon in Feindſchaft lebte; er beſchloß alſo, la Rochelle zu verlaſſen, und gieng den folgenden Tag aus der Feſtung, unter dem Vorwande, mit dem Feinde zu ſcharmuzziren, wie er es oft zu thun pflegte, und begab ſich mit einigen Begleitern in das Lager des Herzogs von Anjou. La Noue legte das als eine Erfüllung ſeines dem Könige gegebenen Verſprechens aus, wozu ihn doch die Rache wegen der ihm angethanen Beſchimpfung, oder ſeine eigene Sicherheit bewogen hatte, um den Verläumdungen und Nachſtellungen der Prediger zu entgehen. Seinem Beyſpiele folgten viele andere Edelleute und Officiere. Dieſer Vorfall verminderte nicht im geringſten die Standhaftigkeit des Volkes und den Muth der Soldaten, welche mit Tapferkeit die ſtärkſten und blutigſten Stürme, die Tag und Nacht von verſchiedenen Seiten ohne Unterlaß gegeben wurden, aushielten, und dem Hunger und Elende einſtimmig Troß boten.

Von der Seite des Meeres hatten die Belagerer zwey Forts, das eine an der Spitze der Corelles,

A. D. 1573. und das andere dem neuen Hafen geradeüber erbaut. In dem erſten lag der Gardehauptmann Coſſeins, in dem andern Dû Guaſt, jeder mit tauſend Mann und funfzehn Kanonen, und in der Mitte derſelben ein großes Fahrzeug unter Anker, welches mit Feldſchlangen den Hafen beſchoß, und den Eingang verhinderte. Auf der Landſeite nahmen alle Prinzen und Baronen des Heeres einen gleichen Antheil an den Gefahren und Kriegsarbeiten. Die Laufgräben näherten ſich von allen Seiten, und jede Stunde wurden die Stürme erneuert: aber die Belagerten thaten einen gleichen Widerſtand, deren Muth und Standhaftigkeit nicht wenig durch die Nachrichten unterſtützt wurde, die ſie von ihren Freunden in dem königlichen Lager insgeheim erhielten. Sowohl unter den Feldherren als den Gemeinen befanden ſich Einige, die nichts weniger als die Eroberung von La Rochelle und die gänzliche Unterdrückung der Hugonottenparthey wünſchten. Biron, welcher die Artillerie kommandirte, und noch immer die alte Abneigung im Buſen nährte, ſoll mit der größten Argliſt, wie ihn Viele beſchuldigten, den Fortgang der Batterien verhindert, und die Standhaftigkeit der Belagerten dadurch vermehrt haben. Aller dieſer Kunſtgriffe ungeachtet waren ſchon die hartnäckigſten Bürger und die tapferſten Soldaten umgekommen, und die Hofnungen, Hülfsvölker aus England und Deutſchland zu erhalten, verſchwunden. Die proteſtan-

teſtantiſchen Fürſten, zu welchen der König den A. D. Grafen Kaspar von Schomberg geſchickt hatte, wa- 1573. ren durch deſſen Ueberredung mit einander überein gekommen, ſich nicht in die Unruhen von Frankreich zu miſchen, da kein einziger Prinz von Geblüte an der Spitze ſtand, welcher die Hugonotten durch ſein Anſehen und Geld hätte unterſtützen können. Die Königinn Eliſabeth von England, zu welcher der König in gleicher Abſicht den Albert von Gondi geſendet, weigerte ſich, Truppen und Schiffe unter ihrem Namen zu ſchicken. Der Graf von Montgommery, welcher mit einer ſtarken Anzahl ſchlecht ausgerüſteter und faſt unbemannter Fahrzeuge unter Seegel gegangen war, um den Belagerten zu Hülfe zu kommen, konnte nur ein mit Kriegsvorrath beladenes Schiff in den Hafen bringen: er wurde von der königlichen Flotte zurückgeſchlagen. Voll Verzweiflung, etwas ausführen zu können, begab er ſich auf die weite See, und dachte nicht mehr daran, la Rochelle zu entſetzen, und dieſer aufs Aeußerſte gebrachten Stadt zu Hülfe zu kommen, ſondern ſtreifte wie ein Corſar an den Ufern der Normandie und von Bretagne. Die Belagerten fiengen ſchon an, an Lebensmitteln und Kriegsvorrath Mangel zu leiden. Die Katholiken verlohren während der Belagerung von ſo vielen Monaten den Herzog von Aumale, welcher in den Laufgräben durch einen Kanonenſchuß getödtet wurde, eine große Anzahl

A. D. 1573. zahl Edelleute und Officiere, und mehr als zwanzig tauſend Gemeine ſowohl durch das Schwerdt der Feinde, als durch Krankheiten. Der Herzog von Anjou ſelbſt wurde, indem er die Poſten beſuchte, durch einen Falkonnetsſchuß, aber ſehr leicht, am Halſe, an der Seite, und an der linken Hand verwundet. Obſchon er der Ruhe bedurfte, ſo hörte er doch nicht auf, die Angriffe aufs lebhafteſte fortzuſetzen. Jeden Tag kamen friſche Hülfsvölker, unter welchen ſich ſechs tauſend neuerdings vom Könige in Sold genommene Schweizer befanden. Die Stadt war ſchon ſo ſehr auf das Aeußerſte gebracht, daß ſie ſich nicht länger behaupten konnte, und am Ende unter der Macht des Königs geſunken ſeyn würde, wenn nicht eine neue und entfernte Begebenheit den ihr drohenden Untergang abgewendet hätte.

Seit mehreren Monaten war die Wahl des Herzogs von Anjou zum Könige von Pohlen auf dem Tapete. Schon bey den Lebzeiten des König Sigismund Auguſt's hatte man dazu, aber mit der Bedingniß Hofnung gemacht, daß der Herzog von Anjou deſſen Schweſter zur Gemahlinn nehmen, und alsdann derſelbe von den Ständen des Reichs zu ſeinem Nachfolger erklärt werden ſollte. Obſchon Ernſt, Erzherzog von Oeſterreich, ein Sohn des Kaiſers, und Sigismund, König von Schweden, ſich als Mitwerber um dieſe Krone darſtellten, ſo

wurden doch nach dem Tode dieſes Monarchen ſeine A. D. 1573.
Hofnungen immer größer: Keiner derſelben ſchien mit dem Herzoge von Anjou in Rückſicht ſeiner Tapferkeit und ſeines Ruhmes die Vergleichung aushalten zu können. Der König von Frankreich verwendete ſich aus allen Kräften für dieſe Wahl, noch mehr aber die Königinn-Mutter, welche den Herzog, ihren Sohn, aufs zärtlichſte liebte. Geld, Verſprechungen, Intriken, und Alles wurde angewandt, was zur glücklichen Erreichung dieſes Zweckes nothwendig ſchien. Schon lange vorher hatte der Herr von Balagni die Sache eingefädelt, welcher unter dem Vorwande, die Welt zu ſehen, ſich in dieſem Reiche aufhielt, und mit den Großen deſſelben in Verbindungen eingelaſſen hatte, bis endlich Johann von Montlüc, Biſchof von Valence, Gui von Lanſac, und einige andere Herren von geringerem Stande als beſtimmte Unterhändler das Geſchäft mit mehr Wärme betrieben. Die größeſte Hinderniß, welche die Agenten des Königs fanden, war der Widerſtand der Evangeliſchen dieſes Reichs, welche gegen den Herzog von Anjou eine Abneigung hegten, weil er eines Theils ſeine Siege nur über diejenigen erfochten hatte, welche ſich zum nämlichen Glauben bekannten, andern Theils, weil ſie wegen der pariſer Bluthochzeit, die in dieſen Gegenden von den Proteſtanten verſchiedentlich erzählt wurde, befürchteten, er möchte, ſobald man ihn zum Könige

A. D. 1573. ge erwählt hätte, diejenigen verfolgen, welche ſich zu einer anderen als der katholiſchen Religion bekenneten, für deren eifrigen Verehrer man ihn hielt. Viele proteſtantiſche Fürſten Deutſchlands, welche über den Maſſacre der Hugonotten in Frankreich aufgebracht, und über die Erhöhung Heinrichs eiferſüchtig waren, ſuchten durch Schreiben und Geſandtſchaften die Furcht der Evangeliſchen zu vermehren. Der König bemühete ſich außerordentlich, ſowohl ſchriftlich, als mündlich durch ſeine Geſandten den allgemein verbreiteten Verdacht zu entfernen, als wenn das pariſer Blutbad nach einem lange vorher entworfenen Plane veranſtaltet worden ſey: Er ſchrieb es vielmehr dem Zufalle und der Tollkühnheit des Admirals zu, welcher, durch die von ſeinen Feinden erhaltene Wunde gereizt, ſich habe verleiten laſſen, eine neue Verſchwörung gegen das königliche Haus zu ſchmieden. Er ſey geſonnen, die Gewiſſensfreyheit, nicht aber die uneingeſchränkte Ausübung der reformirten Religion zu erlauben. Bey dieſen Erklärungen blieb man nicht ſtehen, und fieng an, die Belagerung von la Rochelle weniger lebhaft zu betreiben, damit nicht die Gemüther der Proteſtanten noch mehr empört würden, und der Herzog von Anjou ſich nicht einen größeren Haß zuzöge, wenn er dieſe Stadt mit Sturm einnehmen würde, wodurch ſich die Schwierigkeiten ſeiner Wahl vermehrten, die doch allen Anſchein zu einem glücklichen Erfolge

folge hatte. Der König war nicht von ſelbſt auf dieſen Gedanken gefallen, ſondern ſeine Geſandten in Pohlen, vorzüglich der Biſchof von Valence, machten die dringendeſten Vorſtellungen, mit den Hugonotten gelinder zu verfahren, damit ſich das Wahlgeſchäft nicht zerſchlüge. A. D. 1573.

Dieſe Betrachtungen waren ſchuld, daß man den Bürgern von La Rochelle neue Friedensvorſchläge machte, die Belagerung aber doch fortſetzte, bis man die Nachricht von der mit allgemeiner Einwilligung geſchehenen Wahl Heinrichs zum Könige von Pohlen den neunten Mai erhielt. Der Herzog von Anjou war nun darauf bedacht, der Belagerung auf eine ſolche Art ein Ende zu machen, die ſeinem Ruhme keinen Nachtheil brächte, und die Gemüther ſeiner neuen Unterthanen wegen der Gewiſſensfreyheit beruhigte. Uebrigens waren die Hugonotten ſchon ermüdet, und voll Verzweiflung ſich länger behaupten zu können; ihre Standhaftigkeit hatte ſie verlaſſen: ſie gaben den Friedensvorſchlägen Gehör. Der Herzog von Anjou war der Strapazzen des Krieges müde; er ſehnte ſich nicht nur allein nach den Vergnügungen des Hofes, ſondern er wünſchte auch ſobald als möglich ſein Reich in Beſitz zu nehmen. Der Friede wurde den zwölften Julius geſchloſſen, und die Stadt unterwarf ſich unter folgenden Bedingniſſen: der König ſollte die Einwohner von La Rochelle, Nismes und Montauban für ſeine guten

A. D. 1573. und getreuen Unterthanen erklären, und alles das gut heißen, was ſie ſeit dem Monate Auguſt des vorigen Jahres bis auf den jetzigen Tag unternommen; Er ſolle erklären, daß Alles, was von den Einwohnern dieſer Städte oder Soldaten und Anhängern während den bürgerlichen Kriegen geſchehen, auf ſeinen Befehl ſey unternommen worden. Ferner verlangten ſie, daß Er in den drey Städten die freye und öffentliche Ausübung der reformirten Religion, ſo wie ihre Verſammlungen in geringer Anzahl, und ohne Waffen in Gegenwart der dazu beſtimmten Obrigkeit erlaube. Die Hugonotten ſeyen gehalten, alle Feſte und andere von der römiſchkatholiſchen Kirche vorgeſchriebenen Religionsgebräuche, jene bey den Taufen und Heyrathen ausgenommen, zu beobachten; der König ſollte die Immunitäten, die Gerichtsbarkeiten und die Privilegien der drey genannten Städte beſtätigen, und auf keine Art dieſelben mindern, verändern, oder verletzen; dagegen verbinden ſich die von La Rochelle, den ihnen vom Könige beſtimmten Gouverneur, aber ohne Beſatzung, aufzunehmen, welcher nach ſeinem Wohlgefallen in dieſer Stadt wohnen, aus derſelben gehen, und zurückkehren könnte: übrigens ſollten ſich die Einwohner nach ihren Geſetzen, Gewohnheiten und Gebräuchen regieren, nach welchen ſie ſich immer regiert hätten, ſeitdem ſie ſich der Krone von Frankreich unterworfen; ſie ſollten jedes Bündniß

und

und Einverſtändniß inner- und außerhalb dem Reiche A. D.
aufgeben, und denjenigen keine Hülfe leiſten, welche 1573.
den Krieg fortſetzen würden, wenn ſie auch von der nämlichen Religion wären; ferner ſollten ſie in den benannten Städten und in jedem andern Orte die Ausübung der katholiſchen Religion wieder herſtellen, wo ſie abgeſchafft worden, und die Geiſtlichen nicht nur in ihre Kirchen, Klöſter, Hospitäler, ſondern auch in alle geiſtliche, mit ihren Beneficien verbundene Güter und Würden wieder einſetzen. Alle Edelleute, welche die hohe Gerichtsbarkeit beſäßen, könnten in ihren Schlöſſern und Häuſern die Taufen und Vermählungen nach ihren Religionsgebräuchen verrichten laſſen: doch dürfte die Verſammlung die Anzahl von zehn Perſonen nicht überſteigen. Sie ſollten in ihrer Gewiſſensfreyheit auf keine Art gekränkt werden, und die Freyheit genießen, aus dem Reiche zu wandern, ihre Güter zu verkaufen, und ſich einen beliebigen Aufenthaltsort wählen zu können, wenn es nur nicht ein feindliches Land ſey. Damit aber die drey genannten Städte dieſe Artikel beobachteten, ſo ſollten ſie vier Geiſeln geben, welche von drey Monaten zu drey Monaten verändert werden, und immer dem Hofe folgen müßten.

Nachdem dieſe Friedensartikel unterzeichnet, und die Geiſeln ausgeliefert waren, welche der Herzog von Anjou nach Hofe ſchickte, ſo hielt der Herr von Biron, als königlicher Gouverneur, ſeinen Einzug in

A. D. 1573. die Stadt mit einem Herolde, nahm von ſeinem Gouvernement Beſitz, und ließ den Frieden verkündigen. Der Herzog von Anjou beurlaubte nachher das Heer, und begab ſich mit einem Gefolge von Prinzen und Baronen nach Paris, wo er den Titel eines Königs von Pohlen annahm, die pohlniſchen Geſandten empfieng, und ſich bereit machte, ſein Königreich in Beſitz zu nehmen.

Indeß war die Stadt Sancerre, welche in dem Vergleich von La Rochelle nicht war mitbegriffen worden, weil ſie keine freye, und dem Könige unmittelbar unterworfene Stadt war, ſondern den Grafen von Sancerre gehörte, auf die äußerſte Hungersnoth gebracht. Da ſie alle Hofnung einer Hülfe verlohren hatte, ſo übergab ſie ſich dem La Chatre, welcher auf Befehl des Königs den Einwohnern das Leben ſchenkte, da die pohlniſchen Geſandten für ſie eine Fürſprache eingelegt hatten: ſie wurden aber insgemein zu einer Geldſtrafe verdammt, welche man unter das Heer vertheilte, die Thore und Mauern der Stadt niedergeriſſen, die Stadtuhr und Glocken hinweggeführt, in die Citadelle Beſatzung gelegt, und die Geiſtlichen in ihre Güter und Kirchen wieder eingeſetzt. Kurze Zeit nachher befahl La Chatre ſeinen Soldaten, wie das Gerücht gieng, den Wilhelm Joanneau, Amtmann von Sancerre, und Haupt der Rebellen, ganz insgeheim in einen Brunnen zu werfen, damit es das Anſehen hätte,

als

als wenn er durch einen Zufall hineingefallen wäre, A. D. obſchon Viele behaupteten, daß er ſich aus Verzwei- 1573. ſelung und Wahnſinn in denſelben geſtürzt habe.

Dies war der Ausgang der Unruhen nach dem Tode des Admirals: mit geringer Mühe würde er die letzten Wurzeln des Uebels ausgerottet haben, wenn die Feldherren, oder diejenigen, welche das Ruder führten, nicht aus Nachläßigkeit oder Untreue es verſäumt hätten, jene ſtrenge Maasregeln zu befolgen, die ſie hätten anwenden ſollen. Das Feuer war auf eine Zeitlang gelöſcht; aber aus den unter der Aſche glimmenden Funken ſtieg ein viel fürchterlicherer Brand empor. Der Hof ließ ſich nicht durch die geringſte Sorge in Unruhe ſetzen, ſondern war nur mit Feſten und Schauſpielen beſchäftigt, um die Wahl des Herzogs von Anjou zum Könige zu feyern, und wähnte, mitten in dieſen Vergnügungen eine ſichere Ruhe zu genießen. Sie dauerten länger als zwey Monate. Im Anfange des Oktobers reiſete der König von Pohlen ab, welchen ſeine Mutter, und der König ſein Bruder bis an die Gränzen von Lothringen begleiteten. Der König von Frankreich war nicht ſobald in ſeine Luſtſchlöſſer zurückgekehrt, wo er nur der Jagd und andern jugendlichen Spielen fröhnte, als ſich ſchon jene Unruhen zu zeigen anfiengen, welche das Reich heftiger als jemals erſchüttern ſollten.

A. D. 1573.

Nach der Abreiſe Heinrichs, König von Pohlen, behauptete am Hofe der Herzog von Alençon, zweiter Bruder des Königs, den erſten Platz, welcher nicht nur allein ſehr jung und unerfahren war, ſondern auch einen ſtumpfen Kopf und einen wandelbaren und hochmüthigen Geiſt beſaß, und einen größeren Hang nach Unruhen, als nach einer klugen Lebensart beſaß. So wie er das größeſte Misvergnügen über die dem Herzoge von Anjou übertragene Gewalt empfand, die heftigſte Eiferſucht über die Tapferkeit ſeines Bruders hegte, und die Größe und den Ruhm deſſelben für die Urſachen ſeiner Erniedrigung hielt, eben ſo haßte er insgeheim alle Anhänger Heinrichs, und bewunderte und beſchmeichelte den Admiral von Coligny und ſeine Anhänger, wie man mehrmals bemerkt hatte. Er ſchien ſtillſchweigend die Handlungen des Königs zu misbilligen, und mit ganzer Seele nach der Herrſchaft der Hugonottenparthey zu ſtreben. Obſchon die Königinn ſeine Mutter, welche ſein Naturell kannte, ihm immer kluge und erfahrne Leute zur Seite zu geben ſuchte, ſo gab er doch denſelben gar kein Gehör, ſondern ließ ſich, ſeiner Neigung gemäß, von la Mole, einem ſchwachen, aber mit überſpannten Gedanken und weit ausſehenden Projekten angefüllten Kopfe, und von Annibal Graf von Coconas regieren und berathen, welcher aus Piemont war verbannt worden, und nach Sitte ſolcher Menſchen nur die Ruhe Anderer

derer zu untergraben, und Alles in Verwirrung zu ſtürzen ſuchte. Mit dem Herzoge von Alençon verband ſich der König von Navarra und der Prinz von Condé, weil ſie ſich von dem Herzoge von Anjou, dem Haupte der katholiſchen Parthey, wenig geachtet ſahen, und jeder ſchicklichen Gelegenheit entgegen harreten, um ihre unterdrückte und verfolgte Parthey wieder empor zu richten. Das Nämliche thaten die Marſchälle von Montmorençy und Damville, Wilhelm von Thoré, und Karl von Meru, Alle Brüder, welche weder die Würde ihres Vaters für Einen derſelben, noch deſſen altes Anſehen und Einfluß erhalten konnten. Nach dem Tode des Admirals hatten ſie nicht nur allein alle Achtung verlohren, ſondern ſich auch den Haß und das Mistrauen des Königs wegen ihrer nahen Verwandtſchaft mit demſelben zugezogen; ſie befürchteten gleichfalls ihren Untergang, und ſchloſſen ſich einer Parthey an, welche ſie beſchützen könnte. Mit dieſen vereinigte ſich der Marſchall von Coſſé, welcher bey der katholiſchen Parthey übel angeſchrieben war, und alle offenbare und geheime Anhänger des Admirals; nicht nur allein dieſe, ſondern alle jene, welche aus Privatintereſſe mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge nicht zufrieden waren, und eine neue Veränderung brüteten. Die Herren von Montmorençy nahmen in ihre Verbindung Jeden, ohne Unterſchied der Religion, mit offenen Armen auf, giengen ſehr

A.D. 1573.

A. D. 1573. vorſichtig zu Werke, und errichteten eine dritte Parthey. Die Religion war gar nicht die Grundlage dieſer neuen Verbindung, ſondern ihr Gegenſtand nur die **Reform** des Reiches. Sie nannte ſich die **Parthey der Politiker**, oder vielmehr der **Misvergnügten.**

So lange der Herzog von Anjou noch nicht abgereiſet war, ſchlich dieſe neue Kabale noch im Verborgenen, weil ſie deſſen Gewalt und Tapferkeit befürchtete: als ſie aber dieſen Zaum nicht mehr fühlte, ſo fieng ſie an, ihr Haupt emporzuheben, nicht nur allein, weil der Herzog von Alençon ſie unterſtützte, welcher nun den erſten Platz behauptete, ſondern auch, weil dem Herzoge von Guiſe und ſeinen Brüdern, den alten Feinden und Nebenbuhlern der Häuſer von Montmorençy und Bourbon, die Herrſchaft der katholiſchen Parthey zugefallen war. Es ſchien den Misvergnügten nicht allein nothwendig, ſondern ſie hatten auch eine ſcheinbare oder gegründete Urſache, einen Bund zu ſchließen, um der überwiegenden Macht der Guiſen zu widerſtehen, und derſelben das Gleichgewicht zu halten. Die Krankheit des Königs verſchafte dieſer Parthey die ſchönſte Gelegenheit, loszubrechen. Die übermäßigen Vergnügungen der Jagd, des Ballſpiels, Ringens und Reitens ſtürzten denſelben in eine lange und gefährliche Krankheit; Er konnte alſo nicht darauf bedacht ſeyn, mit jener ſeinem Charakter eigenthümlichen

Ener-

Energie dieſen hervorbrechenden Unordnungen zu ſteuern, und verſchafte dem Herzog von Alençon die Mittel, ſeine Anſprüche kund und geltend zu machen. Nach der Abreiſe des Herzogs von Anjou fieng derſelbe, durch die Marſchälle von Montmorency und Coſſe' gereizt, an, auf die nämliche Gewalt und den nämlichen Titel Anſpruch zu machen, welche ſein Bruder ſo viele Jahre beſeſſen hatte. Der König und die Königinn-Mutter waren über ſeinen Charakter und ſeine Aufführung misvergnügt: man glaubte, daß er an Geiſt und Tapferkeit dem Herzog von Anjou weit zurückſtehe, und einer ſo großen Stelle nicht gewachſen ſey. Ueberdies war der König ſchon älter und zu mistrauiſch geworden, als daß er ſich hätte ſollen bewegen laſſen, von Neuem eine ſo große Gewalt Einem ſeiner Brüder anzuvertrauen. Vielleicht hatte Er die Wahl Heinrichs zum Könige von Pohlen ſo eifrig betrieben, um ſich deſſen zu entledigen, weil es ihm weder billig noch ſo leicht ſchien, ihn dieſer Gewalt auf eine andere Art zu berauben, die Er ihm anfänglich aus eigener Bewegung übertragen, und in welcher er ſich durch ſeine Tapferkeit und ſeine glänzenden Siege fort behauptet hatte. Der König weigerte ſich, den angeführten Gründen zu Folge, ihm den Titel und die Gewalt eines General-Statthalters zu verleihen; die Königinn-Mutter ſuchte ihn aber mit der Hofnung einzuwiegen, ihm wie ſeinem Bruder ein Königreich zu verſchaffen.

A. D. 1573.

A. D. 1573. Sie ſchlug ihm die Königinn Eliſabeth von England zur Gemahlinn, oder die Souverainetät der Niederlande vor, welche die ſpaniſche Herrſchaft verabſcheueten. Ueber das Eine wie über das Andere hatte man ſchon Unterhandlungen angefangen, aber mehr in der Abſicht, ihn mit Hofnungen zu nähren, und einem Bruche zwiſchen dem Könige und ſeinem Bruder vorzubeugen, als man einen glücklichen Erfolg vorausſah. Der ungeduldige und ſtürmiſche Charakter des Sohnes ließ der Politik der Mutter keine Wirkungszeit: denn ſobald die Misvergnügten und die Hugonotten bemerkten, daß der Herzog von Alençon über die abſchlägige Antwort außerordentlich aufgebracht, und geneigt ſey, eine Veränderung zu bewirken, ſo übertrugen ſie ihm einſtimmig die Oberhauptsſtelle ihrer Parthey, und ſtellten ihm vor, daß er dadurch eine viel größere und ausgedehntere Gewalt erwerben würde, als jene ſey, die ihm der König, ſein Bruder, auf eine ſo ſchimpfliche Art verweigert habe. Dieſem Entſchluſſe ſtimmte der König von Navarra bey, welcher nur zu ſehr geneigt war, jede ſchickliche Gelegenheit anzufaſſen: er wünſchte ſowohl ſein eigenes Glück zu befördern, als ſich von den Feſſeln der Unterwürfigkeit, oder vielmehr aus der Gefangenſchaft zu befreyen, in welcher ihn die Königinn-Mutter und der König hielten. Ueberdies war er über die Königinn ſeine Gemahlinn misvergnügt, mit welcher er in Uneinigkeit

lebte;

lebte; er hofte, in der entſtehenden Wirre der Veränderung ſich der ganzen Bürde zu entledigen, und ſich, wo nicht irgend einen Weg zu ſeiner Größe, wenigſtens doch zu ſeiner Freyheit zu öfnen. Der Prinz von Condé bot gleichfalls ſeine Hand, weil er ſicher glaubte, die höchſte Gewalt bey der Parthey der Hugonotten zu erhalten, wenn ſie durch irgend einen Weg ihr Haupt wieder empor richten würde, da das Andenken ſeines Vaters ihn allen Katholiſchen verhaßt machte. Vor allen gaben die Marſchälle von Coſſé, Montmorençy und Damville, die Häupter der Misvergnügten, dieſem Entſchluſſe ihren Beyfall: ſie ſahen voraus, daß ſie als Schiedsrichter und Rathgeber des Herzogs von Alençon, welcher zur Herrſchaft unfähig ſey, alle jene Gewalt an ſich ziehen würden, welche der Admiral bey der Minderjährigkeit der Prinzen von Bourbon beſeſſen hatte. Nach vielen Berathſchlagungen wurde endlich folgender Plan verabredet: der Herzog von Alençon ſollte insgeheim und plötzlich den Hof verlaſſen, ihm einige Eskadrons hugonottiſcher Kavallerie zur Sicherheit ſeiner Flucht entgegen gehen, und die Marſchälle von Montmorençy und von Coſſé ihn als Rathgeber und Leiter ſeiner Handlungen begleiten, der König von Navarra und der Prinz von Condé ebenfalls insgeheim den Hof verlaſſen, und den nämlichen Weg einſchlagen; der Marſchall von Damville einige Tage zuvor ſich nach ſeiner

A. D. 1573.

A. D. 1573. Statthalterſchaft von Languedok begeben, ſich der feſteſten Plätze verſichern, ſo viel Adel als möglich zuſammenbringen, und in Guienne und den umliegenden Provinzen das Nämliche mittelſt ſeines Neffen, des Grafen von Türenne, und des Herzogs von Ventadour, ſeines Schwagers, verſuchen, damit die Prinzen, ſobald ſie den Hof verlaſſen, eine hinlängliche Macht zu ihrer Unterſtützung, und einen ſichern Zufluchtsort fänden. Dieſem ernſthaften Plane fügten noch die Lieblinge des Herzogs von Alençon Kinderſpiele bey, und ſchlugen vor, den Tod des Königs, welcher ſchon mit einem Fuße im Grabe ſtand, durch Zauberey und magiſche Künſte zu beſchleunigen, und dem Herzog von Alençon die Krone aufzuſetzen, da der König von Pohlen weit entfernt ſey. Mit ſo verſchiedenen Entwürfen und Geſinnungen rüſtete man ſich zum Kriege.

Der Marſchall von Damville begab ſich mit der Erlaubniß des Königs unter dem Vorwande nach Languedok, um ſeine Statthalterſchaft zu beſichtigen. Er ſuchte ſehr behutſam die Gemüther des Adels und der Gouverneurs der Feſtungen zu erforſchen: als ein Mann von großer Klugheit und Vorſichtigkeit befürchtete er, man möchte ſein Vorhaben entdecken, und ſchickte ſeinen Sekretair Chartier an den König und die Königinn-Mutter ab, um denſelben vorzuſtellen: er ſtehe mit den Hugonotten von Nismes, Montpellier und andern Oertern in Unterhandlungen,

gen, um ſie zum Gehorſame gegen den König zu- A.D.
rückzubringen; er bitte alſo, ihm einige vertraute 1573.
Männer zu Unterhändlern zu ſchicken, da er Hofnung habe, daß die Hugonotten mit ehrenvollen Bedingniſſen ſich gänzlich unterwerfen würden. Der König ließ ſich durch dieſe Lockſpeiſe verführen, und ſendete eilends den Herrn von Saint-Sulpice, und den Sekretair Villeroi ab, um mit Damville den Vergleich mit den Hugonotten gemeinſchaftlich zu unterhandeln. Dieſer Kunſtgriff verſchafte ihm Gelegenheit, mit den Hugonotten Unterhandlungen zu pflegen, ohne dem Hofe verdächtig zu werden. Sobald er die Nachricht von der Ankunft der Abgeordneten des Königs zu Avignon erhielt, ſo ließ er ihnen durch Chartier bedeuten, noch einige Zeit in dieſer Gegend zu verweilen, weil ſeine Unterhandlungen noch nicht zur Reife gediehen ſeyen, und ihre Erſcheinung ſo lange zu verſchieben, bis er feſten Fuß gefaßt haben würde. So hielt er die Abgeordneten hin, unterhandelte von allen Seiten, und bahnte ſich nach und nach den Weg zur unumſchränkten Herrſchaft von Languedok. Das Nämliche that der Vicomte von Türenne und der Herzog von Ventadour in den umliegenden Provinzen.

Während die andern Theilnehmer nicht mit gleicher Vorſicht wie Damville zu Werke giengen, und der Bund ſich immer weiter ausbreitete, um die Hugonotten aller Provinzen deſſelben theilhaftig zu machen;

A. D. 1573

chen; indeß Coconas und La Mole den Tod des Königs herbeyzuzaubern, und den Thron durch magiſche Künſte zu erobern ſuchten, erregte der in ſeinen Entſchlüſſen wankelmüthige und für eine ſo große Unternehmung unfähige Herzog von Alençon durch ſein unvorſichtiges Betragen den Verdacht der Königinn-Mutter. Während ſie mit ihrer gewöhnlichen Scharfſichtigkeit dieſe Intriken und den Grund derſelben zu erforſchen ſuchte, machten die Hugonotten durch ihre Ungeduld, hervorzubrechen, das ganze Unternehmen kund. Da der Herzog von Alençon den Hugonotten ſeine Abſicht bekannt gemacht hatte, mit dem König von Navarra und dem Prinzen von Condé den Hof zu verlaſſen, ſich in eine Stadt oder Feſtung ihrer Parthey zurückzuziehen, und ſich dort als Beſchützer der reformirten Religion und der Misvergnügten zu erklären, ſo erſchienen ſie, ohne einen verabredeten Entſchluß oder ſicherere Nachrichten abzuwarten, während dem Karneval mit zweyhundert Mann Kavallerie unter der Anführung des Herrn von Guitry unvermuthet in der Gegend von Saint-Germain, wo ſich damals der Hof aufhielt, um die Flucht der Prinzen zu begünſtigen, und zu ſichern. Der Herzog von Alençon und ſeine Rathgeber geriethen über die davon erhaltene Nachricht in große Verwirrung und Verlegenheit, und machten nicht die geringſte Bewegung: entweder war ihr Entſchluß noch nicht ganz reif, oder ſie hiel-

ten

ten die Anzahl der Hugonotten nicht für ſtark genug, A. D. 1573.
ihren Endzweck zu erreichen. Der König und die Königinn-Mutter, welche nun über den geſchöpften Verdacht eine vollkommene Aufklärung erhalten hatten, zogen ſich in der größeſten Geſchwindigkeit nach Paris zurück, und ließen den Herzog von Alençon, den König von Navarra mit allen ihren Rathgebern und Anhängern, ſo wie die Marſchälle von Coſſé und Montmorency und viele andere Theilhaber gefangen ſetzen. Der Prinz von Condé und der Herr von Thoré retteten ſich allein durch die Flucht. Anfänglich begaben ſie ſich in die Pikardie auf die Güter des Prinzen, und von da eilends nach Deutſchland in die freyen, ihrer Parthey zugethanen, Reichsſtädte. Der Herzog von Alençon, und der König von Navarra, welche entweder auf die brüderliche und mütterliche Zärtlichkeit, und auf die Blutverwandtſchaft rechneten, oder, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, die Schuld von ſich auf den ſchwächeren Theil zu wälzen ſuchten, geſtanden freywillig, daß ſie ſeyen erſucht worden, um ſich an die Spitze der Hugonotten und Misvergnügten zu ſtellen: ſie hätten zwar dieſen Vorſchlägen einigemal Gehör gegeben, aber mehr in der Abſicht, um ihre Geheimniſſe zu ergründen, als denſelben beyzutreten, und nur ſo lange gewartet, das ganze Unternehmen dem Könige zu offenbaren, bis ſie von der ganzen Sache hinlänglich unterrichtet wären; der Herzog von

Alen-

A. D. 1573. Alençon habe während dieſer Zeit der Königinn-Mutter einen obſchon dunkeln Wink davon gegeben, welches man als einen Beweis von ihrer Aufrichtigkeit anſehen könnte. Nach dieſem Bekenntniſſe, welches viele beſondere Umſtände enthielt, wurden die Mitſchuldigen von geringerem Stande verhört, und gefoltert. La Mole, bey welchem man einige wächſerne, dem Könige ähnliche, mit Zauberzeichen und andern magiſchen Charakteren umhangene Bildniſſe gefunden hatte, und der wegen verſchiedenen andern Verbrechen angeklagte Graf Coconas, wurden ſamt vielen Andern zum Tode verdammt, und die Marſchälle von Montmorençy und Coſſé unter lautem Jubel der Pariſer in die Baſtille geführt. Die Prinzen waren mit einer öffentlichen Erklärung quitt: es ſey nie ihre Abſicht geweſen, ſich dem Gehorſame des Königs zu entziehen, denſelben auf irgend eine Art zu beleidigen, noch weniger ſich zu Häuptern und Beſchützern der Empörer aufzuwerfen; dieſes Vorhaben ſey ihnen von böſen und unruhigen Menſchen angedichtet, und ausgebreitet worden, um das Volk durch dieſe Vorſpiegelung zum Aufruhr zu reizen; ein Unternehmen, welches ſie aufs höchſte verabſcheueten. Sie bäten alſo, ſolche Uebelgeſinnte gehörig zu beſtrafen, und auf dieſe Art dem Brande die Nahrung zu entziehen, welchen ſie anzufachen ſich bemühet hätten. Nach dieſer Erklärung wurden ſie in ihren vorigen Zuſtand nicht zurückgeſetzt,

ſon-

ſondern eines Theils wie Blutsverwandte behandelt, A. D.
und andern Theils wie Staatsgefangene aufs ſchärf- 1573.
ſte bewacht. Diejenigen, welche alle Handlungen der Prinzen übel auslegten, ſagten, die Abſicht des Herzogs von Alençon ſey keine andere, als ſich nach dem Tode des Königs, ſeines Bruders, die Krone aufzuſetzen, welcher ſehr nahe ſey; daß dies der Rath der Marſchälle und ſeiner übrigen Vertrauten geweſen. Die Königinn-Mutter, welche den König von Pohlen aufs zärtlichſte liebte, und unter deſſen Regierung ſie ſich die unumſchränkteſte Herrſchaft verſprach, mahlte dem König das Verbrechen der Prinzen mit ſchwärzeren Farben über die Gränzen der Wahrheit, und zwang den König, die Prinzen und die Marſchälle gefangen zu ſetzen, damit ſie dem Könige von Pohlen, als dem rechtmäßigen Nachfolger, die Krone verſicherte, deſſen Herrſchaft Alle verabſcheueten, welche entweder Feinde des Hauſes Guiſe, oder Anhänger der Hugonotten waren.

Dieſe Begebenheiten (ſie mögen nun eine Urſache zum Grunde haben, welche ſie wollen) trugen
ſich in dem Anfange des Jahres Tauſend fünf hun- A. D.
dert und vier und ſiebenzig zu, welches beſtimmt 1574.
war, die Auftritte von Elend und Unglück in Frankreich von neuem zu eröfnen.

Fünftes

Fünftes Kapitel.

Aufruhr der Hugonotten in allen Provinzen. La Noue bemeiſtert ſich der Städte Luſignan, Fontenai und Melle. Montgommery macht eine Landung in der Normandie, und nimmt Domfront, Carentan, Saint-Lo und Valogne ein. Der kranke König übergiebt der Königinn-Mutter die Regierung. Damvilles Kunſtgriffe. Matignon marſchiert mit einem Heere gegen den Montgommery, nimmt Domfront und Saint-Lo ein. Karl ſtirbt.

A.D. 1574. In den letzten Tagen des Märzes und im ganzen April durchbrachen die Hugonotten, welche durch die Verſchwörung überall die Fahne des Aufruhrs gleichſam ſchon aufgeſteckt hatten, und voll Mistrauen über die Entdeckung derſelben waren, die Feſſeln der Unterwürfigkeit, und ſuchten ſich von allen Seiten der Städte, Feſtungen und Schlöſſer zu bemächtigen, gleichſam als wenn die Verſchwörung von Saint-Germain nach ihren Wünſchen ausgefallen ſey. Sie ſtürzten in allen Provinzen mit einer um ſo größeren Kühnheit und Sicherheit zu den Waffen, als ſie durch die Furcht nicht mehr zurückgehalten wurden, welche Allen die Thätigkeit und Tapferkeit des Königs von Pohlen, ihres entſchloſſenſten und gefährlichſten Feindes, eingeflößt hatte. Die erſte Bewegung machte la Noue, welcher mit der größeſten Geſchwindigkeit in Poitou ein Corps ver-

verſammelte, und ſich der Städte Luſignan, Fon- A. D. 1574.
tenai und Melle bemeiſterte. Durch die Hülfe der von La Rochelle brachte er die ganze Provinz zum Aufruhr, und gab dadurch deutlich zu erkennen, daß ihn nicht die Liebe zum Frieden, oder um ſein dem Könige gegebenes Verſprechen zu erfüllen, bewogen hatte, die von La Rochelle während der Belagerung zu erwarten, ſondern der Schmerz über die von den Predigern ihm zugefügte Unbild, und die Furcht, daß die Bürger das Oberkommando dem Grafen von Montgommery übertragen möchten. Dieſer Aufruhr war gleichſam das Kriegsſignal für die Hugonotten in Dauphiné, in der Provence, in Gascogne, und in Languedok. Jeder Hauptmann oder Edelmann der Hugonotten ſuchte ſich irgend eines feſten Platzes zu bemeiſtern, aus welchem ſie Streifzüge in das umliegende Land thaten, die Wege unſicher machten, das Volk brandſchatzten, die reichen Häuſer plünderten, und ganz Frankreich in die ſchrecklichſte Verwirrung ſtürzten.

Ein viel gefährlicheres Feuer hatte ſich an den Küſten der Normandie entzündet. Der Graf von Montgommery, welchen die königliche Flotte verhindert hatte, La Rochelle zu Hülfe zu kommen, kehrte nach England zurück, nahm Verſtärkung ein, und machte hernach eine Landung in der Gegend der Normandie, welche man den Cotentin nennt, und an Bretagne gränzt. Die Hugonotten und die

A.D. 1574. Misvergnügten ſammelten ſich ſogleich in Menge unter ſeiner Fahne: er nahm in wenigen Tagen Domfront, Carentan, Saint-Lo, und Valogne hinweg. Von allen Seiten eilten aufrühreriſche Menſchen, die ihn als einen großen Feldherrn betrachteten, herbey, um ſein Heer zu verſtärken. Obſchon die Königinn Eliſabeth von England ſich ſtellte, als wenn ſie den Grafen im geringſten nicht unterſtützte, ſo fieng man doch an, zu befürchten, ſie möchte dieſe Gelegenheit ergreifen, um das zweitemal einen Fuß in dieſe ihr wohlgelegene Provinz zu ſetzen, welche die Könige von England, ihre Vorfahren, ſo lange beſeſſen hatten.

Der von Natur jähzornige und hitzige König brach bey den Nachrichten ſo vieler Unruhen und Empörungen in eine ſo fürchterliche Wuth aus, daß ſich ſeine Krankheit dadurch außerordentlich verſchlimmerte. Seine Unentſchlüſſigkeit verſchafte den Aufrührern Zeit, ihre Macht zu vergrößern. Als er bemerkte, daß ſeine Krankheit unheilbar ſey, ſo entſchloß er ſich, die ganze Regierung ſeiner Mutter zu übertragen: jeden Augenblick drang er in dieſelbe, zu ſtrengen Maasregeln vorzuſchreiten. Dies war aber in den jetzigen Zeitumſtänden faſt unmöglich, weil man das Kommando der Heere nur Männern von reifem Verſtande und lange erprobter Treue anvertrauen konnte, welche aber Alle ihres Alters und Charakters wegen ſtrengen und blutigen Vorkehrungen

gen abgeneigt waren. Die Königinn-Mutter befand ſich in einer großen Verlegenheit; ſie ſah ſich gezwungen, nicht nur allein ihren Tochtermann, ſondern ihren eigenen Sohn zu beſtrafen. Sie ſuchte alſo einen Mittelweg zu finden, um eines Theils den König zu beſänftigen, und andern Theils dieſe Prinzen auf andere Gedanken zu bringen; ein Verfahren, das ganz außer den Gränzen des natürlichen Laufes der Dinge und der Erfahrung lag: denn um die Wirkungen zu heben, iſt es erfoderlich, die Urſachen derſelben zu entfernen; die Nothwendigkeit zwang ſie aber, die Wirkungen des Aufſtandes der Prinzen aus dem Wege zu räumen, um den Herzog von Alençon und den König von Navarra zu retten, welche doch die vornehmſten Urheber derſelben waren. A. D. 1574.

Die Königinn-Mutter beſchloß, drey Heere in verſchiedenen Gegenden des Reichs aufzuſtellen: das erſte ſollte unter dem Kommando des Herzogs von Montpenſier nach Poitou gegen La Noue, das andere unter dem Prinzen Dauphin, ſeinem Sohne, nach Dauphiné und in die benachbarten Provinzen, und das dritte unter der Anführung Jakobs von Matignon, einem Manne von erprobter Treue und großer Tapferkeit, und Lieutenant des Herzogs von Bouillon in der Normandie, gegen den Grafen von Montgommery zu marſchieren. Indeß war man damit beſchäftigt, dem Marſchall von Damville die

A. D. 1574. Statthalterſchaft von Languedok abzunehmen, und ſchickte in der größten Eile den Grafen Sciarra Martinengue an den Saint-Sülpice und Villeroi ab, weil man glaubte, daß ſie ſich noch um ihn befänden. Sie erhielten den Auftrag, ihn entweder aus dem Wege zu ſchaffen, oder ihm doch wenigſtens dieſe wichtige Statthalterſchaft aus den Händen zu winden. Da aber Martinengue dieſe Abgeordneten noch in Avignon, und ohne hinlängliche Gewalt fand, ihren Auftrag zu vollziehen, ſo mußte er ſich darauf beſchränken, ihm entweder alle oder doch einen Theil der Städte dieſer Provinz zu entreißen. Man fieng an, dies durch eifrige Unterhandlungen mit dem Kardinale von Armagnac, dem Herzog von Uzes, dem Vicomte von Joyeuſe, den Herren von Maugiron, Quelus, Rieux und La Suze zu bewerkſtelligen, welche in dieſen Gegenden ein großes Anſehen hatten. Der Marſchall war aber viel zu ſcharfſichtig, um ſich in einem Netze fangen zu laſſen. Er hatte durch ſeine Freygebigkeit und Staatsklugheit das Volk ganz an ſich gefeſſelt, und allgemein ſich die Liebe deſſelben erworben. Auf die erhaltene Nachricht von der am Hofe entdeckten Verſchwörung ſtellte er ſich, als wenn er nicht im Geringſten durch die Gefangenſetzung ſeines Bruders beleidigt ſey, oder irgend einen Antheil an deſſen Unternehmen habe; er erklärte vielmehr öffentlich, daß er bereit ſey, ſeine Statthalterſchaft und ſeinen Marſchallsſtab frey-

willig

willig und ſo lange niederzulegen, bis der König, A. D. 1574.
von ſeiner Treue überzeugt, ihn in ſeine vorige Stelle und Würden wieder einſetzen würde. Indeß war er darauf bedacht, ſich der Städte und Feſtungen zu verſichern, und ſo viel Adel und Soldaten als möglich auf ſeine Seite zu bringen. Durch dieſe Kunſtgriffe ſetzte er ſich in einen guten Vertheidigungsſtand, und die Abgeordneten waren gezwungen, ſich nach Hofe zurückzubegeben, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Der König wurde über den Marſchall ſo aufgebracht, daß er denſelben ſogleich ſeiner Stellen und Würden entſetzen ließ, und dem Prinzen Dauphin befahl, mit ſeinem Heere in dieſe Provinz zu marſchieren.

Schon war der Herzog von Montpenſier mit ſeiner Armee in Poitou eingedrungen: nach der Einnahme von Talmont fieng er an, Fontenai zu belagern. Er gab ſich alle Mühe, den La Noue ins Feld zu locken, welcher nun das Zweitemal zum Feldherrn der von La Rochelle war erklärt worden, und Soldaten und Edelleute mit der größten Betriebſamkeit zuſammen zu bringen ſuchte. Da ſich aber derſelbe zu ſchwach fühlte, das freye Feld behaupten zu können, ſo beſchränkte er ſich, ſo viele Plätze als möglich zu befeſtigen, ſich in die ſtärkſten Feſtungen einzuſchließen, und aus denſelben nach Gelegenheit dem Feinde Schaden zuzufügen. In der nämlichen Zeit war der Herr von Matignon, wel-

A. D. 1574. cher dem Könige und der Königinn-Mutter, die ihn sehr schätzten, Beweiſe ſeiner Treue zu geben, und ſich höher zu ſchwingen ſuchte, mit dem dritten Heere geraden Weges auf die Feſtungen loßgegangen, welche der nun muthiger und ſtärker gewordene Graf von Montgommery inne hatte. Das königliche Heer beſtand aus fünftauſend Mann franzöſiſcher Infanterie, und tauſend zweyhundert Mann Kavallerie, an welches ſich viele Edelleute und Freywillige anſchloſſen, die durch die Schreiben und die Befehle des Königs und der Königinn-Mutter, welchen der glückliche Erfolg dieſer Unternehmung nicht wenig am Herzen lag, dazu waren aufgemuntert worden, und ohne Sold dienten. Das Heer führte vierzehn Kanonen mit ſich, die man aus dem Schloſſe von Caen und den benachbarten Feſtungen mit dem dazu gehörigen Vorrathe von Munition gezogen hatte. Johann von Hemery, Herr von Villers, vertrat die Stelle eines Marſchalls de Camp, ein Mann von Tapferkeit, einem von Verſtellung und Betrügerey, welche damals im ganzen Reiche herrſchten, gleich weit entfernten Charakter, welcher in gutem Einverſtändniſſe mit ſeinem Generale, einem Manne von gleichmäßiger Rechtſchaffenheit und unbeſtechlicher Treue, lebte. Er machte Miene, als wenn er Valogne, einen zwar ſchwächern, aber eine reichere Beute darbietenden Ort, angreifen wollte, marſchierte beym Untergange der Sonne mit der größeſten

ſten Geſchwindigkeit die ganze Nacht hindurch nach Saint-Lo, wohin ſich der Graf von Montgommery mit ſeinem Tochtermanne und Sohne geworfen hatte. Saint-Lo iſt eine kleine, aber ſehr feſte, in der untern Normandie am Meere liegende, und von dem Fluſſe Vire beſpülte Stadt, welche nicht weit von derſelben in den Ocean fällt, und durch die Meeresfluth bis an die Thore der Stadt ſchiffbar iſt, und den Schiffen einen ſichern Hafen und Zufluchtsort vor den auf dieſen Küſten herrſchenden Stürmen darbietet. Hier lagen die Schiffe und Fahrzeuge, welche Montgommery aus den Häfen von England geführt hatte, unter Anker und ſeegelfertig, um bey jedem Vorfalle ſogleich den Hafen verlaſſen zu können. Villers erſchien ganz unvermuthet mit der Avantgarde des Heeres beym Anbruche des Tages, und ſchickte den Herrn von Saint-Colombe mit ſeinem Regimente, welches ungefähr aus tauſend und zweyhundert Mann franzöſiſcher Infanterie beſtand, ab, um das Ufer des Fluſſes etwas unter dem Orte, wo die Schiffe unter Anker lagen, zu beſetzen, und denſelben den Ausgang aus dem Hafen zu verwehren. Saint-Colombe führte ſeinen Auftrag mit einer den Umſtänden entſprechenden Thätigkeit aus, faßte an der Mündung des Fluſſes Poſto, und fieng zu gleicher Zeit an, ſich zu verſchanzen, und die Kanonen aufzupflanzen. Auf dieſe Art war Montgommery's Schiffen der Ausgang verſperrt, welcher

A. D. 1574.

A. D. 1574. nun nicht mehr hoffen konnte, mit ſeiner Flotte das Meer wegen der Ueberlegenheit der Feinde zu gewinnen. Als Villers dieſen Poſten beſetzt ſah, auf welchem der glückliche Ausgang der ganzen Unternehmung beruhete, ſo lagerte er ſich mit der leichten Kavallerie und dem Regimente von Lavardin an dem Fuße einer Anhöhe gerade dem Thore gegenüber, welches nach dem Meere ſieht, und begann ein Scharmützel mit den Feinden, welche einen Ausfall aus der Feſtung gethan hatten, um die Stärke und Anzahl der Königlichen zu rekognosciren. Während dieſem Gefechte kam Matignon mit dem übrigen Theile des Heeres auf der andern Seite herbey, und beſetzte ſo ſchnell die Landſeite, daß in weniger als drey Stunden die Stadt von allen Seiten eingeſchloſſen war. Indeß wurden diejenigen, welche einen Ausfall gethan, von den herbeygekommenen Eskadrons von Malicorne und Meilleraye in kurzer Zeit in die Feſtung zurückgetrieben. Der Verluſt war auf beiden Seiten groß: denn es blieben mehr als ſechzig Royaliſten, und ungefähr achtzig Hugonotten auf dem Platze.

Das katholiſche Heer lagerte ſich in zwey abgetheilten Quartieren, welche alle Zugänge von der Meeres- und Landesſeite eingeſchloſſen hielten. Die Laufgräben wurden mit der größeſten Geſchwindigkeit eröfnet, und Batterien errichtet: man glaubte, die Stadt könnte nur wenige Tage Widerſtand lei-

ſten.

ſten. Montgommery, welcher die Ueberlegenheit A. D. 1574.
der Feinde fürchtete, war vorzüglich darauf bedacht,
ſich durch die Flucht zu retten. Er ließ die ganze
folgende Nacht von verſchiedenen Seiten falſche An-
griffe machen, um die Aufmerkſamkeit des katholi-
ſchen Lagers zu theilen, und forcirte endlich eine Feld-
wache von dem Regimente des von Lüce mit einigen
wenigen Soldaten, welche einen Poſten auf der
Landſeite beſetzt hielt. Da er des Landes kundig
war, ſo entwiſchte er unbekannt unter Begünſtigung
der Nacht, und flüchtete ſich in die benachbarten Hai-
den, welche durch die Ebbe und Fluth des Meeres
gleichſam Moräſte bilden, gieng auf einigen zum
Glücke gefundenen Fiſchernachen über einen Arm
des Meeres, und begab ſich nach Domfront. Er
hatte ſeinen Sohn und Tochtermann zu Saint-Lo in
der ſichern Hofnung zurückgelaſſen, denſelben in we-
nigen Tagen zu Hülfe zu kommen. Die Katholi-
ſchen entdeckten nicht eher ſeine Flucht, als bis er
mit einer Verſtärkung von Kavallerie und vieler
Edelleute ſeines Anhanges Streifzüge auf dem plat-
ten Lande unternahm, die Landſtraßen unſicher und
Miene machte, als wenn er den Belagerten zu Hül-
fe kommen wolle. Die katholiſchen Feldherren wa-
ren nun verſichert, daß Montgommery das Netz
durchbrochen, und hielten einen Kriegsrath, in wel-
chem aber die Meinungen getheilt waren. Ferva-
ques und Rubempré, ſo wie viele Andere, riethen,

A. D. 1574. die Belagerung fortzuſetzen, da ſich Saint-Lo nur noch einige Tage behaupten könnte, um den Feinden allen Rückzug, ſo wie die Hofnung abzuſchneiden, ſich über das Meer flüchten zu können. Villers und Saint-Colombe waren im Gegentheile der Meinung, mit der größeſten Schnelligkeit auf den Grafen von Montgommery loßzugehen, ohne doch die Belagerung gänzlich aufzuheben, damit die Macht des Feindes getheilt würde. Sie glaubten, daß durch die Unterdrückung des Anführers dem Kriege auf einmal ein Ende gemacht würde. Matignon trat dieſer Meinung bey, ließ den Fervaques und Malicorne bey Saint-Lo zurück, und marſchierte mit Villers und Saint-Colombe, zwey Regimentern Infanterie, ſechshundert Mann Kavallerie und vier Feldſtücken ſo ſchnell nach Domfront, daß ſie jeder Nachricht zuvorkamen, welche die Hugonotten von ihrer Ankunft hätten erhalten können. Obſchon die Mauern der Stadt ſehr ſchwach waren, ſo ſetzte doch Montgommery auf den Fluß Mayenne, welcher ſie von einer Seite umfließt, und auf das auf einer Anhöhe liegende Schloß, das dieſelbe auf der andern Seite vertheidigt, ein ſolches Vertrauen, daß er ſich bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen entſchloß. Durch die in der folgenden Nacht aufgeworfenen Batterien war kaum am Morgen eine Breſche von vierzig Schuhen in die Mauer gemacht, als Villers durch den Fluß an der Spitze der Infanterie mit dem halben

halben Leibe im Waſſer gieng, und die Stadt ſo ta- A. D. 1574.
pfer beſtürmte, daß die erſchrockenen Feinde, ohne einigen Widerſtand zu thun, ſich in das Schloß zurückzogen, und den Katholiſchen die Stadt überließen, welche ſie in ihrer Wuth faſt gänzlich zerſtörten.

Die Eroberung des Schloſſes war mit größeren Schwierigkeiten verbunden, da es auf einem lebendigen Felſen, wo die Sappeurs nichts arbeiten konnten, und über die Ebene ſo erhaben lag, daß die Katholiſchen in einer gewiſſen Entfernung mit großen Schwierigkeiten Batterien errichten mußten. So geſchwind und muthig die Katholiſchen dies ausführten, eben ſo blutig und hitzig waren auch die Ausfälle der Hugonotten, welche aber endlich aufhörten, als die Katholiſchen ihre Batterie zu Stande gebracht hatten. Auf die geſchoſſene Breſche erfolgte ein heftiger Sturm, bey welchem auf katholiſcher Seite Saint-Colombe, viele Volontairs, und ungefähr zweyhundert der tapferſten Soldaten blieben. Der Verluſt der Hugonotten an Edelleuten und Soldaten war ſo ſtark, daß ſie ſich nicht länger behaupten konnten: ſie ergaben ſich alſo noch den nämlichen Abend auf Gnade und Ungnade, ohne einen neuen und viel heftigern Sturm abzuwarten, zu welchem ſich die Katholiſchen auf den folgenden Tag bereit machten. Als Matignon in das Schloß eingezogen war, ſo ließ er alle Soldaten entwaffnen, und verabſchieden, behielt einige Edelleute als Gefangene, und

ſchickte

A. D. 1574. ſchickte den Grafen von Montgommery mit einer ſtarken Wache nach Hof. Er wurde durch das pariſer Parlament als ein Rebelle zum Tode verdammt, und auf dem Greveplatze enthauptet. Der König und die Königinn-Mutter waren nicht wenig erfreut, nicht nur allein einen ſo fürchterlichen Feind, welcher mit den auswärtigen Fürſten beſtändige Einverſtändniſſe unterhielt, aus dem Wege geſchaft, ſondern auch den Tod Heinrichs II. an ihm gerochen zu haben. Obſchon Montgommery nur zufälliger Weiſe daran ſchuld war, ſo hielt man doch denſelben für den Urheber alles nachher erfolgten Unglücks von Frankreich.

Nach der Einnahme von Domfront kehrte Matignon nach Saint-Lo zurück, und ſetzte dieſer Stadt viel heftiger zu. Den ſiebenten Tag lief Villers mit dem Kerne der Infanterie Sturm, und bemächtigte ſich, aber mit vielem Blutvergießen, der Mauer und eines Thurmes, welcher den Eingang des Thores vertheidigte. Beym Anbruche des folgenden Tages wurde der Sturm erneuert, und das Heer zog ſiegreich in die Stadt ein. Der Tochtermann des Grafen von Montgommery, und la Colombierre, ein durch ſeine Tapferkeit ſowohl als ſeine Geburt berühmter Officier, blieben auf dem Platze, und der Hauptmann Lorges, ein Sohn des Grafen, wurde gefangen genommen, welcher zu

keiner

keiner geringeren Strafe, als ſein Vater, beſtimmt A. D. 1574.
war: er beſtach aber die Wache, und rettete ſich nachher durch die Flucht. Carentan und Valogne ergaben ſich, ohne eine Belagerung abzuwarten. So wurde das gefährliche Kriegsfeuer in einer der wichtigſten Provinzen gelöſcht.

Das Leben des Königs näherte ſich zu dieſer Zeit ſeiner Auflöſung. Er hatte einige Monate lang Blut geſpien, und durch ein ſchleichendes und anhaltendes Fieber alle Kräfte verlohren. Da er die Annäherung des Todes fühlte, ſo ließ er alle Großen und Kronbedienten, die ſich am Hofe befanden, zu ſich rufen, und erklärte ſeinen Bruder Heinrich, den König von Pohlen, zu ſeinem rechtmäßigen Nachfolger, und bis zu deſſen Ankunft die Königinn, ſeine Mutter, zur Regentinn des Reichs; Er band dem Herzoge von Alençon und dem Könige von Navarra es auf ihre Seele, derſelben Gehorſam zu leiſten, und befahl allen Uebrigen, unter Strafe der Rebellion, ihr bis zur Ankunft des rechtmäßigen Königs getreu zu dienen. Dieſem zu Folge erließen die Staatsſekretaire und Biraga, welcher nach L'Hopitals Tode zum Kanzler war ernannt worden, offene Schreiben, welche vom Parlamente regiſtrirt wurden. Der König empfahl dem Staatsrathe die Ruhe des Reichs, und ſeiner Mutter ſein Töchterlein, welches er mit ſeiner Gemahlinn gezeugt hatte,

A. D. 1574. und Karl'n, ſein natürliches Söhnlein, nahm unter erbaulichen und ernſthaften Reden von allen Gegenwärtigen Abſchied, hielt immer die Hand ſeiner Mutter mit der ſeinigen feſt, und ſtarb den dreyßigſten Mai in einem Alter von nicht gar fünf und zwanzig Jahren. Er hinterließ ſein Reich nach ſo vielen Kriegen und Revolutionen in einer eben ſo gefährlichen Lage und Verwirrung, als er daſſelbe gefunden hatte, da er als ein Kind den Thron beſtieg.

Ende des fünften Buches.

Sechſtes

Sechſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Zuſtand der Regierung und des Reichs. Regentſchaft der Königinn-Mutter. Unterhandlungen. Verſammlung der Hugonotten zu Milhaud. Der Prinz von Conde' wird zum Haupte derſelben erklärt. Ankunft Heinrichs III. Geheimer Regierungsplan deſſelben. Langſam und ſchwach fortgeſetzter Krieg gegen die Hugonotten. Heinrichs Vermählung und Krönung. Fruchtloſe Friedensunterhandlungen.

Karl IX. ſtarb zu einer Zeit, als die zur Herſtellung der Ruhe des Reichs gemachten Vorkehrungen im ſtärkſten Gange waren, und hinterließ alle Provinzen deſſelben in der größten Unordnung und Verwirrung. Die Grundpfeiler der Monarchie waren untergraben, erſchüttert, und droheten den Zuſammenſturz. Der rechtmäßige Erbe der Krone, welcher in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte durch ſeine Gegenwart dem ungewiſſen und ſchweren Gang der Regierung eine ordentliche Richtung hätte geben können, befand ſich in einem fremden Lande weit von den Seinigen entfernt. Die Werkzeuge der Regierung waren auch gänzlich verderbt, oder ſehr geſchwächt, und überhaupt Alles, was die Reiche zu erhalten pflegt, zum Umſturze bereit. Der Herzog von Alençon, und der König von Navarra, die erſten A. D. 1574.

A.D. 1574. ſten Prinzen von Geblüte, und ihrer Geburt nach die Präſidenten des königlichen Staatsrathes, waren des ſchwerſten Verbrechens ſchuldig, und wurden wie Gefangene bewacht. Der obwohl noch junge Prinz von Condé, welcher durch den Namen ſeiner Voreltern einen großen Ruf genoß, war nicht nur allein abweſend, und von dem Hofe entflohen, ſondern hatte noch überdies ſeine Zuflucht zu den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands genommen, und rüſtete ſich, das Reich mit neuen Heeren von Fremdlingen zu überſchwemmen. In allen Provinzen wehete die Fahne des Aufruhrs der Hugonotten, welche ſich ohne Scheu und durch jedes Mittel der vornehmſten Städte und Feſtungen zu bemeiſtern ſuchten. Viele Großen waren entweder heimliche oder offenbare Feinde der Regierung. Die meiſten derſelben, welche eine größere Erfahrung, ein höheres Anſehen bey dem Volke, und einen entſchiedenen Kriegsruhm beſaßen, kantonnirten ſchon, ſo zu ſagen, in den Provinzen und ihren Statthalterſchaften. Der königliche Schatz war erſchöpft, der Adel verarmt, der Kriegsſtand zernichtet, und das Volk ins Elend geſtürzt. Die Glaubensſtreitigkeiten und die Feindſchaften der Großen brannten lichter als jemals. In dieſer kritiſchen Lage hielt nur die Königinn-Mutter durch die Größe ihrer Seele und ihre Klugheit den endlichen Umſturz zurück, welchen ſo Viele zu bewerkſtelligen ſuchten. Eine lange Erfahrung

rung hatte ſie gelehrt, den härteſten Schlägen des A. D. 1574.
Schickſals zu widerſtehen. Nach dem Tode des Königs nahm ſie ſogleich von der Regentſchaft Beſitz, und war darauf bedacht, auf die beſtmöglichſte Art der drohenden Gefahr zu ſteuern. Das Uebel war aber zu ſtark, als daß es in kurzer Zeit und bey der Abweſenheit des Königs durch leichte Heilmittel hätte können gehoben werden. Die Königinn-Mutter, welche ſchon aus vieljähriger Erfahrung die Quelle und die Natur deſſelben kannte, ſetzte auf ihre eigene Kräfte kein ſolches Vertrauen mehr, und glaubte in der gegenwärtigen Lage der Sachen genug zu thun, wenn ſie verhinderte, daß ſich der Zuſtand des Reichs verſchlimmerte, und der Ausbruch der Unruhen bis zur Ankunft des Königs hingehalten würde, welcher alsdann nach reifer Ueberlegung jene Vorkehrungen treffen könnte, die er für die heilſamſten hielte. Sie verfuhr hierinne wie die Aerzte bey der Heilung der gefährlichſten und ſchwerſten Krankheiten, welche, wenn ſie während den Hundstagen oder im ſtrengſten Winter einen mit böſen und verdorbenen Säften angefüllten Körper zu behandeln haben, eine beſſere Jahrszeit abwarten, und indeß durch lindernde Mittel dem Ausbruche des Uebels vorzubeugen ſuchen. Was ſie noch mehr dazu bewog, dieſen Weg einzuſchlagen, war ihre Ungewißheit in Rückſicht der Geſinnungen des Königs. Obſchon derſelbe während der Regierung ſeines Bruders die Parthey der Hu-

A. D. 1574. gonotten mit den Waffen in der Hand aufs heftigſte verfolgt hatte, ſo konnte man doch nicht wiſſen, ob er zum Kriege oder zum Frieden geneigt ſey. Sie glaubte alſo, es dem Könige lediglich überlaſſen zu müſſen, welchen Entſchluß er ergreifen wolle.

Indeß hatte die Königinn=Mutter beſchloſſen, die Verſtellungskünſte ferner zu brauchen, ſich mehr an den Kern als die Schale zu halten, ſich vor Allem gegen einen unvermutheten Angriff in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und hernach durch langſame Operationen und verlängerte Hofnungen die Großen einzuſchläfern, und ihre Erwartungen und ihren Ehrgeiz zu täuſchen. Ihr Hauptaugenmerk gieng dahin, die Fremden an einem Einfalle in das Reich zu verhindern. Dieſem zu Folge ſchickte ſie in der größten Eile den Kaspar Graf von Schomberg ab, um ſechs tauſend Schweizer und einige Fahnen deutſcher Kavallerie anzuwerben, und gab dem Herzoge von Montpenſier, welcher auf die Nachricht von des Königs verzweifelten Geſundheitsumſtänden nach Hofe gekommen war, den Auftrag, eiligſt nach dem in Poitou zurückgelaſſenen Heere zurückzukehren, und daſſelbe ſowohl durch Kavallerie als Infanterie zu verſtärken. Gleiche Befehle ertheilte ſie dem Prinzen Dauphin, unter deſſen Kommando ein anderes Heer an den Gränzen von Dauphiné und Languedok ſtand. Sie erzeugte dem Herzog von Alençon und dem Könige von Navarra die größten Ehren, ohne ſie

ſie jedoch von ihrer Wache zu befreyen; ſie ſtellte ih- A. D. 1574.
nen vor, daß es ihrer Ehre nachtheilig ſey, wenn ſie ohne vorhergehende Beweiſe ihrer Unſchuld und ohne Befehl des Königs in Freyheit geſetzt würden, damit es nicht ſcheine, als wenn die Bande des Blutes auf Mutter und Schwiegermutter mehr vermocht hätten, als Wahrheit und Gerechtigkeit. Uebrigens gab ſie ſich die Miene, als wenn ſie Vertrauen auf ſie ſetzte, und berathſchlagte ſich mit ihnen über die wichtigſten Reichsgeſchäfte; ſie verſprach ihnen, ihre Anſprüche zu unterſtützen, und ihre Hofnungen zu erfüllen. Der von Natur unbeſtändige Herzog von Alençon ließ ſich ſehr leicht durch die mütterlichen Liebkoſungen und Künſte beſtricken, und der König von Navarra ſtellte ſich, als wenn er ihren Aeußerungen Glauben beymäße, weil er keine ſchickliche Gelegenheit erblickte, um ſeine Erhöhung bewerkſtelligen zu können.

Nachdem die Königinn-Mutter auf dieſe Art beide Prinzen, obwohl nur dem Scheine nach, auf ihre Seite gebracht, ſie eingeſchläfert, und ſich der Regentſchaft ohne allen Widerſtand verſichert hatte, ſo beſchloß ſie, gemeinſchaftlich mit ihrem Sohne und Tochtermanne an die Parlamente, die Statthalter der Provinzen, und die Kronbedienten zu ſchreiben: nicht, als wenn die Beyſtimmung derſelben ihren Befehlen das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrückte, oder als ob ſie ein großes Vertrauen auf

A. D. 1574. ſie ſetzte, ſondern nur um zu zeigen, daß ſie mit dieſen Prinzen einſtimmig handele, und alle jene der Hofnung ihres Schutzes zu berauben, welche nur Veränderungen entgegen harreten, und mit der größeſten Erwartung ihre Augen auf ſie richteten. Dieſe Schreiben enthielten nebſt der Nachricht von dem Tode des Königes und der Regentſchaft der Königinn-Mutter auch die Beſtätigung der vom ſeligen Könige den Hugonotten ertheilten Friedensedikte, die Gewiſſensfreyheit, die Ausübung der reformirten Religion, und eine Ermahnung, den Friedensedikten in Ruhe und Eintracht nachzuleben, und den Obrigkeiten zu gehorchen; ſie band aber auch den Letzteren ein, eines Jeden Rechte zu handhaben, und dahin zu ſehen, daß Keiner auf irgend eine Art beunruhiget und beſchwert werde. Dieſe Schreiben hatte der Staatsrath von Villeroi, ihr vertrauteſter Diener, auf die künſtlichſte Art mit einem großen Wortgepränge und mit Clauſeln und den Hugonotten günſtigen Verfügungen ausgeſchmückt, um dem Brande die Nahrung zu entziehen, und bey ſo vielen Zwiſtigkeiten die Hitze der Glaubensſtreitigkeiten in den Gemüthern zum Theile zu dämpfen. Auf dieſe günſtigen Erklärungen folgten Handlungen, die nicht weniger anpaſſend und wirkſam waren. Die Königinn-Mutter ſchickte den Abbé Johann Baptiſt Guadagni an den Herrn von la Noue ab, um einen Waffenſtillſtand in Poitou und Saintonge zu erwir-

erwirken, wo der Herzog von Montpenſier, obſchon A. D. 1574.
ſein Heer täglich Verſtärkung erhielt, doch abſicht-
lich geringe Fortſchritte machte, da es die Abſicht der
Regentinn war, die Urſachen zu beſeitigen, und die
Wirkungen nicht zu beſchleunigen. Mit den nämli-
chen Aufträgen ſchickte ſie den Saint-Sülpice an
den Marſchall von Damville, um ihn durch die Hof-
nung der Befreyung ſeines Bruders aus dem Ge-
fängniſſe und der Beſtätigung in der Statthalter-
ſchaft von Languedok, ebenfalls zu einem Waffen-
ſtillſtande zu bewegen, welchen ſie, auch unter den
nachtheiligſten Bedingniſſen, anzunehmen entſchloſ-
ſen war. Die Unterhandlungen des Abbe' Gua-
dagni hatten den erwünſchten Erfolg. Den Ein-
wohnern von La Rochelle und ihren Nachbaren, wel-
che ſchon die Tapferkeit und die Strenge des Königs
erfahren hatten, als er in der Eigenſchaft eines Ge-
neralſtatthalters, ſeines Bruders, den Krieg gegen die
Hugonotten führte, war aus Furcht ein Waffenſtill-
ſtand ganz willkommen, welchen ſie als die Annähe-
rung zum Frieden betrachteten: derſelbe wurde alſo
auf die zwey folgenden Monate, den Julius und
Auguſt, geſchloſſen, deſſen Verlängerung man dem
Könige anheimſtellte. Die Königinn-Mutter ver-
ſprach ihnen, zwölf tauſend Dukaten zu zahlen, wo-
mit ſie ihre Beſatzungen in den Feſtungen unterhal-
ten ſollten, um das platte Land vor Plünderungen zu
ſchützen. Der Unterhändler Saint-Sülpice war

A. D. 1574. nicht ſo glücklich. Obſchon der Marſchall von Damville ſich mehr durch ſeine Verſtellungskünſte als durch die Gewalt behaupten wollte, ſo war er doch einem Waffenſtillſtande nicht abgeneigt; aber Montbrün, einer ſeiner Anhänger im Delphinate, welcher mehr wie ein Straßenräuber als ein General Krieg führte, wollte in keinen Vergleich einwilligen, welcher ihn zwänge, ſein Streifen und Plündern einzuſtellen. Auf der andern Seite waren die Katholiken in Languedok, und vorzüglich das Parlament von Toulouſe gegen den Marſchall von Damville ſo aufgebracht, daß ſie nur ſehr ungerne zum Waffenſtillſtande die Hände boten, ungeachtet die Regentinn darauf drang: nichtsdeſtoweniger würde derſelbe zu Stande gekommen ſeyn, wenn nicht Damville, welcher ſich zu gleicher Zeit des Beſitzes der von ihm abhangenden Städte verſichern wollte, ſich die königliche Gewalt angemaßt, die Stände der Provinz zuſammenberufen, und durch dieſe Handlungen ſeinen Worten widerſprochen hätte. Er ließ auf der Verſammlung derſelben Verordnungen ergehen, welche mehr das Gepräge eines unabhängigen Fürſten, als eines Statthalters trugen. Das Parlament von Toulouſe, welches durch dieſe Anmaßungen und Vorſchritte noch mehr indignirt, und in ſeiner Gerichtsbarkeit beeinträchtigt wurde, verwarf nicht nur allein den Waffenſtillſtand, ſondern verbot auch allen Katholiken, denſelben anzunehmen, und

zu

zu erfüllen. Die Königinn ließ ſich weder durch die ihr zugefügten Unbilden ihrer Feinde, noch durch den Ungehorſam ihrer Unterthanen von der Ausführung ihres Vorhabens abſchrecken: ſie achtete wenig des Anſcheines, und war um ſo mehr auf die Erreichung ihres Endzweckes bedacht. Sie ſetzte alſo die angefangenen Unterhandlungen mit Damville und ſeinen Agenten fort, um durch die nämlichen Kunſtgriffe Zeit zu gewinnen, wodurch er ſeine Gewalt zu befeſtigen ſuchte. A. D. 1574.

Während dieſen Unterhandlungen brachen die unbeſtändigen und in ihren Entſchlüſſen wandelbaren Einwohner von La Rochelle unvermuthet den Waffenſtillſtand, welchen ſie doch kurz vorher geſchloſſen hatten. Entweder waren ſie von den Hugonotten in Languedok dazu gereizt worden, oder die zwölf tauſend Dukaten zur Unterhaltung ihrer Truppen reichten nicht hin, welche ſich von Tage zu Tage zerſtreuten, weil ſie nicht mehr plündern konnten. Sie griffen wieder zu den Waffen, und verwüſteten auf die grauſamſte Art die umliegenden Gegenden. Alles dies ſchreckte die Königinn nicht zurück, ſondern ſie ertrug mit der äußerſten Geduld und Verſtellung alle dieſe Gewaltſamkeiten, um ihren Zweck zu erreichen. Sie ſchickte neue Agenten an die von La Rochelle und an den Marſchall von Damville ab, um die zerriſſenen Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Es ſchien ihr genug, wenn dieſelben auch keinen

A. D. 1574. glücklichen Erfolg hätten, ſo lange Zeit zu gewinnen, bis ſie von der Ankunft des Königs verſichert wäre, ohne daß ſich neue Unruhen entſpönnen. Die Unterhandlungen giengen auf beiden Seiten mit den Operationen der Heere einen gleichen, aber gefliſſentlich langſamen Schritt, ohne daß etwas beſchloſſen wurde, oder die Feldherren wichtige Unternehmungen machten. So hatte die Königinn-Mutter Alles auf den beabſichteten Grad der politiſchen Stockung gebracht: der Herzog von Montpenſier hielt mit dem einen Heere die Macht der Hugonotten in Saintonge im Zaum, und der Prinz Dauphin ſtemmte ſich mit dem Andern den Fortſchritten jener von Dauphiné entgegen. Damville, welcher in ſeinen Entſchlüſſen wankelmüthig war, dachte mehr darauf, ſich feſtzuſetzen, als neue Eroberungen zu machen; er erwartete, durch die Kunſtgriffe und Verſprechungen der Regentinn hingehalten, eine ſchicklichere Zeit, um ſich für die Hugonotten förmlich zu erklären.

Der Prinz von Condé, welcher ſich in Straßburg, einer deutſchen freyen Reichsſtadt, aufhielt, hatte ſchon den Entſchluß gefaßt, den Fußtapfen ſeines Vaters zu folgen, und ſich an die Spitze ſeiner Parthey zu ſtellen. Er pflog mit den proteſtantiſchen Fürſten Unterhandlungen, um friſche Truppen anzuwerben, und drang durch Schreiben und Bothſchaften in die Hugonotten, ſich zu verbünden, ſich mit

ihm

ihm zu vereinigen, und ihn mit einer hinreichenden A. D. Summe Geldes zu unterſtützen, damit er ohne Auf- 1574. ſchub mit einem ſtarken Heere noch vor der Ankunft des Königs in Burgund einrücken könnte. Dieſem zu Folge verſammelten ſich die Deputirten der hugo- nottiſchen Provinzen (man nannte ſie die Kirchen der Reformirten) und die Agenten des Marſchalls von Damville zu Milhaud, welcher ſich mit denſel- ben heimlich verband, obſchon er durch ſeine äußern Handlungen das Gegentheil log, und die Regentinn durch glatte Worte hinhielt. Sie berathſchlagten ſich ſowohl über die Art, das Geld zu erheben, als über die Bedingniſſe, unter welchen ſie ſich dem Kom- mando des Prinzen unterwerfen wollten. Dieſe Vor- gänge waren der Königinn kaum bekannt, als ſie ſogleich einige taugliche Männer abſchickte, deren ſie viele durch ihre Politik und ihre Freygebigkeit an ſich gefeſſelt hatte, welche unter dem Vorwande einer Un- terhandlung den Samen des Mistrauens ausſtreuen, und Zwietracht erregen ſollten, um die Entſchlüſſe dieſer Verſammlung aufzuhalten. Die Deputirten waren an ſich ſelbſt ſchon nicht einig: obſchon ein je- der derſelben einſah, daß ſie, ohne einen Prinzen von Geblüte an der Spitze, weder im Reiche noch im Auslande ſich Credit und Anſehen verſchaffen, und ihre Waffen keinen glücklichen Fortgang machen wür- den, ſo waren doch ihre Meinungen in Rückſicht die- ſes Prinzen getheilt, weil Viele noch ihr Augenmerk

A. D. 1574. auf den Herzog von Alençon richteten, Mehrere den König von Navarra zum Haupte wünſchten, und Einige behaupteten, daß das jugendliche Alter und die geringe Erfahrung des Prinzen von Condé ihnen nur Verachtung zuziehen, und alles Anſehen benehmen werde. Dieſe Unentſchlüſſigkeit wurde durch Damville's zweydeutiges Betragen noch vermehrt. Obſchon derſelbe nur ſeine eigene Sicherheit und die Behauptung ſeiner Statthalterſchaft von Languedok zur Hauptabſicht hatte, ſo konnte er ſich doch nicht ſeines Anſpruchs auf die Oberhauptsſtelle gänzlich entſchlagen: er wünſchte, daß derjenige, welcher ſie erhielte, dieſelbe ihm vorzüglich zu verdanken hätte. Auch la Noue, welcher in dem höchſten Anſehen bey den Bürgern von la Rochelle ſtand, ſah mit Unwillen die Wahl eines Oberfeldherrn, der durch den Glanz ſeiner Geburt und einen großen Ruf ſeine Gewalt entweder vermindern, oder gänzlich aufheben würde. Weder die Kunſtgriffe der Königinn, noch die Uneinſtimmigkeit der Vornehmſten konnten verhindern, daß ſich die Hugonotten allgemein und freywillig einem Prinzen unterwarfen, deſſen Vater ſie zu gehorchen gewohnt waren, und deſſen Name allein das Volk mit Zärtlichkeit für ſein Andenken und trauriges Schickſal erfüllte. Die Artikel der Unterwerfung wurden im Namen aller Kirchen entworfen, welchen Damville und la Noue aus Nothwendigkeit, aber doch mit verborgenem Unwillen, beyſtimmten.

Nach-

Nachdem die Hugonotten ihre gewöhnlichen Prote- A. D. 1574.
ſtationen erlaſſen hatten, um ihr Unternehmen zu
rechtfertigen, und zu beſchönigen, ſo wurde dem
Prinzen von Condé die Herrſchaft dieſer Parthey,
die Beſchützung der Gewiſſensfreyheit, und die Füh-
rung dieſes Krieges übertragen, welchen man für
die gemeinſame Sache nothwendig hielt. Dieſe mit
einer erklecklichen Summe Geldes begleiteten Unter-
werfungspunkte wurden demſelben durch drey Depu-
tirten überſchickt, welche die Anwerbung der Deutſchen
und ihren Marſch beſchleunigen, und dem Prinzen
über die ganze Lage ihrer Sachen und die allgemei-
nen Geſinnungen Bericht erſtatten ſollten.

In der nämlichen Zeit verbreiteten die Hugo-
notten, welche alle mögliche Mittel in Bewegung
ſetzten, eine Menge Schriften unter verſchiedenen
Titeln, ſatiriſchen Inhalts, und mit gehäſſigen Schil-
derungen der Regierung und Sitten der Königinn-
Mutter angefüllt, deren einige man derſelben zu-
brachte. Der Staatsrath war ſchon im Begriffe,
die ſchärfſten Edikte gegen die Verfaſſer und Verle-
ger dieſer verläumderiſchen und aufrühreriſchen Schrif-
ten zu erlaſſen: ſie widerſetzte ſich aber dieſen Maas-
regeln, und behauptete, daß das Verbot derſelben
nur ein um ſo gewiſſeres Mittel ihrer Verbreitung
ſey, und die Tugenden durch die Verläumdungen
der Bößgeſinnten nur ſichtbarer würden. Sie be-
harrete auf ihrem Vorſatze, ſich um den Anſchein
nicht

A. D. 1574. nicht zu bekümmern, und erduldete alle dieſe Unbilden mit der größeſten Verſtellung und Mäßigung: als ſie aber ſah, daß die Deutſchen zu einem Einfalle in das Reich ſich rüſteten, ſo war ſie feſt entſchloſſen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn ihre Unterhandlungskünſte und Liſt nicht fruchten ſollten. Sie reiſete von Paris in Begleitung des Herzogs von Alençon und des Königs von Navarra, welche ihr freywillig zu folgen ſchienen, obſchon ſie noch nicht in Freyheit geſetzt waren, nach Burgund, wo ſie die Schweizer und deutſchen Reuter muſterte, und durch große Geſchenke und Liebkoſungen die Officiere in ihrer Treue zu befeſtigen ſuchte. Sie marſchierte nachher mit dem Heere in die aufrühreriſchen Provinzen, welche die nämlichen waren, wo man die Ankunft des Königs erwartete, und durch welche die Heere der Proteſtanten ins Reich dringen ſollten. Sie wählte Lyon zu ihrem Aufenthaltsorte, weil ſie von dort aus am leichteſten und geſchwindeſten nach Erfoderniß der Umſtände operiren konnte.

Indeß war dem Könige die Nachricht von dem Tode Karls IX. durch Chemerault hinterbracht worden, welcher die Reiſe nach Pohlen in dreyzehen Tagen zurücklegte. Obſchon der ganze Adel dieſes Reiches, welcher Heinrichen wegen ſeinem Betragen und ſeiner Tapferkeit ſehr hoch ſchäzte, Alles anſtrengte, um ihn zurückzuhalten, ſo glaubte er doch nicht, ſein Erbreich dem Wahlreich von Pohlen nachſeßen zu dürfen:

dürfen: Er reiſete alſo nächtlicher Weile und heimlich in geringer Begleitung ab, begab ſich mit der größeſten Geſchwindigkeit nach Oeſterreich, und nahm durch Italien den Weg nach Frankreich, deſſen gefährliche und weit ausſehende Unruhen ſeine Gegenwart erfoderten, um denſelben zu ſteuern. Die Regentinn, ſeine Mutter, drang beſtändig durch Schreiben und Abgeordnete auf die Erſcheinung ihres Sohnes, damit er ohne Verzug jene Vorkehrungen treffen möchte, welche die Größe des Uebels erheiſchten. Sie hielt nur noch mit großer Mühe den Ausbruch des unter der Aſche glimmenden Feuers zurück. Er verweilte ſich alſo nur ſo lange, als es die Nothwendigkeit und der Anſtand erfoderte, um die ihm von den italiäniſchen Fürſten, und beſonders der Stadt Venedig erzeigte Ehre zu erwiedern, in welcher er mit einer unglaublichen Pracht und Feſtlichkeit war empfangen worden. Zu Ende Auguſts kam er zu Turin an: man erwartete, daß er dort den Plan ſeiner Unternehmungen entwerfen, und ſeine Geſinnungen an den Tag legen werde. Der Marſchall von Damville begab ſich zu ihm mit einem freyen Geleite auf das Wort des Herzogs von Savoyen, wohin auch von Seite der Regentinn Philipp Hürault, Vicomte von Chiverni, vormaliger Kanzler des Königs, der Graf von Schomberg und die beiden Staatsſekretaire, Bernhard Fiſes und Niklas von Neuville, Herr von Villeroi, kamen, A. D. 1574.

um

A. D. 1574. um ihn von der Lage des Reichs und den geheimen Entwürfen der Königinn-Mutter zu unterrichten. Als er dieſe ſowohl als die Entſchuldigungen und Anſprüche des Marſchalls von Damville angehört und vernommen hatte, ſo konnte er ſich doch, ungeachtet Roger von Bellegarde und Guy von Pibrac, ſeine vertrauten Räthe, und ſelbſt der Herzog von Savoyen und die Herzoginn Margaretha Alles anſtrengten, nicht entſchließen, den Marſchall von Damville günſtig zu behandeln; er verbarg im Gegentheile mit der größeſten Verſtellung ſeine Abſichten: er könne nichts ohne den Beyrath ſeiner Mutter, deren Klugheit und Wachſamkeit er ſo viel zu verdanken habe, beſchließen. Mit ſolchen zweydeutigen Aeußerungen entließ er den Marſchall von Damville, und beſchleunigte um ſo mehr ſeine Reiſe, als er nicht in die Nothwendigkeit geſetzt ſeyn wollte, aus Nachgiebigkeit und Rückſichten das zu beſchließen, was er nach ſeinem entworfenen Plane ausführen zu wollen, ſich ſelbſt vorbehielt.

In ſeinem Reiche erwartete ihn ſo viele Arbeit, daß er auf lange Jahre an keine Unternehmung in Italien denken konnte: er gab alſo, um den Herzog und die Herzoginn für ſich gänzlich zu gewinnen, und ſich derſelben zur Ausführung ſeiner Entwürfe zu bedienen, Pignerol, Savigliano und das Thal von Peroſa zurück, welches die Könige, ſeine Vorfahren, als ein Pfand der Treue der Herzoge von Savoyen zurück-

zurückbehalten hatten. Er hielt es für überflüßig, A. D. 1574.
ſolche Plätze außer dem Reiche, welche nur den damals weit entfernten Hofnungen zur Nahrung dienten, mit großen Koſten zu erhalten. Nichtsdeſtoweniger wurde dieſe übereilte Zurückgabe von Vielen getadelt. Ludewig Gonzaga, Herzog von Nevers, Gouverneur dieſer Feſtungen, ein Mann von eben ſo großer Treue als Klugheit, that ſein Möglichſtes, um dieſelbe zu verhindern. Er legte ſeine Gründe in einem Memoire dar, und bat, daſſelbe in den Reichsarchiven aufzubewahren, damit es ihm zu keinem Nachtheile gereichte. Der König wurde darüber ſehr aufgebracht: er verbarg aber ſeinen Verdruß, und betrachtete Jene als eitle und ehrſüchtige Menſchen, welche von ſeinen Geheimniſſen mehr wiſſen wollten, als er ſelbſt. Den fünften September kam er an den Gränzen ſeines Reiches bey der Brücke von Beauvoiſin an, wo ihn der Herzog von Alençon und der König von Navarra erwarteten, welche man noch bis auf dieſe Stunde als Gefangene, aber doch mit vieler Schonung, bewachte. Der König empfieng ſie ſehr liebreich, ſetzte ſie ſogleich in Freyheit, und nahm in ihrer Mitte den Tribut der Verehrung ſeiner ihm entgegen gekommenen Unterthanen an, um denſelben noch größere Beweiſe ſeiner Wohlgewogenheit zu geben. Den folgenden Tag hielt er mit der Königinn-Mutter eine Unterredung, welche ihm bis an ein kleines Schloß vor Lyon ent-

A. D. 1574. entgegen gegangen war. Sie zogen mit einander in Lyon ein, und hielten ſogleich Berathſchlagungen, ob ſie mit den Aufrührern Frieden machen, oder ſie bekriegen ſollten.

Der König erkannte ganz gut ſowohl den ſtürmiſchen und ſchwankenden Zuſtand ſeines Reiches, als die kritiſche Lage, in welcher er ſich ſelbſt befand. Das ganze Reich war in zwey Partheyen, in die der Katholiſchen und jene der Hugonotten getrennt, deren jede ihr Oberhaupt hatte. Durch die langen und anhaltenden bürgerlichen Kriege waren nicht nur allein die Städte und Provinzen, ſondern auch die Familien ſelbſt in Partheyungen und Feindſchaften zerfallen. Der König befand ſich alſo wie zwiſchen zwey Strömen: zwiſchen zwey Partheyen war ſeine Gewalt vertheilt, welche ihm nichts als den Namen eines Königs erließen. Er war in die Nothwendigkeit geſetzt, ſich für das Haupt der einen oder der andern Parthey zu erklären, an den Streitigkeiten ſeiner Unterthanen Theil zu nehmen, und ſelbſt das Werkzeug des Elendes und der Verwüſtung ſeines Reiches zu werden, um ſich nicht gänzlich verächtlich zu machen, und aller Gewalt entkleiden zu laſſen. Obſchon man die Hugonotten und Politiker mit dem Namen „Aufrührer“ belegte, weil ſie ſich zuerſt dem Gehorſame des Königs entzogen hatten, und die Gewalt deſſelben öffentlich beſtritten; obſchon die Katholiſchen die Waffen zur Vertheidigung und Erhaltung

haltung der Religion ergriffen, ſo hatte doch bey den A. D. 1574.
letzteren das Privatintereſſe dieſe Abſicht vergiftet: die Großen ſuchten nur ihren Ehrgeiz und ihre zum Nachtheile des Königs angemaßte Gewalt und Vergrößerung damit zu bemänteln. Die Herren von Guiſe, welche unter der Regierung der vorigen Könige die höchſte Gewalt beſaßen, hatten alle Gelegenheiten gehabt, ihre eigene Macht dadurch zu vergrößern, und zu befeſtigen, daß ſie ihren vertrauteſten Freunden die Gouvernements der Feſtungen und Provinzen übergaben, das Parlament, den Staatsrath, die Finanz- und die Hofſtellen mit ihren Kreaturen beſetzten, und ſich eine Menge eifriger Anhänger durch die denſelben erzeigten Wohlthaten erwarben. Alles dies fand man billig und gerecht, ſo lange der Partheygeiſt und der anſcheinende Eifer für die Gemüther die Religion beſeelte; als man aber bemerkte, daß die Anhänger der Guiſen einen Partheykörper bildeten, ſo hielt man ſie für eine Maſchine, welche ſie der königlichen Gewalt bey ſchicklicher Gelegenheit entgegen ſetzen wollten. Die Hugonotten hatten nicht weniger Gelegenheit gehabt, ihre Macht durch das Prunkwerk der Freyheit und die blendenden Anerbietungen von Ehren- und Befehlshaberſtellen zu befeſtigen, und die Gemüther der Misvergnügten und alle aufrühreriſchen Köpfe dadurch an ſich zu feſſeln, welche ſich nachher aus dieſen Verbindungen nicht mehr loßreißen konnten. Da

A. D. 1574. durch die vielfältigen Friedensedikte diejenigen in ihren Statthalterſchaften und Aemtern beſtätigt worden, welche ſie von den Häuptern der Parthey erhalten hatten, ſo kam es, daß ſie in der folgenden Zeit die Provinzen gleichſam bedeckten, die Feſtungen und die vornehmſten Kronbedienungen im Beſitze, und ſich mit vielem Adel und Volke im ganzen Reiche verbunden hatten. Die letzten Könige, welche durch ihre ſchwache und kurze Regierung nur die Macht beider Partheyen befeſtigt, hatten alle ihre Gewalt verlohren; ſie mußten ſich alſo ſelbſt als Partheygänger aufſtellen, und ſich zu Werkzeugen der Vergrößerung Anderer gebrauchen laſſen. An ſich ſelbſt waren ſie zu jeder wichtigen und entſchloſſenen Unternehmung unfähig: anſtatt zu herrſchen, wurden ſie beherrſcht; anſtatt der Wuth der Partheyen Einhalt zu thun, wurden ſie ſelbſt mit denſelben fortgeriſſen. Heinrich III., welcher in ſeiner Bruſt hohe und große Gedanken nährte, betrachtete dieſe Herabwürdigung der königlichen Gewalt, welche auf ihn den tiefſten Eindruck machte, mit Aufmerkſamkeit. Obſchon er aufs möglichſte dieſelben zu verbergen ſuchte, ſo ließ er doch jeden Augenblick jene Worte Ludewigs XI. ſeufzend entfallen, daß es Zeit ſey, die Könige außer den Pagenſtand zu ſetzen: das iſt, daß es Zeit ſey, ſie von der Herrſchaft und der Zuchtruthe der Partheyhäupter zu befreyen.

Schon bey der Regierung ſeines Bruders hatte Heinrich die Unmacht deſſelben beweint, und die Kühnheit ſeiner Unterthanen tief empfunden. Während ſeiner Reiſe nach Frankreich ſtellte er weitere Betrachtungen darüber an, und beſchloß bey ſich, alles Mögliche anzuſtrengen, um das herabwürdigende Joch der Partheyen abzuwerfen, und ſich zu einem ſo unumſchränkten Könige zu machen, wie es ſo viele ſeiner glorreichen Vorfahren geweſen. So nothwendig auch der Entſchluß des rechtmäßigen Thronerben war, ſelbſt herrſchen zu wollen, eben ſo ſchwer war derſelbe auch auszuführen. Die Finanzen waren erſchöpft, und die Unterthanen des Gehorſams entwöhnt, deren hartnäckiger Partheygeiſt die Majeſtät verächtlich, und ihre Verehrung lächerlich machte. Es fehlte an getreuen Miniſtern, weil Jedermann in der engſten Verbindung mit einer oder der andern Faktion ſtand: die Sache ſelbſt foderte bey der ſo großen Macht beider Partheyen eine eben ſo große Geſchicklichkeit und Wachſamkeit, als Glück und Zeit. Der König, welcher ſich ſeines Vorhabens nicht entſchlagen konnte, und in ſeinem Alter und bey ſeiner perſönlichen Tapferkeit jede große Unternehmung nicht für unmöglich hielt, beſchloß, aller dieſer großen Hinderniſſe ungeachtet, zur Ausführung zu ſchreiten. Nicht allein ſeine Ehre, ſondern auch ſeine Privatleidenſchaften ſpornten ihn dazu an. Er hatte den ſtärkſten Haß gegen den König A. D. 1574.

A. D. 1574. nig von Navarra und den Prinzen von Condé in dem gegen ſie geführten Krieg geſchöpft, in welchem er, ſo zu ſagen, war erzogen worden, und wünſchte nichts mehr, als ſie und ihre ganze Parthey zu unterdrücken und auszurotten, weil er glaubte, daß ſie ihm, als ihrem vormaligen Feinde, nicht aufrichtig dienen würden. Die Liebe, welche er ehemals für den Herzog von Guiſe hegte, welcher dem Gerüchte nach mit ſeiner Schweſter, der Königinn von Navarra, gelebt, hatte ſich nun in einen ſolchen Haß verwandelt, daß er nach Rache dürſtete, obſchon er ſich äußerſt verſtellte, dieſe Beſchimpfung nicht zu fühlen. Alle Verwandten und Anhänger des Hauſes Guiſe waren ihm ein Stein des Anſtoßes und ganz unerträglich. So verſchwiſterten ſich ſeine Privatfeindſchaften mit dem allgemeinen Wohle des Reiches, und ſpornten ihn nur noch mehr an, beide Partheyen zu Grunde zu richten.

Die erſte Schwierigkeit, welche ſich bey der Berathſchlagung über die zur Erreichung dieſes Endzweckes ſchicklichſten Mittel darſtellte, war die Entſcheidung, ob derſelbe durch den Frieden oder den Krieg zu erzielen ſey? Der König wollte über beide Punkte die Meinungen ſeiner Staatsräthe hören, um ſowohl ihre Geſinnungen zu erforſchen, als irgend ein anpaſſendes Mittel auszufinden. Obſchon einige derſelben zum Frieden, und andere zur Fortſetzung des Krieges ſtimmten, so hielt er doch bey ſich dafür,

für, daß der Krieg nur die bürgerliche Zwietracht nähren, die Macht beider Partheyen beſtändig vergrößern, und ſeinen Abſichten zuwiderlaufen würde. Der Friede, welcher die aufrühreriſchen Gemüther einſchläfere, und die Hitze und Feindſchaft der Partheyen mit der Zeit dämpfe, ſchien ihm ein viel beſſerer Weg, um ſeinen Endzweck zu erreichen. Die Fortſetzung des Krieges war in der That nur ein Mittel für beide Partheyen, ſich neue Anhänger zu verſchaffen, neue Plätze zu befeſtigen, welche in der Gewalt der Partheyhäupter blieben, neue Beſatzungen in dieſelben zu legen, die Hartnäckigkeit der bürgerlichen Zwietracht zu vermehren, und die Jugend zu dem Kriegshandwerke noch mehr anzufeuern, anſtatt daß mit dem Frieden und der Ruhe die Privatfeindſchaften ſich legten, der Strom des Partheygeiſtes eingedämmt würde, die befeſtigten Plätze wie gewöhnlich zerfielen, die Anzahl derjenigen ſich verminderte, welche nur vom Kriege und Raube lebten, die Zwietracht zu Grabe und die von Leidenſchaften freye, und an Ruhe und Ordnung gewöhnte neue Generation hervorgienge, wenn einmal die alten Partheygänger vom Theater der bürgerlichen Zwietracht abgetreten ſeyn würden. Zu dieſen Beweggründen geſellte ſich eine andere wichtige Betrachtung: er wollte nämlich während dem Frieden die erſchöpften Finanzen herſtellen, um ſowohl die Majeſtät mit dem geziemenden Glanze zu umgeben, als A. D. 1574.

A. D. 1574. die königliche Gewalt durch die Unterhaltung der Truppen zu befeſtigen, da der Krieg die Einkünfte des Reichs verminderе, und das in einigen Monaten aufzehre, was man mit Mühe in einem ganzen Jahre von dem Volke erhebe. Ueberdies ſtand ſchon der Prinz von Condé in Bereitſchaft, mit einem ſtarken fremden Heere aus Deutſchland in Frankreich einzufallen: es ſchien ihm alſo viel heilſamer, dieſe Gewitterwolke durch den Frieden zu entfernen, als Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und ſein Reich gleich im Anfange der offenbaren Gefahr Preis zu geben.

Dieſe Beweggründe, welche ſeine Neigung nach Ruhe und den Vergnügungen des Hofes noch mehr verſtärkten, bewogen ihn zum Frieden; aber der Krieg ſchien aus mancherley Gründen billig und gerecht: denn die Hugonotten hörten nicht auf, den König durch neue Beleidigungen zu reitzen. Montbrün war ſo verwegen, aus den Gebirgen Dauphiné's deſſen Gepäcke zu plündern, als er aus Savoyen nach Lyon reiſete. Die Häupter der katholiſchen Parthey ermahnten ihn einſtimmig, die von ihm mit ſo viel Standhaftigkeit, Tapferkeit und Ruhm betretene Bahn nicht zu verlaſſen, und die Ketzerey auszurotten. Der König glaubte, daß man ſeine geheimen Abſichten ſehr leicht entdecken würde, wenn er als ein junger unb kriegeriſcher Prinz ſich weigerte, den Aufrührern die Spitze zu bieten, und der

Kühn-

Kühnheit und Hartnäckigkeit ſeiner Vaſallen Ein- A. D.
halt zu thun. Er glaubte ſich durch ſeine erfochte- 1574.
nen Siege gegen den Verdacht eines feigen und ſchwachen Menſchen geſichert; im Gegentheile konnte er befürchten, daß man ihm verborgene Abſichten zuſchreiben möchte, welche durch ihre Kundwerdung vereitelt würden. Er ſetzte alſo ſeine Verſtellungskünſte, worinne ihn ſein Charakter und lange Gewohnheit zum Meiſter gemacht, fort, und beſchloß, den Krieg, aber ſo ſchwach, zu führen, damit in der Hauptſache gar nichts entſchieden würde, den Frieden mit Argliſt und Verſtellung gleichſam zu erhaſchen, und nach deſſen Sicherſtellung kräftigere Maasregeln zu ergreifen. Er war nun darauf bedacht, durch den Schein der Sorgloſigkeit und Indolenz die Scharfſichtigkeit der Großen zu täuſchen. Er theilte ſeine Zeit zwiſchen Andachtsübungen und Vergnügungen, gleichſam als wenn er ein Raub des Müßigganges, der Andacht, und der Weichlichkeit geworden. Durch dieſe Kunſtgriffe hofte er die Wachſamkeit der Partheyen einzuſchläfern, und ſein Vorhaben ausführen zu können. Er ſann darauf, Männer von Verſtand und Feinheit an den Hof zu ziehen, und denſelben das Steuerruder der Regierung anzuvertrauen; er nahm ſich weiter vor, ſeine Lieblinge und Vertrauten nicht ſowohl mit Namen und Titeln auszuſtatten, als ihnen die wirkliche Gewalt der wichtigſten Kriegs- und Civilſtellen zu

 ver-

A.D. verleihen. Er hofte, durch Zeit und Gelegenheit
1574. unvermerkt die Partheygänger und die Großen ihrer Macht und ihres Anſehens zu berauben, oder denſelben ihre Stellen und Würden aus den Händen zu winden, oder die Zahl ihrer Anhänger zu vermindern, oder ſie gar aus dem Wege zu räumen. Er verſprach ſich, durch dieſe Kunſtgriffe die Macht dieſer zwey ſo fürchterlichen Partheyen zu untergraben, und umzuſtürzen. Dieſer mit ſo viel Argliſt und Klugheit entworfene Plan würde glücklich ausgeführt worden ſeyn, wenn ſich nicht der König durch ſeinen lebhaften Charakter über die Gränzen hätte hinreiſſen laſſen.

Der Prinz Dauphin, welcher in Dauphine' ein Heer mit einer ſeinem Muthe und ſeiner Tapferkeit entſprechenden Treue befehligte, nahm Le Pouſin, einen ſehr wichtigen Ort, ein, aus welchem er die ganze Gegend von Vivarez verwüſtete, und den Hugonotten keinen geringen Schrecken einjagte. Der König, welcher den Krieg mehr dem Scheine nach, als in der That, fortzuſetzen beſchloſſen hatte, fand dieſe Fortſchritte ſeinen Abſichten nicht gemäß, nahm dem Prinzen das Kommando unter dem Vorwande ab, daß deſſen Gegenwart bey ſeiner Krönung nothwendig ſey, und übertrug daſſelbe dem Roger von Bellegarde, welchen er zum Marſchall von Frankreich machte. Dieſer war ein Anhänger Damville's, gegen welchen man vorzüglich den Krieg in dieſer

Pro-

Provinz führte, und genoß ſo ſehr deſſen Vertrauen, A. D.
daß der König ihn durch deſſen Mittel nach ſeinen 1574.
Abſichten zu lenken hofte. Der Herzog von Montpenſier hatte die Feſtungswerke von Luſignan zerſtört, Fontenai und einige andere benachbarte Städte eingenommen, und ſetzte den Hugonotten tapfer zu, welche gleichſam ſchon in La Rochelle eingeſchloſſen waren. Der König zog einen Theil von deſſen Truppen unter dem Vorwande zurück, daß ſie in Champagne nothwendiger ſeyen, um ſich dem fremden Heere zu widerſetzen, welches unter den Befehlen des Prinzen von Conde' von den Gränzen nicht weit mehr entfernt ſey. Da der Herzog Heinrich von Guiſe, das Haupt der katholiſchen Parthey, als Statthalter von Champagne Befehlshaber in dieſer Provinz war, ſo gab er ihm den Armand von Biron als Lieutenant bey; ein durch ſeine Klugheit nicht weniger als durch ſeine Tapferkeit berühmter Mann, welcher lange vorher ſchon ſich als einen Anhänger der Hugonotten gezeigt hatte.

Nachdem der König auf dieſe Art ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen Krieg und Frieden zu Stande gebracht hatte, ſo war er auf ſeine Vermählung bedacht, da er und ſein Bruder, der Herzog von Alençon, die letzten Sprößlinge der herrſchenden Familie, und beide kinderloß waren. Heinrich hatte ſich lange vorher, ehe er nach Pohlen reiſete, in Louiſe, eine Tochter des Grafen Niklas von Vaude-

A. D. 1574. mont und eine Enkelinn des Herzogs von Lothringen, verliebt, deren Schönheit, Klugheit und Sittſamkeit keinen geringen Eindruck auf ihn gemacht; aber die Furcht, das Haus von Lothringen noch mehr zu erhöhen, und in den Fall zu kommen, dem Kardinale von Lothringen das Ruder der Regierung anvertrauen zu müſſen, welcher ſeine Vorfahren ſo unumſchränkt beherrſcht hatte, brachte ihn von dieſer Verbindung ab. Er erinnerte ſich der Regierung Franzens II., Karls IX., ſo wie der Anſprüche und der großen Gewalt des Kardinals unter denſelben, und ſah ein, daß dies gerade der Weg ſey, jene Macht neuerdings zu vergrößern, welche er doch mit der Länge der Zeit zu zerſtören ſich vorgenommen hatte. Der König wandte alſo ſeinen Blick auf eine andere Seite, und beſchloß, die Schweſter des Königs Johann von Schweden, eine Prinzeſſinn, welche keiner Andern an Schönheit und Geiſt nachſtand, zur Gemahlinn begehren zu laſſen. Indeß der nach Schweden abgeſchickte Staatsſekretair Pinart dieſe Vermählung unterhandelte, und der König ſich in Avignon aufhielt, raffte ein hitziges Fieber in wenigen Tagen den Kardinal von Lothringen hinweg, deſſen Gewalt, Staatsklugheit und Energie er ſo ſehr befürchtete. Er änderte alſo ſeinen Entſchluß, rief den Pinart zurück, und nahm, durch ſeine Liebe, eine Leidenſchaft, welche jedes Herz, und vorzüglich die Herzen der Großen, mit Hintanſetzung aller Rück-

Rückſichten beſiegt, hingeriſſen, die Louiſe von Vau- A. D.
demont zur Gemahlinn. Der Herzog und die Her- 1574.
zoginn von Lothringen führten ſie in dem Anfange des folgenden Jahres nach Lothringen.

Der König war jetzt darauf bedacht, den Herzog von Alençon, ſeinen Bruder, zu entfernen, deſſen aufrühreriſcher und wandelbarer Geiſt größere Unruhen unter dem jetzigen von demſelben ſo ſehr gehaßten und beneideten Könige prophezeyte, als unter der Regierung Karls IX., welcher ihm nicht einen gleichen Anlaß zu Haß und Eiferſucht gegeben hatte. Heinrich ſah nur zwey Wege: entweder demſelben die Königinn Eliſabeth von England zur Gemahlinn zu verſchaffen; — ein Projekt, welches ſchon ſo oft durch ihre Erklärung geſcheitert war, daß ſie keinen Gemahl wolle, oder für ihn auf die Krone von Pohlen Verzicht zu leiſten. Dies konnte aber nur mit der Einwilligung eines Volkes geſchehen, welches ſich von dem Könige für beleidigt und verachtet hielt, weil er aus dem Reiche entwichen war. Der König ließ ſich durch dieſe Schwierigkeiten nicht abſchrecken, einen Verſuch zu machen, und ſchickte den Gui von Pibrac, einen Mann von großer Gelehrſamkeit und Erfahrung und ſein Vertrauter, ſo wie den Roger von Bellegarde als Unterhändler nach Pohlen ab. Statt des letztern erhielt Albert von Gondi, Graf von Retz, das Kommando des Heeres in Languedok. Er war ein Italiäner, und durch Karl IX. und die

Köni-

A. D. 1574. Königinn-Mutter zu einem glänzenden Glücke befördert worden. Dies iſt auch die Urſache, daß er das unbegränzte Vertrauen des neuen Königs genoß.

A. D. 1575. So fieng das Jahr Tauſend fünf hundert und fünf und ſiebenzig an. Der König reiſete von Avignon ab, und begab ſich nach Rheims, um ſich dort nach den gewöhnlichen Ceremonien ſalben und krönen zu laſſen. Nachdem die Prinzeſſinn Louiſe dort angekommen war, ſo wurde er mit einer außerordentlichen Feyerlichkeit und Pracht durch den Kardinal Ludewig von Lothringen, einen Bruder des Herzogs von Lothringen, geſalbt, und den folgenden Tag mit der Prinzeſſinn Louiſe vermählt. Das Andenken der vergangenen Uebel wurde in Bällen, Turnieren, in prächtigen Feſten, und allen Arten von Vergnügungen begraben. Der König beſuchte hernach die Kirche des heil. Markulf, wo die Könige von Frankreich nach einer neuntägigen Faſt und vielfältiger Buße die berüchtigte Gnade zu erhalten pflegen, die Kröpfe bloß durch die Berührung zu heilen. Zu Ende des Monats März begab ſich Heinrich nach Paris, und im Anfange des Aprils erſchienen auf ſeine Erlaubniß die Deputirten des Prinzen von Condé, des Marſchalls von Damville und der verbündeten Kirchen, um über den Frieden Unterhandlungen zu pflegen. Zu dieſen geſellte ſich der Geſandte der Königinn von England, und jene der ſchweizeriſchen

Kan-

Kantons, und ermahnten den König, den Hugo- A. D. 1575.
notten ſolche Bedingniſſe zuzugeſtehen, wie ſie die-
ſelben für ihr gemeinſames Wohl nothwendig hielten.
Ihre Foderungen waren aber ſo übertrieben, daß
der König, ſeiner Neigung zum Frieden ungeachtet,
ſie nicht zugeſtehen konnte. Die katholiſche Par-
they murrte laut über die Kühnheit und Unver-
ſchämtheit ihrer Vorſchläge. Nach einer langen
und fruchtloßen Unterhandlung nahmen die Abge-
ordneten vom Könige Abſchied, um zu den Ihrigen
zurückzukehren, und ſie von den Geſinnungen des
Königs zu unterrichten. Sie ließen Einen aus
ihrer Mitte, Arenes, am Hofe zurück, um die Un-
terhandlung des ſo ſehr gewünſchten Friedens nicht
gänzlich abzubrechen.

Zweites Kapitel.

Der Krieg wird fortgeſetzt. Heinrichs Reformen. Der misvergnügte Herzog von Alençon entfernt ſich vom Hofe, und erklärt ſich zum Haupte der Hugonotten und Politiker. Der Prinz von Condé nähert ſich mit einem fremden Heere den Gränzen. Thoré's Niederlage. Die Königinn-Mutter begiebt ſich nach Poitou, um mit dem Herzog von Alençon eine Unterredung zu halten. Der König von Navarra entflieht von Hofe. Friedensſchluß. Misvergnügen der katholiſchen Parthey. Geiſtliche Brüderſchaften. Urſprung der Ligue, und Politik des Königs von Navarra.

A. D. 1575. Obſchon der König dem Kriege abgeneigt war, ſo wurde derſelbe doch lebhaft und mit vielem Blutvergießen fortgeſetzt. Die Gemüther waren ohnedies ſchon durch den Parthengeiſt erhitzt. Der durch ſeine Siege aufgeblaſene Montbrün wollte das Heer des Herrn von Gordes, Lieutenant des Königs, unvermuthet überfallen: er wurde aber zwiſchen einem Fluſſe und einem Berge von den Katholiſchen eingeſchloſſen, und aufs Haupt geſchlagen. Montbrün wurde verwundet, gefangen genommen, nach Grenoble ins Gefängniß gebracht, durch das Parlament zum Tode verurtheilt, und ohne Verzug hingerichtet. So büßete er nicht nur allein für die in dieſer Provinz angerichteten ſchrecklichen Verwüſtungen,

ſtungen, ſondern auch für die Kühnheit, die Bagage des Königs geplündert zu haben. Franz von Bonne, Herr von Lesdiguieres, ein Mann von großem Verſtande, und nicht geringerer Tapferkeit, entkam Montbrüns Niederlage durch die Flucht, und wurde nachher das Haupt der Hugonotten in Dauphine'. Er betrug ſich mit ſo viel Klugheit und Tapferkeit, daß er ſich endlich weit über ſeine Geburt durch ſeinen großen Ruf zu der Stelle eines Connetabels von Frankreich emporſchwang. In den andern Provinzen des Reichs herrſchte eben ſo wenig Ruhe. Der Marſchall von Damville hielt eine Verſammlung ſeiner Anhänger zu Nismes, und hernach eine andere zu Montpellier, wurde zum Haupte der Politiker erklärt, und verbündete ſich mit den Hugonotten. Er belagerte ohne Rückhalt die Feſtungen, welche noch für den König hielten. In Perigord brachte Heinrich von La Tour, Vicomte von Türenne, viele Städte auf die Seite der Hugonotten; in der Normandie bemächtigten ſich die Inſurgenten des St. Michelsberges, welchen aber Matignon hernach wieder einnahm. Täglich wurden in dieſen Provinzen kleine Treffen geliefert, die aber im Ganzen keine Veränderung hervorbrachten, ſondern nur der Zwietracht neuen Zunder verſchafften, und die Macht der Partheyen vergrößerte. A. D. 1575.

Alle dieſe Begebenheiten beſtärkten den König nur um ſo mehr in ſeinem Vorſatze, den Frieden zu

bewerk-

A. D. 1575. bewerkſtelligen: er ſchickte alſo den La Hunodaye, einen Mann von großer und volksmäßiger Beredtſamkeit, an den La Noue und die Bürger von La Rochelle ab, um ſie auf alle mögliche Art von ihren übertriebenen Foderungen abzubringen, und ſetzte zugleich die Unterhandlungen mit den Abgeordneten des Prinzen von Condé und des Marſchalls von Damville fort. Schon hatte er auf eine geſchickte Art die Ausführung ſeines Planes begonnen; er ſtellte ſich, als wenn er eine Abneigung gegen Regierungsgeſchäfte, und die Unruhen des Krieges hätte, und im Gegentheile ein einſames, der Andacht, den ſtillen Vergnügungen und einem angenehmen, aber beſchränkten, Umgange gewidmetes Leben zu führen ſuchte. Nichtsdeſtoweniger hörte er nicht auf, geheime Berathſchlagungen zu halten, und ſeinem Ziele ſo viel möglich immer näher zu rücken. Er ſetzte, um ſeine Abſichten um ſo mehr zu verbergen, die Gewohnheit fort, die wichtigſten Staatsgeſchäfte nicht in dem Staatsrathe, ſondern in dem unter der Regierung ſeines Bruders errichteten Kabinetsrathe abzuhandeln, welcher aus wenigen Perſonen, nämlich aus der Königinn-Mutter, dem Kanzler Biraga, dem Albert von Gondi, Graf von Retz, Philipp Hürault, Vicomte von Chiverni, Pomponne von Bellievre, Sebaſtian von L'Aubeſpine, Biſchof von Limoges, René von Villequier, und den beiden Staatsſekretairen Pinart und Villeroi beſtand. Dieſen vertraute er nicht

das

das ganze Geheimniß, ſondern er legte ihnen nur ſo A.D. 1575.
zu ſagen die Tagesarbeit vor, und entſchloß ſich nur nach Umſtänden und Gelegenheiten. Er zog beſtändig Männer von Verſtande und Tapferkeit an ſeinen Hof, welche er aus einem niedrigen Stande zu einem glänzenden Glücke erhob, damit ſie ihm allein daſſelbe zu verdanken hätten. Er beſchloß, ſich hernach zum Herrn der Finanzen und aller Gnadenſachen zu machen. Seine Abſicht war, den Partheyhäuptern ihre Anhänger zu entreißen, wenn Letztere ſähen, daß er die Quelle aller Gnaden ſey. Er gab dadurch zu verſtehen, daß dieſe zwey wichtigen Gegenſtände unter der Regierung ſeines Bruders ſchlecht verwaltet worden. Er verordnete alſo, daß künftighin die Schatzmeiſter mit von ſeiner Hand unterſchriebenen Quittungen, ohne der Rechnungskammer und den Oberaufſehern der Finanzen Rechenſchaft abzulegen, ihre Rechnungen für richtig ſchließen könnten. Auf dieſe Art wurde er der unumſchränkte Herr der öffentlichen Einkünfte, über welche er nach ſeinem Gutdünken verfügen, und dieſelben niederlegen laſſen konnte, ohne daß ein Anderer, als er ſelbſt, Wiſſenſchaft davon hatte. Ferner verordnete er, daß Niemand für einen Andern um eine Gnade bitten, ſondern Jedermann ſeine Bittſchrift ſelbſt übergeben ſollte. Sobald er dieſelbe eigenhändig unterſchrieben hätte, ſo ſollten die Staatsſekretaire ſie auf der Stelle expediren. Un-

A. D. 1575. ter den zwey vorigen Regierungen pflegten die Prinzen, die Großen des Reichs, und die Günſtlinge des Hofes die Bittſchriften im Namen der Privatperſonen zu übergeben, und ſie zu unterſtützen, welche alsdann an die Staatsſekretaire und den Großkanzler verwieſen wurden. Fanden ſie die Bitten den Geſetzen des Reichs zuwiderlaufend, ſo verwarf man ſie ohne alle Rückſicht; waren es aber Anſprüche oder Bitten um Gnaden, die ohne Nachtheil gewährt werden konnten, ſo ſchrieb man ſie der Ordnung nach in ein Regiſter, das man täglich in Gegenwart des Königs und des Staatsrathes abla߸ und über jede zu erzeigende Gnade rathſchlagte. Die gewährten unterſchrieb der König eigenhändig; diejenigen, die er verweigerte, wurden ausgeſtrichen. Dieſes abgeſchriebene Regiſter hieß die Kontrolle; hernach fertigten die Staatsſekretaire die Gnadenbriefe aus, auf welche der Großkanzler das Staatsſiegel drückte. Heinrich III., welcher den Großen ihren Anhang und die Mittel dazu benehmen wollte, machte hierinne eine Veränderung, und befahl, daß ſich Jedermann unmittelbar mit ſeiner Bittſchrift an ihn ſelbſt wenden ſollte; er ließ ſich dieſelben zu gelegenen Stunden vorleſen, und unterzeichnete eigenhändig die gewährten Bitten. Die Staatsſekretaire mußten ſie alsdann ohne alle vorhergängige Berathſchlagung ſogleich expediren. Dieſe neue Ordnung befremdete die Großen des Reichs, und gab

Vielen

Vielen Gelegenheit zu Misvergnügen; aber ſie A. D. 1575.
machte den König zum unumſchränkten Herrn in
Verleihung der Stellen, Ausſpendung der Gnaden
und Gratifikationen; ſie entriß nach und nach den
Partheyhäuptern ihre Anhänger, und zwang gleich-
ſam alle Supplikanten, den König als die einzige
Quelle aller Gnaden anzuerkennen. Auf dieſe Art
ſchritt Heinrich auf eine geſchickte Weiſe vorwärts zu
ſeinem Ziele.

Es iſt etwas Gewöhnliches, daß jene Plane, welche in der Ausführung viel Zeit erfodern, nach der Wandelbarkeit der irrdiſchen Dinge verſchiedenen Veränderungen unterliegen. Ein unvermutheter Vorfall unterbrach und verrückte einige Zeitlang jenen des Königs. Bis jetzt hatte man den Herzog von Alençon mit der pohlniſchen Krone hingehalten. Da der Herr von Bellegarde, welcher aus verſchiedenen Urſachen misvergnügt war, und ſich in der Gnade des Königs geſunken fühlte, in die Markgrafſchaft von Saluzzo, als in ſeine Statthalterſchaft, ſich zurückgezogen, und geweigert hatte, die Wahl des Herzogs von Alençon zum Könige von Pohlen zu unterhandeln, ſo wurde Pibrac, ein Mann von großer Erfahrung, nach Pohlen geſchickt. Man ſchmeichelte ſich eine Zeitlang mit der Hofnung eines glücklichen Erfolges, ſie verſchwand aber bald. Der Adel und das Volk war ſo ſehr gegen das franzöſiſche Haus aufgebracht, daß Stephan Battori,

A. D. 1575. ein ungriſcher Edelmann von großem Rufe und ausgezeichneter Tapferkeit, zum Könige erwählt wurde. Der Herzog von Alençon konnte es nicht ertragen, abhängig von ſeinem Bruder zu ſeyn, und ſein Glück von ihm zu erwarten. Er dachte alſo von Neuem darauf, der Werkmeiſter ſeiner Erhöhung zu ſeyn, weil man ihm die Generallieutenantswürde abgeſchlagen hatte, und zwiſchen ihm und ſeinen Verwandten dadurch Zwietracht zu ſtiften ſuchte, daß man laut ſprach, ſie bald dem Herzoge von Lothringen, bald dem Könige von Navarra zu verleihen. Er wollte ſich zum Haupte der Hugonotten und der misvergnügten Katholiken erklären, wie es die Montmorençy's und der Marſchall von Bellegarde waren, um dadurch entweder bey dieſer Parthey eine unumſchränktere Herrſchaft zu erhalten, oder den König zu zwingen, ihm das zu geben, was er freywillig von ihm zu erhalten verzweifelte. Er ließ ſich von dieſem ſeinem weit ausſehenden Plane etwas gegen die Frau von Sauves merken, welche er heftig, aber ohne ſonderliche Erwiederung, liebte. Sie theilte der Königinn-Mutter ihren geſchöpften Verdacht mit, welche ihn durch ihre harten Vorwürfe nur noch mehr reizte. Er faßte alſo den übereilten Entſchluß, ſich vom Hofe zu entfernen, und zum Haupte derjenigen zu erklären, welche ihn ſchon ſo oft darum erſucht hatten. Er führte ſein Vorhaben ſo ſehr zur Unzeit, und mit ſo wenigem Anſcheine von Billigkeit

keit aus, daß er bey Vielen den Argwohn erregte, A. D. 1575.
als wenn er mit ſeinem Bruder und ſeiner Mutter einverſtändig zu Werke gegangen, um die Hugonotten ins Netz zu locken, und unter dem Vorwande von Freundſchaft und Unterſtützung den Katholiſchen den Weg zur Unterdrückung der Aufrührer zu bahnen. Es iſt aber gewiß, und ich hörte es von einem Manne, welcher die anſehnlichſten Stellen bekleidete, und ein Mitbewußter der verborgenſten Geheimniſſe war, daß die Entweichung des Herzogs von Alençon nichts weniger als ein verabredetes Spiel geweſen, und dem Könige und der Königinn-Mutter einen ſolchen Schrecken einjagte, daß ſie durch dieſen Streich gleichſam niedergeſtürzt wurden, und von dieſem Augenblicke an ſelbſt die erniedrigendeſten Mittel nicht unverſucht ließen, um ihn der Parthey der Hugonotten zu entreißen, und zu ſeinen Pflichten zurückzubringen.

Nachdem der Herzog von Alençon einigen ſeiner Vertrauten den Entſchluß, ſich vom Hofe zu entfernen, mitgetheilt hatte, ſo begab er ſich den funfzehnten September in die Vorſtadt Saint-Marçeau unter dem Vorwande, eine gewiſſe Frau, die er liebe, zu beſuchen. Es war gegen Abend, als er in das Haus trat, wo ſie wohnte. Indeß ſein Gefolg ihn erwartete, eilte er durch eine Hinterthüre auf das Feld, ſtieg zu Pferde, und ritt in geringer Begleitung der Seinigen, und mit der größeſten

A. D. 1575. Geſchwindigkeit nach Dreux, einer zu ſeinem Appanage gehörenden Stadt. Den folgenden Tag machte er dort in einem Manifeſte die Urſachen ſeiner Abreiſe bekannt: Er und die übrigen Großen des Reiches, welche man ohne Urſache oder irgend ein Verbrechen gefänglich einhalte, ſeyen auf die unwürdigſte Art behandelt worden; er ſehe den unvermeidlichen Untergang des Reichs voraus, woran die böſen Rathgeber des Königs ſchuld ſeyen. Er ermahne alſo die Stände des Reichs, mit ihm gemeine Sache zu machen, und die Zuſammenberufung der Generalſtaaten zu bewerkſtelligen, um mittelſt derſelben den Bedrückungen zu ſteuern, die Auflagen zu mäßigen, die Misbräuche abzuſchaffen, welche ſich in die Gerechtigkeitspflege eingeſchlichen, die Gewiſſensfreyheit, die man durch ſo viele und ſo feyerliche Edikte den Bekennern der reformirten Religion verſprochen habe, zu handhaben, und ſicher zu ſtellen, und allen Ständen des Reichs ihren vorigen Glanz und ihre Ruhe wieder zu verſchaffen. Er verſichere aufs feyerlichſte, daß er, ohne der Majeſtät des Königs im Geringſten zu nahe zu treten, zur Erreichung dieſes Endzweckes ſein Blut bis auf den letzten Tropfen vergießen wolle, wie es die Liebe für ſein Vaterland und die Gutgeſinnten von ihm fodere. Durch dieſes Manifeſt, welches er in den den Hugonotten ergebenen Provinzen und Städten verbreitete, gab er deutlich zu verſtehen, daß er nach der

Herr-

Herrſchaft dieſer Parthey ſtrebte, welche, durch einen ſolchen Prinzen an ihrer Spitze, einen großen Zuwachs an Macht und Anhängern gewinnen mußte. A. D. 1575.

Der König, welcher noch in der nämlichen Nacht von der Flucht des Prinzen benachrichtigt wurde, ſchickte ihm den Ludewig Gonzaga, Herzog von Nevers, mit einiger Reuterey nach, um ihn einzuholen: aber die Geſchwindigkeit des Herzogs von Alençon, welcher einige Stunden Vorſprung hatte, vereitelte es. Der König hielt in der Unentſchloſſenheit, was er thun ſollte, den ſechzehnten September Abends einen Kabinetsrath, um Mittel auszufinden, wie man den Folgen eines ſo unvermutheten Vorfalles vorbeugen könnte. Da die Meinung der Königinn-Mutter mit der Neigung des Königs und den Geſinnungen des größten Theiles der Räthe übereinſtimmte, ſo wurde beſchloſſen, alle mögliche Mittel zu verſuchen, und ſelbſt die härteſten Bedingniſſe einzugehen, um den Herzog von Alençon von ſeinem Vorhaben abzubringen, und ihn aus der Verbindung der Aufrührer zu ziehen. Obſchon der König, als ein unverſöhnlicher Feind der Partheyhäupter, die Marſchälle von Coſſe' und Montmorency haßte, welche noch bis auf dieſe Stunde in der Baſtille gefangen ſaßen, ſo ließ er ſie doch in Freyheit ſetzen, um ſowohl ſeinen Bruder zu beſänftigen, für welchen ſie eigentlich litten, als einem ſo großen

A. D. 1575. Brande die Nahrung zu entziehen. Die Königinn-Mutter wollte ſich derſelben bedienen, um ihren Sohn zu gewinnen; ſie beſchloß ſogar, ſich ſelbſt zu ihm zu verfügen, weil ſie glaubte, daß nichts ſtärker auf denſelben wirken würde, als das Anſehen und die Liebkoſungen einer Mutter, und ihre Künſte, welche ſie bey dergleichen Zuſammenkünften wunderbar zu gebrauchen wußte.

Der Herzog von Alençon hatte ſchon Poitou erreicht. La Noue, Gilbert von Ventadour, der vornehmſte Herr in Limouſin, und der Vicomte von Türenne, beide Verwandte des Marſchalls von Damville, kamen eilends zu ihm; die hugonottiſchen Städte ſchickten ehrenvolle Geſandtſchaften, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und ihn als ihr Haupt zu erkennen. Der Prinz von Condé, welcher an der Gränze von Deutſchland in Verbindung mit dem Prinzen Caſimir an der Spitze eines ſtarken Heeres ſtand, ſäumte eben ſo wenig, als die Uebrigen, ihn in dieſer Eigenſchaft anzuerkennen, weil er nur zu gut deſſen ehrgeizigen Charakter kannte. Der Vortheil, den Bruder des Königs an der Spitze ihrer Parthey zu haben, war ihm zu einleuchtend, als daß er demſelben den erſten Platz hätte ſtreitig machen ſollen; er war im Gegentheile verſichert, daß er doch die wirkliche Gewalt ausüben würde, obſchon der Herzog mit dem Namen der Höchſten umkleidet ſey, weil er ſowohl das alte Vertrauen der hugonottiſchen

Parthey beſaß, als das deutſche Heer ſelbſt ange- A. D. 1575.
worben, und auf die Beine gebracht hatte, welches
ihn als ſeinen Oberfeldherrn anerkannte. Der Prinz von Condé kam alſo den Wünſchen des Herzogs von Alençon zuvor, erklärte ihn zum Haupte der hugonottiſchen Parthey, und begnügte ſich, als deſſen Generallieutenant das fremde Heer zu befehligen, welches ſich den franzöſiſchen Gränzen näherte, und aus vierzehen tauſend Mann ſowohl deutſcher als ſchweizeriſcher Infanterie, drey tauſend franzöſiſchen Büchſenjägern, und ſieben bis acht tauſend Mann Kavallerie beſtand. Da er befürchtete, die ſtarke Anzahl ſeiner Truppen, die Schwierigkeit und die Länge des Marſches möchte ſeine Unternehmungen verzögern, ſo ſchickte er den Wilhelm von Montmorençy, Herr von Thoré, mit zwey tauſend Mann deutſcher Reuterey, zwey hundert Edelleuten, und zwey tauſend Fußgängern aus verſchiedenen Nationen durch Champagne, als den kürzeſten Weg, voraus, um ſich mit dem Herzog von Alençon zu vereinigen, weil er glaubte, daß derſelbe eine ſchnelle Unterſtützung nothwendig habe.

Thoré drang bey Langres in Burgund ein, und beſchleunigte von da ſeinen Marſch durch Champagne, um den Katholiſchen auszuweichen, und ſich ſobald als möglich über die Marne in Sicherheit zu ſetzen. Der Herzog von Guiſe, ſein Bruder der Herzog Karl von Mayenne, Armand von Biron,

A. D. 1575. und der Graf von Retz verfolgten ihn an der Spitze eines friſchen und ſtarken Heeres, um ihm den Weg zu verlegen. Thore' wurde entweder durch die Tollkühnheit der Seinigen, wie er nachher eingeſtand, oder durch das Vertrauen, welches er auf ſich ſelbſt ſetzte, bewogen, bey Dormans Halt zu machen, und den Katholiſchen die Spitze zu bieten, welche den Hugonotten bey weitem überlegen waren: denn der Herzog hatte mehr als drey tauſend Mann Kavallerie und zehen tauſend Mann guter Infanterie. Thore's Korps war durch den langen Marſch ſehr ſtrapazzirt. Obſchon er den Vortheil für ſich hatte, durch die Wälder ſich der Marne nähern, und über dieſen Fluß bey der Fuhrte dû Verger gehen zu können, ſo vermied er doch das Treffen nicht, und fieng mit der katholiſchen Avantgarde zu ſcharmuzziren an, welche Fervaques, der Rheingraf, und Biron kommandirte. Da das Gefecht zu ſeinem Vortheile ausfiel, ſo theilte er ſeine Truppen in zwey Korps, deren eins der Graf von Laval, und das andere er ſelbſt anführte, und begann das Treffen. Obſchon daſſelbe auf einer Ebene vorfiel, und die den Hugonotten weit überlegenen Katholiſchen den Vortheil des Terrains für ſich hatten, ſo war doch der Sieg lange zweifelhaft, bis der Herzog von Mayenne mit der Kavallerie der Avantgarde, und der Herzog von Guiſe mit dem Adel auf die deutſche Reuterey loßſtürzten, welche nur mit Piſtolen bewaffnet war.

Sie konnte dem Angriffe nicht widerſtehen, und A. D.
wurde über'n Haufen geworfen. Die Deutſchen wur- 1575.
den auf Befehl der Feldherren ohne Barmherzigkeit zuſammen gehauen, eine einzige Kompagnie ausgenommen, welche bey der Arrieregarde poſtirt war, und ſich nach der Niederlage der andern auf Diskretion ergab. Sie hatte ihre Errettung mehr der Ermattung als der Großmuth der Sieger zu danken. Der Obriſte Stink, der vornehmſte Befehlshaber der Deutſchen, blieb mit vielen Edelleuten auf dem Platze. Clervant, ein berühmter Hauptmann der Hugonotten, wurde gefangen genommen. Thoré flüchtete ſich mit einigen Reutern über die Marne, und rettete ſich. Dieſer Sieg koſtete auch den Katholiſchen Blut: ſie verlohren mehr als hundert und funfzig der beſten Soldaten. Der Herzog von Guiſe wurde, indeß er die Flüchtigen zu hitzig verfolgte, welche ſich immer kämpfend zurückzogen, durch einen Büchſenſchuß in die linke Wange verwundet. Die dadurch entſtandene Narbe war ein unauslöſchliches Zeichen ſeines für die Vertheidigung der Religion vergoſſenen Blutes für alle Katholiken, deren Herzen er ganz an ſich feſſelte. Fervaques, welcher noch vor der Verwundung des Herzogs von Guiſe abreiſete, um die Nachricht des erhaltenen Sieges dem Hofe zu hinterbringen, erzählte den Vorgang unordentlich, und ganz zu ſeinem eigenen Vortheile. Einige Stunden hernach kam der Sekretair des Her-

zogs

A. D. 1575. zogs von Guiſe, Pelikart, kündigte die Verwundung ſeines Herrn an, und erzählte einige andere beſondere Umſtände der Schlacht. Fervaques fiel nicht nur allein bey dem Könige in Verachtung, ſondern wurde auch am ganzen Hofe der Gegenſtand des Gelächters. Es ſchien, als wenn er durch eine falſche Erzählung ſich ſelbſt die Ehre des Sieges habe zuſchreiben wollen, welche doch nur jenen gebührte, die denſelben mit ihrem Blute erfochten. Fervaques, welcher ſich für ſeine gegen die Feinde wirklich bewieſene Tapferkeit mishandelt ſah, mit denen er doch zuerſt angebunden, ließ ſich durch ſeine natürliche Unbeſtändigkeit verleiten, Theilnehmer neuer Unruhen zu werden, welche einige Tage nachher den Hof in Bewegung ſetzten.

Indeß war die Königinn-Mutter in Begleitung der Marſchälle von Montmorençy und Coſſé zu Champigni in Poitou angekommen, um mit dem Herzoge von Alençon eine Unterredung zu halten, welcher durch den Ehrgeiz, der Befehlshaber einer ſo mächtigen Parthey zu ſeyn, und durch die Annäherung des an den Gränzen von Burgund ſtehenden deutſchen Heeres aufgeblaſen, die Anträge des Friedens weit von ſich warf, und nur zu Ende Novembers in einen Waffenſtillſtand einwilligte, welcher ſechs Monate dauern ſollte. Die Königinn-Mutter hofte, daß ſich während dieſer Zeit das deutſche Heer nicht nur allein von ſelbſt auflöſen, ſondern auch

der

der von Natur unbeſtändige Herzog von Alençon ſich bewegen laſſen würde, billigen und ſichern Friedensbedingniſſen Gehör zu geben. Der König machte ſich durch die Bedingniſſe des Waffenſtillſtandes anheiſchig, den deutſchen Völkern des Prinzen von Condé 160000 Dukaten zu zahlen, wenn ſie nicht über den Rhein gehen, und Frankreich mit ihrem Einfalle verſchonen würden. Den Hugonotten räumte man Angouleme, Seaumür, Niort, Bourges, Mezieres, und La Charité als Sicherheitsplätze ein, welche ſie nach erloſchenem Waffenſtillſtande zurückgeben ſollten, wenn auch der Friede während dieſer Zeit nicht zu Stande kommen würde. Der König verband ſich ferner, dem Herzog von Alençon hundert Edelleute, hundert Gensdarmes, hundert Büchſenjäger und funfzig Schweizer als eine Leibwache zu unterhalten; auch wurde feſtgeſetzt, daß die Deputirten der verbündeten Kirchen und der Prinzen ſowohl von den Politikern als Hugonotten in der Mitte des künftigen Januars ſich zu Paris einfinden ſollten, um über die Friedensbedingniſſe zu handeln. A. D. 1575.

Dieſer Waffenſtillſtand wurde den zwanzigſten December verkündet, die Bedingniſſe deſſelben aber nicht pünktlich erfüllt. Ruffec, Gouverneur von Angouleme, und Montigni, jener von Bourges, weigerten ſich, dieſe Plätze dem Herzog von Alençon zu übergeben, weil ſie ſich in dem Dienſte des Königs und der Religion ſo viel Feindſchaft zugezogen hät-

A. D. 1575. hätten, daß ſie ſich in andern Orten nicht ſicher hielten. Die Königinn-Mutter, welche man mit den Gouverneurs einverſtanden hielt, gab ſtatt dieſer Plätze Saint-Jean d'Angely und Cognac, zwey weniger wichtige Feſtungen. Der Prinz von Condé und die Deutſchen, welche gerade das befürchteten, was die Königlichen ſo ſehr wünſchten, wollten ihren Einmarſch in Frankreich nicht aufſchieben, weil ſie wußten, daß ſich ihr Heer durch Unthätigkeit von ſelbſt zerſtreuen, und auflöſen würde. Die Königinn-Mutter ließ alſo den Herzog von Montpenſier und den Marſchall von Montmorency bey ihrem Sohne zurück, um die Friedensgedanken lebendig zu erhalten, und kehrte eilends nach Paris zurück, um bey der Zuſammenkunft der Deputirten gegenwärtig zu seyn, welche in dem Anfange des Jahres Tauſend fünf hundert ſechs und ſiebenzig ihre Unterhandlungen anfiengen. A. D. 1576. Sie hofte ſicher, dieſelben glücklich zu beendigen, weil der König ohnedies ſchon friedliche Geſinnungen hegte, und der Kabinetsrath nicht abgeneigt war, die vortheilhafteſten Bedingniſſe zuzugeſtehen, um den Aufrührern den Herzog von Alençon zu entreißen, und von dem Reiche die drohende Gefahr des Einbruches fremder Völker abzuwenden. Man war zum voraus entſchloſſen, dieſelben unter allerhand Vorwänden nicht zu halten, und ſie durch die Generalſtaaten für null und nichtig erklären zu laſſen.

Wäh-

Während die Misvergnügten durch verſchiedene Anſprüche dieſe Unterhandlungen in die Länge zogen, wurde der Friedensſchluß durch einen neuen Zufall verhindert. Der König von Navarra, welcher damals zwey und zwanzig Jahre alt war, ſich mit großen Gedanken nährte, und durch die ſo häufigen Beyſpiele ſowohl als durch ſeine Eiferſucht angeſpornt wurde, konnte es nicht ertragen, am Hofe übel angeſehen, und verachtet zu ſeyn, indeß der von Natur eitle und ſchwachköpfige Herzog von Alençon, und der weit jüngere Prinz von Condé die höchſte Gewalt jener Parthey an ſich riſſen, welche er zu beherrſchen gewohnt war. Eben ſo hatte die üble Laune und das Betragen der Königinn, ſeiner Gemahlinn, welches er mit Verſtellung ertragen mußte, ſeine Geduld faſt ganz erſchöpft. Er beſchloß alſo, entweder durch ſeine Eiferſucht, oder den Drang der über ihm waltenden Vorſehung fortgeriſſen, ſich vom Hofe zu entfernen, und ſich in ſeine Statthalterſchaft von Guienne zu begeben, um jene Gewalt an ſich zu ziehen, welche er in die Hände der andern misvergnügten Prinzen fallen ſah. A. D. 1576.

Die Ausführung ſeines Vorhabens war großen Schwierigkeiten unterworfen, da er von ſeiner ſogenannten Ehrenwache gleichſam gefangen gehalten wurde. Alle ſeine Diener hiengen ganz vom Könige und der Königinn-Mutter ab, welche ihn mit Furcht und Hofnung hinzuhalten ſuchten, und ihm die Würde

A. D. 1576. de eines Generallieutenants verſprachen, die ſie dem leichtſinnigen Herzog von Alençon nicht anvertrauen wollten. Der König von Navarra wurde durch die Mademoiſelle von Dayelle, eine Provençalinn und Geſellſchaftsfräulein der Königinn, welche er insgeheim liebte, und durch die Frau von Carnavalet, mit der er in einem vertrauten Umgange lebte, vor dieſen Hofkunſtgriffen gewarnt. Er entſchloß ſich alſo, ſein Glück zu verſuchen, da er der Hülfe und Unterſtützung D'Aubigni's, eines ſeiner Kammerherren, und Armagnacs, ſeines Kammerdieners, verſichert war, welche ihm von ſeinen alten Dienern noch übrig geblieben. Sie fanden ſich aber nicht allein im Stande, dieſes Vorhaben auszuführen: der König von Navarra eröfnete es alſo dem *Wilhelm* von Fervaques. Zwiſchen Beiden hatte die Aehnlichkeit des Charakters eine Freundſchaft geſtiftet. Fervaques war mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge misvergnügt: er verband mit einem unruhigen Geiſte die größeſte Thätigkeit und Entſchloſſenheit, und billigte das Vorhaben des Königs von Navarra. Die Art und Zeit der Flucht wurde von demſelben auf eine liſtige Art beſtimmt und eingefädelt. Sie verließen mit einigen Edelleuten und Dienern den drey und zwanzigſten Februar unter dem Vorwande der Hirſchjagd, mit welcher ſich der König von Navarra zu beluſtigen pflegte, die Stadt, giengen nach betrogener Wachſamkeit der Hüter in der

grö-

größeſten Geſchwindigkeit unter Poiſſy über die Sei- A. D. 1576.
ne, veränderten hernach ihren Weg, ſchlugen, anſtatt nach der mitternächtlichen Seite denſelben fortzuſetzen, den öſtlichen ein, und erreichten mit der größeſten Schnelligkeit Alençon, wo ſie ſich nur ſo lange aufhielten, als nöthig war, um auszuruhen, giengen hernach eilends über die Loire bey Seaumür, und kamen in Guienne gleichſam dem Rufe ihrer Entweichung zuvor. Da man noch nicht wußte, ob er als Freund oder Feind des Königs erſcheine, ſo benutzte der König von Navarra mit einer ſo unglaublichen Geſchicklichkeit dieſe ſeine unvermuthete Ankunft, daß er den Ununterrichteten keine Zeit ließ, weder Kundſchaft einzuziehen, noch die Waffen zu ergreifen. Er paarte die Gewalt eines Statthalters mit Liſt, um ſich der vornehmſten Städte und Feſtungen zu bemeiſtern, und beſchied alle Jene zu ſich, welche das Andenken ſeines Vaters zu ſeinen freywilligen Anhängern machte. Obſchon der König und die Königinn-Mutter, welche immer neue und unerwartete Unruhen aus den gedämpften hervorbrechen ſahen, anfänglich über die Flucht des Königs von Navarra beſtürzt waren, ſo hoften ſie nichtsdeſtoweniger, als ſich der erſte Schrecken über dieſen Vorfall gelegt hatte, daß derſelbe zu ihrem Vortheile ausſchlagen werde, weil die Mehrheit der Partheyhäupter nur Eiferſucht und Zwietracht hervorbringe, die Macht der Misvergnügten ſchwäche, und in meh-

A. D. 1576. rere Partheyen theile, deren jede ſich von ihrem beſonderen Intereſſe beherrſchen laſſen, und unfähig ſeyn würde, ſich ſelbſt zu erhalten. Sie bezeigten alſo über die Abreiſe des Königs von Navarra ſo laut ihre Freude, (weil ſie ſich entweder auf dieſe Hofnung ſtüzten, oder bey ihrem widrigen Geſchicke nicht muthloß ſcheinen wollten,) daß Viele glaubten, der Herr von Fervaques habe den König von Navarra zu dieſem Entſchluſſe mehr aus Einliſpelung der Königinn-Mutter, als aus eigenem Ehrgeize, beredet. Diejenigen, welche den wahren Verhalt der Sache nicht wußten, wurden noch mehr in dieſem Argwohne beſtärkt, als ſie ſahen, daß Fervaques in kurzer Zeit jene Parthey verließ, und ſich dem Könige wieder unterwarf. Ich hörte aber nachher den Fervaques ſelbſt verſichern: die Urſache ſeiner ſo ſchnellen Veränderung ſey geweſen, weil der König von Navarra, bey welchem er als Gefährte ſeiner Unternehmung den erſten Plaz zu behaupten hofte, gezwungen worden ſey, ſich von den Veteranen der Parthey beherrſchen zu laſſen, und ihm viele Andere vorzuziehen, welche doch mit ihm weder an Ergebenheit für die Sache dieſes Prinzen, noch an Geſchicklichkeit und Geburt in Vergleichung kämen. Es mag nun ſeyn, wie es will, ſo iſt es doch gewiß, daß die Entweichung des Königs von Navarra gerade die Wirkung hervorbrachte, welche der König und die Königinn-Mutter erwartet hatten.

Obſchon

Obſchon die Macht der Hugonotten anfänglich einen groſsen Zuwachs dadurch zu erhalten ſchien, für welche er ſich öffentlich, und ſeine vier Jahre vorher geſchehene Bekehrung zur katholiſchen Religion für eine durch den angedroheten Tod erzwungene Handlung erklärte, ſo hatte ſie doch zur Folge, daſs der Herzog von Alençon ſich zum Frieden bereitwilliger finden lieſs. Er bildete ſich ein, als wenn ſein Ruhm durch den Glanz des Prinzen von Condé und des Königs von Navarra verdunkelt werde, welche durch das alte Vertrauen in einem gröſseren Rufe und höherer Achtung ſtanden. Er ſah voraus, daſs Beide die wirkliche Oberherrſchaft ausüben, und ihm nur den ſcheinbaren Titel derſelben übrig laſſen würden. Da der König von Navarra ſich ohne Mühe Guienne unterwarf, die Einwohner von la Rochelle in Schutz nahm, und auf der andern Seite der Prinz von Condé an der Spitze des deutſchen Heeres ſtand, ſo konnte der Herzog von Alençon nur ſo viel Gewalt beſitzen, als ſie ihm einzuräumen für gut fanden. Sie bezeigten ihm, als dem Bruder des Königs, die gröſseſte Ehrfurcht: im Uebrigen aber behielten ſie ſich das Recht, zu entſcheiden, und die Operationen zu dirigiren, vor. Auf dieſe Art blieb dem Herzoge von Alençon nur noch der ſehr ſchwache Anhang einiger Misvergnügten oder der Politiker übrig. A. D. 1576.

A. D. 1576.

Während dieſer Zeit marſchierte das deutſche Heer nach Burgund. Der Herzog von Mayenne, ein Bruder des Herzogs von Guiſe, welcher von der im Geſichte erhaltenen Wunde noch nicht ganz geheilt war, gieng mit den königlichen Truppen dem weit überlegenen Feinde entgegen, lagerte ſich immer ſehr vortheilhaft unter die Kanonen der Feſtungen, ſuchte die ohnedies ſchon durch die Jahreszeit verdorbenen Wege noch unbrauchbarer zu machen, die Fortſchritte des Feindes dadurch aufzuhalten, und zu verhindern, daß ſie ſich irgend eines beträchtlichen Platzes bemächtigten. Der Prinz von Conde', deſſen Heer durch die beſtändigen Scharmützel und den häufig fallenden Schnee und Hagel ſehr viel litt, ward dadurch gezwungen, langſam und in gedrängter Ordnung zu marſchieren, die Habſucht ſeiner Soldaten mit der Plünderung der ſchwächern Orte zu ſättigen, und ihnen dadurch Unterhalt zu verſchaffen. In einem ſo zarten Alter zeigte er ſowohl ſeine Geſchicklichkeit in der Anführung eines aus ſo verſchiedenen und ſo unbändigen Nationen zuſammengeſetzten Heeres als ſeine Klugheit, daſſelbe in den Schranken der Mannszucht zu halten. Eben ſo bewunderswürdig war die Klugheit und Thätigkeit des Herzogs von Mayenne, welcher in einem faſt gleichen Alter den Unbilden der Jahrszeit und jeder Gefahr mit ſeinem Korps trotzte, mit einer außerordentlichen Wachſamkeit dem feindlichen Heere zur

Seite

A. D. 1576.

Seite marſchierte, und ſo vorſichtig deſſen Fortſchritte verhinderte, daß keine Stadt, einige offene und verlaſſene Orte ausgenommen, die Verwüſtungen der Deutſchen empfand. Er ſtellte unter dem Heere die Mannszucht her, welche während den Bürgerkriegen, wie es zu geſchehen pflegt, ſich aufgelößt hatte, und legte die erſte Probe von jener gerechten Strenge ab, die dieſen Prinzen nachher immer ſo ſehr auszeichnete. Als er eines Tages beym Anbruche der Nacht ſein Lager aufhob, um den Feinden den Weg abzugewinnen, weigerten ſich einige durch die Finſterniß und ein mit Schnee und Regen vermiſchtes Hagelwetter erſchreckten Kompagnien Infanterie, dem übrigen Heere zu folgen, welches in guter Ordnung und mit der größeſten Standhaftigkeit ſeinen Marſch fortſetzte. Als man dies dem Herzoge von Mayenne hinterbrachte, ſo ließ er Halt machen, und befahl der Kavallerie, die widerſpenſtigen Soldaten zuſammen zu hauen, welches auch ſogleich und pünktlich vollzogen wurde. Aber weder die Tapferkeit des Generals, noch die Mannszucht ſeines Heeres, konnte bey der ſo großen Ueberlegenheit des Feindes den Marſch deſſelben verhindern, welcher ſich endlich mit dem Herzoge von Alençon in dem Anfange des Märzes an den Gränzen von Bourbonnois vereinigte. Nachdem der Herzog das Heer gemuſtert hatte, welches fünf und dreyßig tauſend Streiter zählte, ſo begab er ſich nach Moulins, wo

A. D. 1576. er mit dem Prinzen von Conde', dem Herrn von la Noue und mit den Abgeordneten des Königs von Navarra und des Marſchalls von Damville ſich über den Operationsplan berathſchlagte. Die an den Hof zur Unterhandlung des Friedens abgeſchickten Deputirten waren ſchon zurückgekommen: auch der Marſchall von Montmorençy, der Herzog von Montpenſier, und der Herr von Bellievre fanden ſich zu Moulins von Seiten des Königs ein. Beide Partheyen neigten ſich, obſchon aus verſchiedenen Abſichten, zum Frieden, den Marſchall von Damville ausgenommen, welcher die Befreyung ſeines Bruders ſchon erhalten, und ſich in ſeiner Statthalterſchaft von Languedok ſchon feſtgeſetzt hatte. Er hielt es für viel zu gefährlich, zu jenem Gehorſame zurückzukehren, welchem er ſich durch Gewalt und Liſt entzogen hatte. Der Prinz von Conde' und der König von Navarra waren ſehr misvergnügt, daß der Herzog von Alençon den erſten Platz einnahm, welchen ſie vorher zu beſitzen pflegten; ſie fanden es unerträglich, daß er die Früchte ihrer Arbeiten einärndten ſollte. Sie wünſchten alſo den Friedensſchluß, damit der Herzog nach Hofe und in die Gnade des Königs zurückkehrte, und ſie die Herrſchaft und das Kommando ihrer Parthey erhielten. Sie ſahen nur zu gut ein, daß ihr Anſehen ſo wie ihre wichtigſten Unternehmungen unendlichen Nachtheil leiden würden, wenn er an der Spitze ihrer Parthey ſtünde, anſtatt daß

daß er von dem Könige, ſeinem Bruder, das Kom- A. D. 1576.
mando des katholiſchen Heeres erhalten, und durch
ſeine geringe Erfahrung ihnen alle Gelegenheit ge-
ben würde, ihre Gewalt zu befeſtigen, und ihre
Macht zu vergrößern. Dieſe Betrachtungen ſowohl
als die Neigung des Herzogs von Alençon zum Frie-
den gewannen das Uebergewicht, und man beſchloß,
dem Könige ihre Bedingniſſe vorlegen zu laſſen, de-
ren Annahme oder Verwerfung den Frieden oder die
kräftigſte Fortſetzung des Krieges entſcheiden ſollte.
Die Foderungen der Verbündeten waren ſehr über-
trieben, aber der König und ſein Staatsrath mehr
als jemals zum Frieden geneigt, um ſich von der
drohenden Gefahr des fremden Heeres und den un-
geheuern Ausgaben zu befreyen, welche der Krieg
nach ſich ziehen würde. Da der Staatsſchatz er-
ſchöpft war, ſo mußte die ganze drückende Laſt der-
ſelben auf das ſchon ohnedies ausgeſogene Volk fal-
len. Die Truppen waren muthloß und ermüdet.
Die Königinn-Mutter, welche die geheimen Abſich-
ten des Königs ſehr gut kannte, begab ſich ihrer Ge-
wohnheit nach in das Lager des Herzogs von Alen-
çon im Anfange des Monats May, und ſchloß ohne
große Mühe den Frieden, welchen der König durch
ein aus drey und ſiebenzig Artikeln beſtehendes Edikt
ratificirte, und den vierzehnten May in einem Lit
de Juſtice einregiſtriren ließ.

A. D. 1576.

Dies iſt das fünfte den Hugonotten ertheilte Friedensedikt, vermöge welchem, nebſt den gewöhnlichen die Verzeihung und Genehmhaltung des Vergangenen enthaltenden Clauſeln, den Hugonotten die vollkommenſte Gewiſſensfreyheit ohne Ausnahme der Zeit und Oerter, und die freye Ausübung ihrer Religion ſo wie das Recht eingeräumt wurde, Schulen zu errichten, zu kopuliren, Synoden zu halten, und die Sakramente eben ſo wie die Katholiſchen zu adminiſtriren. Man ſtand den Reformirten zu, alle Würden, Aemter und Stellen bekleiden zu können, und hob allen Unterſchied, und den bisherigen Vorrang der Katholiſchen auf; man verſprach, in jedem Parlamente eine Kammer zu errichten, welche zur Hälfte aus Katholiſchen, und zur Hälfte aus reformirten Beyſitzern beſtehen, und die Rechtsſtreite der Hugonotten ſchlichten ſollte. Den Prinzen wurden bis zur gänzlichen Erfüllung der Friedensartikel acht Sicherheitsplätze, nämlich Beaucaire und Aiguesmortes in Languedok, Perigueux und Le Mas de Verdün in Guienne, Nion und Serres in Dauphiné, Iſſoire in Auvergne, und Scine la grande Tour in der Provence eingeräumt, und die gegen La Mole, Coconas, den Admiral von Coligni, Briquemaut, Cavagnes, Montgommery und Montbrün gefällten Urtheile wiederrufen, und für null und nichtig erklärt, ſo wie der Stiftshauptmann von Chartres und Beauvais von aller Unterſuchung wegen

gen dem Bündniſſe, welches ſie mit der Königinn A. D. 1576.
von England unterhandelt, oder geſchloſſen haben
ſollten, freygeſprochen. Der Herzog von Alençon
erhielt le Berry, la Tourraine, und das Herzogthum Anjou, drey der fruchtbarſten Gegenden in
Frankreich, zur Appanage, und hundert tauſend
Dukaten jährlicher Penſion zu ſeiner Unterhaltung.
Dem Prinzen von Condé wurde die Statthalterſchaft von der Pikardie, nebſt der Stadt Peronne,
einer ſtarken nicht weit vom Meere liegenden Feſtung,
als ein beſonderer Sicherheitsplatz angewieſen. Der
Prinz Caſimir erhielt das Fürſtenthum Chateau-Thierry ſamt einer Penſion von vierzehn tauſend Dukaten, den ganzen rückſtändigen Sold für das fremde Heer, welcher ſich auf die Summe von einer Million und zweymal hundert tauſend Dukaten belief.
Der Prinz von Oranien wurde in alle ſeine Staaten
wieder eingeſetzt, welche er in Frankreich beſaß, und
die durch ein Parlamentsurtheil wegen dem Verbrechen der Rebellion dem Fiskus heimgefallen erklärt
worden. Zuletzt verſprach man, die Generalſtaaten
innerhalb sechs Monaten zuſammen zu berufen, welche die Beſchwerden der Unterthanen dem Könige
vorlegen, und über die Mittel ſich berathſchlagen
ſollten, denſelben abzuhelfen. Die Prinzen hatten
dieſe Foderung gemacht, um ihren Aufſtand zu beſchönigen, und dem Volke gleichſam den Endzweck
ihrer Unternehmung zu beurkunden. Der König

 gewähr-

A. D. 1576. gewährte ſie mit Vergnügen, weil er die Generalſtaaten als das ſchicklichſte Mittel anſah, den Vergleich zu brechen, und als ungültig erklären zu laſſen.

Als die Friedensartikel, unter welchen ſich mehrere minder wichtige, aber eben ſo ungerechte und übertriebene befanden, der katholiſchen Parthey bekannt wurden, ſo gerieth der größte Theil derſelben in eine ſolche Erbitterung, daß man nicht nur gegen den König ſelbſt laut murrte, ſondern ihn auch einen Weichling nannte; man beſchuldigte die Königinn-Mutter, daß ſie die Majeſtät der Religion herabgewürdigt, und das allgemeine Wohl des Reichs in die Schanze geſchlagen habe, um ihren Sohn, den Herzog von Alençon, von dem Abgrunde des Verderbens zu retten. Viele Katholiſche waren ſchon zum Aufruhre geneigt, und würden die Waffen ergriffen haben, um einen Frieden zu brechen, welchen man für unausführbar und ſchimpflich hielt, wenn ſie nicht in kurzer Zeit eingeſehen hätten, daß der König und die Königinn-Mutter nur deßwegen die Friedensartikel, welche ſie nicht halten wollten, eingegangen ſeyen, um den Herzog von Alençon zurückzubringen. Nachdem vor Allem das fremde Heer war verabſchiedet worden, der Prinz Caſimir einen Theil des rückſtändigen Soldes, für den andern aber Edelgeſteine zum Unterpfande und die Bürgſchaft des Herzogs von Lothringen erhalten, und man

A. D. 1576.

man alle dem Herzoge von Alençon gemachte Verſprechungen erfüllt hatte, ſo entſchlug man ſich, die den Hugonotten im Allgemeinen, und dem Könige von Navarra und dem Prinzen von Condé im Beſondern bedungenen Friedensartikel zu halten. Die kirchlichen Verſammlungen der Hugonotten wurden ſogar mit ſtillſchweigender oder ausdrücklicher Erlaubniß des Königs aller Orten gewaltthätiger Weiſe geſtört. Der Prinz von Condé erhielt weder den Beſitz der Statthalterſchaft von der Pikardie, noch die Stadt Peronne. Die Errichtung der Paritätskammern in den Parlamentern wurde unter verſchiedenen Vorwänden verzögert. Von ſo vielen Gliedern, welche erwählt werden ſollten, hatte der König allein den D'Arenes, einen der Deputirten bey den Friedensunterhandlungen, zum Präſidenten der pariſer Kammer ernannt: das Parlament weigerte ſich aber, ihn anzuerkennen, ohne daß der König es übel aufgenommen hätte. Alles dies verkündigte deutlich die Geſinnungen des Königs, welche die Gemüther jener Katholiken, die ohne Leidenſchaft oder Intereſſe über die Staatsangelegenheiten urtheilten, beruhigten, und den größten Theil der Unbefangenen bewogen, das Reſultat der vom Könige auf den funfzehnten November nach Blois berufenen Generalſtaaten abzuwarten.

Die Herren von Guiſe waren nicht ſaumſelig, jede Gelegenheit zur Vergrößerung ihrer Gewalt und

zur

A. D. 1576. zur Sicherſtellung der mit ihrem Intereſſe aufs engſte verketteten Religion zu ergreifen: ſie fiengen an, insgeheim einen katholiſchen Bund in allen Provinzen des Reichs zu Stande zu bringen, um, wie ſie vorwendeten, der Herrſchaft und weitern Verbreitung der Ketzerey einen Damm entgegen zu ſetzen, welcher durch die Friedensartikel gleichſam das Siegel der Rechtlichkeit aufgedrückt worden ſey. Ihre wahre Abſicht aber gieng dahin, die katholiſche Parthey in einen ſtändigen Körper zu vereinigen, und ſich deſſelben zu ihrer eigenen Sicherheit und zur Begründung jener Parthey zu bedienen, deren Häupter ſie waren. Der Herzog Heinrich von Guiſe, und Karl, Herzog von Mayenne, ſo wie der Kardinal Ludewig von Guiſe, ihr dritter Bruder, hatten nicht nur allein die Macht, den Ruf, und die Herrſchaft ihres Vaters über die katholiſche Parthey geerbt, ſondern ſich auch durch ihre Tapferkeit und Thätigkeit eine außerordentliche Liebe des Volkes erworben, welches ſie durch ihre Wohlthaten und ihre Volksmäßigkeit, ſo wie durch ihren Eifer in der Unterſtützung der katholiſchen Religion an ſich feſſelten, zu deren Vertheidigern ſie ſich mit Hintanſetzung jeder andern Betrachtung aufgeworfen hatten. Mit dieſen verband ſich der Chevalier von Aumale, der Herzog von Elboeuf, der Herzog von Mercoeur mit ſeinen Brüdern, welche Alle mit dem Könige und dem Hauſe von Lothringen verwandt waren.

Da ſie wider ihre Erwartung den Frieden unter A. D. 1576.
ſo ungerechten, der katholiſchen Religion, ihrer
Parthey und ihrem Rufe nachtheiligen Bedingniſſen
geſchloſſen und ratificirt ſahen, ſo fiengen ſie an,
durch ihre Indignation und ihren Zorn, welcher gewöhnlich
den verborgenen Menſchen zum Vorſcheine
bringt, gereizt, in die Abſichten des Königs Mistrauen
zu ſetzen. Es ſchien ihnen, daß ein ſo kriegeriſcher
und hochſinniger Fürſt ſich nicht durch die
Kühnheit ſeiner Unterthanen zu ſolchen ſchimpflichen
und entehrenden Entſchlüſſen würde haben verleiten
laſſen, wenn er nicht in der Tiefe ſeiner Seele größere
und wichtigere Entwürfe brütete. Der König
ließ ſie aus dieſer Urſache durch die Königinn-Mutter
und ſeine Vertrauten verſichern, daß ſeine Abſicht
dahin ziele, die Friedensbedingniſſe auf den Generalſtaaten
zu Blois entweder einſchränken, oder für
ungültig erklären zu laſſen: Er habe nur deßwegen
zu einem ſo ſchimpflichen Vergleiche die Hände geboten,
um den Hugonotten den Herzog von Alençon,
dieſe ſo mächtige Stütze, zu entreißen: übrigens
werde er bey eintretenden Umſtänden durch ſchickliche
Mittel Allem abzuhelfen ſuchen. Die Prinzen ließen
ſich durch dieſe Erklärung nicht beruhigen, ſondern
ſie ſuchten von Tage zu Tage immer tiefer in
den geheimen Plan des Königs zu dringen: ſie waren
über die erlaſſene Verordnung deſſelben aufgebracht,
durch welche er Allen, aber in der That nur
Ihnen,

A. D. 1576. Ihnen, die Mittel benahm, ihre Kreaturen und die Anhänger der katholiſchen Parthey zu befördern. Da ſie ſich nichts Gutes zum Könige verſahen, ſo beſchloſſen ſie, ſowohl das Gebäude ihrer Macht feſt zu gründen, als durch dieſelbe die Plane des Königs zu vereiteln. Dies konnten ſie nicht anders als durch die Vereinigung aller ihrer Anhänger in einen mächtigen Körper bewerkſtelligen, deſſen Ausdehnung zwar ungeheuer, deſſen Glieder aber durch ganz Frankreich zerſtreut waren. Die gegenwärtigen Umſtände boten ihnen die vortrefflichſte Gelegenheit dar, die Gemüther durch einen ſcheinbaren Vorwand anzuködern, und die Furchtſamen, ſo wie diejenigen, welche über den Friedensſchluß aufgebracht waren, in ihren Netzen zu fangen, und ſie zu entflammen. Sie ſuchten zuerſt die Geſinnungen der Pariſer und Pikarden zu erforſchen: jene waren immer die eifrigſten Anhänger der katholiſchen Religion, dieſe immer voll Furcht vor dem Prinzen von Condé, welchem die Statthalterſchaft der Pikardie zugeſagt worden. Der König ſelbſt verſchafte ihnen Gelegenheit, Verſammlungen halten, und ſich verſtändigen zu können. Er hatte ſich durch ſeinen Hang zur Andächteley, durch die Ermahnungen und Schriften des Jeſuiten Caſtorio und andere Religioſen von verſchiedenen Orden verleiten laſſen, eine Menge Brüderſchaften einzuführen, welche ſich durch verſchiedene Kleidungen und Namen von einander auszeichneten,

neten, und an gewiſſen Tagen verſammelten, um A. D. 1576.
Proceſſionen und geiſtliche Uebungen unter dem Vorwande zu halten, damit der Zorn Gottes beſänftiget, die Zwietracht entfernt, die Gemüther vereinigt, und die Ruhe des Reichs vom Himmel herab erflehet würde. Die wahre Abſicht des Königs war, ſeinen geheimen Regierungsplan dadurch zu verhüllen. Die Katholiken konnten ſich alſo nicht nur allein öffentlich und ungehindert überall verſammeln, ſondern ſie fanden auch noch Gelegenheit und Stoff, um ſich über die gegenwärtige Lage des Reichs zu unterreden, und den elenden Zuſtand deſſelben zu beklagen, auf welchen daſſelbe durch die Begünſtigung der Ketzerey gebracht worden. Von dieſen Klagen giengen ſie zur Unterſuchung der Regierung über. Es war den Geiſtlichen, und andern liſtigeren, von den Abſichten der Häupter beſſer unterrichteten Anhängern nicht ſchwer, den Saamen jenes berüchtigten **Bundes** auszuſtreuen, und die Grundſteine deſſelben zu legen, weil er ſo ganz zu den frommen Abſichten paſſete, aus welchen die Katholiſchen überall Verſammlungen hielten.

Jakob von Hümieres, Gouverneur von Peronne, Montdidier, und Roye brachte zuerſt in der Pikardie die Ligue zu Stande. Er war einer der vornehmſten und reichſten Herren in dieſer Provinz, und aus beſonderen Urſachen ein Feind der Montmorençy's, und ſonach des Prinzen von Condé. Er fürch-

tete

A. D. 1576. tete nicht ohne Grund, daß derſelbe ihn ſeiner Gouvernements berauben werde, ſobald derſelbe zu dem Beſitze der Statthalterſchaft gelangt wäre. In den Bruderſchaftsverſammlungen, welche zu Peronne, ſo wie in andern Orten gehalten wurden, ermahnte er die Einwohner dieſer Stadt, nicht zuzugeben, daß dieſelbe der Sitz und Zufluchtsort der Ketzerey werde, aus welchem ſie die umliegenden Gegenden mit Feuer und Schwerdt verwüſten könnten. Er bewieß ihnen, daß der Tag des Einzuges dieſes Prinzen der letzte ihrer Freyheit ſey: ſie würden unter dem Joche von Ketzern, Aufrührern und Fremdlingen nicht mehr Herren ihrer Güter, Häuſer, Weiber und Kinder ſeyn, ſondern Alles eine Beute der Habſucht und Grauſamkeit dieſer Tyrannen werden. Er ſtellte ihnen vor, daß ſie nichts Gutes erwarten könnten, die Sachen möchten in der Folge eine Wendung nehmen, welche ſie wollten: denn gewönnen die Hugonotten die Oberhand, ſo würden ſie der ſchnöden Herrſchaft der Engländer unterliegen, welchen der Prinz ſchon, wie man wiſſe, verſprochen habe, die Städte und Feſtungen in der Pikardie einzuräumen. Behielten die Katholiſchen das Uebergewicht, ſo hätten ſie nichts als hartnäckige Belagerungen und alles Elend des Krieges zu erwarten. Der Prinz dringe nur deßwegen ſo ſehr auf den Beſitz dieſer Feſtung, um in dieſem Zufluchtsorte den letzten Streichen ſeines widrigen Schickſals Troß zu

bieten. Dieſe ſcheinbaren Gründe wirkten auf das Volk von Peronne. Da die Einwohner der benachbarten Städte Montdidier, Dourlens und Roye eben ſo geſtimmt waren, ſo errichteten ſie unter ſich ein Bündniß, um den Prinzen von Conde' zu verhindern, von dieſen Städten und der Statthalterſchaft Beſitz zu nehmen, und die katholiſche Religion umzuſtürzen. A.D. 1576.

In Paris machte die Ligue gleiche Fortſchritte. Der Eifer des Volkes für die Religion, und die offenbare Feindſchaft, zu welcher es ſich jederzeit gegen die Hugonotten bekannte, hatte die Gemüther zur Empfängniß derſelben bereitet. Die meiſten Glieder des Parlaments und des Municipalrathes der Stadt, ſo wie eine Menge Mönche, brachten in den Verſammlungen der Brüderſchaften auf eine geſchickte Art die Ligue zu Stande. Schon hatten Menſchen aus allen Ständen dieſen Bund beſchworen. Dem Beyſpiele der Pikarden und Pariſer folgte der Adel von Poitou und Touraine, weil dieſe Provinzen den Beſitzungen der Hugonotten am nächſten lagen, und der drohenden Gefahr ihrer Herrſchaft am meiſten ausgeſetzt waren. Ludewig von La Tremouille, Herzog von Thouars, ein Herr von eben ſo großem Rufe und altem Adel, als unruhigem Geiſte, war der Stifter dieſer Verbindung, welche nicht nur allein den größten Theil des geiſtlichen Standes, ſondern auch eine Menge Bürger in

 ſich

A. D. 1576. ſich ſchloß. In den übrigen Provinzen fehlte es auch nicht an Häuptern, die Konföderation einzuführen, und an Menſchen, in dieſelbe zu treten. Männer, welche mit ihrem Anſehen Argliſt verbanden, unterſtützten ſie mit lobenswürdigen und ſcheinbaren Gründen, und köderten die Leichtgläubigen an. So verbreitete ſich dieſer Bund mit unglaublicher Schnelligkeit durch alle Städte und Provinzen. Diejenigen, welche demſelben beytraten, mußten folgenden Aufſatz unterſchreiben.

„Im Namen der allerheiligſten Dreyfaltigkeit, des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geiſtes. Die Konföderation der Prinzen, Baronen und Edelleute hat zur Abſicht, Erſtens: das göttliche Geſetz und den Gottesdienſt nach der von der römiſch-katholiſchen und apoſtoliſchen Kirche vorgeſchriebenen Weiſe wieder herzuſtellen, und jeden wider den Glauben derſelben ſtreitenden Irrthum abzuſchwören; Zweitens, dem Könige Heinrich III. und ſeinen allerchriſtlichſten Nachfolgern ihre Krone, ihren Glanz und den ſchuldigen Gehorſam ihrer Unterthanen zu erhalten, wie es in den Artikeln enthalten iſt, welche man dem Könige in der Verſammlung der Generalſtaaten überreichen, und die von den Königen bey ihrer Salbung und Krönung mit der feyerlichſten Verſicherung beſchworen werden, daß ſie nichts gegen die Beſchlüſſe der Generalſtaaten unternehmen wollen. Drittens: die Provinzen und Stände dieſes

ſes Reichs in ihre Vorzüge, Rechte, und alte Pri- A. D. vilegien, wie ſie unter dem erſten chriſtlichen Könige 1576. Klodwig beſtanden, nicht nur allein wieder einzuſetzen, ſondern auch, wenn es möglich iſt, noch größere und fruchtbarere zu erhalten. Im Falle, daß ſich irgend Jemand dieſem widerſetzen, oder es verhindern wollte, ſind alle Verbündeten gehalten, ihr Gut und Blut daran zu ſetzen, um diejenigen ſo lange zu verfolgen, und zu beſtrafen, welche ſich einer ſolchen Hinderniß oder Widerſetzlichkeit unterfiengen, bis die obigen Artikel erfüllt ſeyn werden. Im Falle, daß einer der Verbündeten oder ihrer Freunde und Anhänger beſchwert, verfolgt, oder wegen dem Beytritte zu dieſem Bunde in Unterſuchung gezogen werden ſollte, ſind alle Verbündete gleichmäßig verbunden, Gut und Blut daran zu ſetzen, um ſich entweder durch den Weg Rechtens oder der Waffen an dem angreifenden oder beleidigenden Theile zu rächen. Sollte es geſchehen, daß einer der Verbündeten unter irgend einem Vorwande oder einer Entſchuldigung der Konföderation abtrünnig würde, (welches aber Gott verhüte) ſo ſollen dieſe Eydbrüchigen durch alle möglichen Mittel und Wege als Feinde Gottes, als Rebellen und Störer der öffentlichen Ruhe raſtloß an Leib und Haabe verfolgt werden, ohne daß die Bundesbrüder wegen dieſer Rache weder privat noch öffentlich angeſehen, und in Unterſuchung gezogen werden könnten. Die Verbün-

A. D. 1576. deten ſchwören ihrem zu erwählenden Oberhaupte Gehorſam und Treue, Hülfe und Rath ſowohl zur Erhaltung dieſes Bundes, als zum Untergange derjenigen, welche ſich deſſen Befehlen widerſetzen werden; auch ſollen die Widerſpenſtigen oder Eydbrüchigen von dem Haupte beſtraft werden, welchem jeder Verbündete unbedingten Gehorſam leiſten muß. Alle Katholiken in den Städten und auf dem platten Lande ſollen insgeheim durch die Gouverneurs von den Oertern, wo ſie den Bund beſchwören können, benachrichtigt, und eingeladen werden, ihr Kontingent an Mannſchaft, Waffen, Munition und andern Bedürfniſſen nach Maasgabe ihrer Kräfte zu liefern. Einem jeden Verbündeten wird verboten, Zwietracht zu erregen, oder Rechtsſtreite unter einander ohne Erlaubniß des Hauptes zu erheben, deſſen ſchiedsrichterlicher Gewalt und Entſcheidung alle ſowohl über Güter, als in Ehrenſachen entſtehende Streitigkeiten überlaſſen ſind. Alle ſind verbunden, folgenden Eyd zu ſchwören:

„Ich ſchwöre auf das heilige Evangelium, und nehme Gott meinen Schöpfer zum Zeugen dieſes Schwures, auf deſſen Bruch die Strafe der Exkommunikation und der ewigen Verdammniß haftet, daß ich in dieſen heiligen katholiſchen Bund auf die mir vorgeleſenen Artikel getreten bin, entweder zu befehlen, oder zu gehorchen, und zu dienen, wie es mir wird aufgetragen oder befohlen werden. Ich verſpreche

ſpreche auf meine Ehre und mein Leben, demſelben bis zum letzten Tropfen meines Blutes getreu zu bleiben, weder eydbrüchig zu werden, noch irgend einem Befehle unter irgend einer Entſchuldigung, einem Vorwande, oder irgend einer Gelegenheit entgegen zu handeln.“ A. D. 1576.

Dieſe Schrift war von den Herren von Guiſe mit ſo viel Argliſt abgefaßt worden, daß ſie, unter dem Vorwande, dem Könige zu gehorchen, und deſſen Gewalt aufrecht zu erhalten, ihm alle Gewalt und allen Gehorſam entzogen, um das Haupt ihres Bundes damit zu bekleiden. Die Kopeyen derſelben wurden durch Männer, welche mit ihnen aufs engſte verbunden, und dabey intereſſirt waren, mit ſo vieler Vorſicht verbreitet, daß ſie nach und nach in jeden Ort drangen, ohne daß man den Urheber derſelben entdecken konnte. Der Bund dehnte ſich ſo ſtark, aber insgeheim, aus, weil die Gemüther herkömmlich ſchon Neuerungen entgegen harreten, und verband in kurzer Zeit alle diejenigen in einen und den nämlichen Körper, welche entweder aus Religionseifer, oder Intereſſe, oder aus Feindſchaft gegen die hugonottiſchen Prinzen, oder aus Neigung zu Neuerungen es für erſprießlich oder nothwendig hielten, in denſelben zu treten. Die Erhaltung und Vertheidigung dieſes Bundeskörpers gegen die Angriffe des Königs erfoderte einen hinlänglichen Fond und den Schutz irgend einer großen Macht. Die

A. D. 1576.

Herren von Guiſe hielten es eben ſo für erlaubt, ſich des Armes auswärtiger Fürſten ſowohl zur Vertheidigung der Religion als ſeiner ſelbſt zu bedienen, als es den Hugonotten gewesen, die Hülfe und Unterſtützung der Königinn von England anzurufen. Sie fiengen alſo geheime Unterhandlungen mit Rom und Spanien an, um den Schutz des Pabſtes, und von letzterem Hülfsgelder und Geld zu erhalten. Sie fanden beide Höfe zu ihrer Unterſtützung geneigt. Der Pabſt war über den mit den Hugonotten geſchloſſenen Frieden aufgebracht, und voll Furcht: er griff alſo mit beiden Händen nach dieſer Gelegenheit, um ſich ihren weiteren Fortſchritten zu widerſetzen. Der katholiſche König befürchtete, die Abſichten des Herzogs von Alençon möchten auf die Niederlande gerichtet ſeyn; er glaubte, daß Heinrich III. ſelbſt einverſtanden ſey, ſeines Nachbars Haus in Brand zu ſtecken, um das Seinige zu löſchen. Er verſicherte alſo jene ſeiner Hülfe, welche das Kriegsfeuer in Frankreich wieder anzünden wollten, und hofte, daß die in dieſem Reiche herrſchende Zwietracht und Unruhen ihm die vortheilhafteſten Ausſichten eröfnen, und während denſelben ſeinen Staaten den Frieden und die Ruhe erhalten würden. Der Kardinal Nikolaus von Pelleve', ein alter Diener des Hauſes von Guiſe, beſorgte als Agent zu Rom das Intereſſe der Ligue. Gregor XIII., ein Mann von ſanftem und aufrichtigem, aber zu leichtgläubigem Charakter,

rakter, gab den Vorſchlägen deſſelben vollkommenes A. D. 1576.
Gehör, welche von nichts als von Treue, Religion, von brüderlicher Liebe, von Eifer für das öffentliche Wohl, von Abſtellung der Misbräuche tönten, obſchon in den Grund Privatleidenſchaften und Intereſſe verwebt waren. Dies war aber dem römiſchen Hof nicht unbekannt: Viele, welche über dieſe ſo große und neue Unternehmung ſprachen, ſchrieben die Urſache derſelben dem Verlangen der Guiſen zu, den Geiſt und den Willen des Königs zu beherrſchen, welcher ohne ihren Rath und Beyſtand regieren zu wollen ſchien. Andere waren der Meinung, daß ſie nur ihre mit ſo viel Zeit, Mühe und Anſtrengung errungene Größe erhalten wollten. Es fehlte auch nicht an Jenen, die vielleicht aus Haß gegen dieſe Parthey weiter giengen, und ſie beſchuldigten, daß ſie viel größere und verborgene, wahre oder erdichtete Plane im Schilde führten, welche nachher bekannt wurden. Es hieß, als wenn ſie den König, unter dem Vorwande der Unfähigkeit und Weichlichkeit, vom Throne ſtoßen, und die Krone auf das Haus von Guiſe übertragen wollten, welches, wie einige behaupteten, in gerader Linie von Karl dem Großen abſtamme. Es iſt nicht ſo leicht zu beſtimmen, ob dieſe hochtrabenden Projekte von langer Hand ſchon entworfen worden, oder ob ſie bloß durch Begünſtigung der nachher erfolgten Zeitumſtände entſtanden ſind: denn ſo ſehr auch die Hugonotten ſie zu ver-

 breiten

A. D. 1576. breiten und zu vergrößern ſuchten, ſo ſehr waren auch die Guiſen darauf bedacht, ſie zu verbergen und zu läugnen; ſie konnten aber zwey mächtige Beweggründe ihrer Handlungen nicht läugnen, nämlich ihr Misvergnügen, daß ſie den jetzigen König nicht eben ſo beherrſchen konnten, wie es mit Karl IX. und Franz II., ſeinen letzten Vorfahren, der Fall war, und das Verlangen, an der Spitze der katholiſchen Parthey zu ſtehen, welche ihre Voreltern gebildet hatten, und durch ſie vergrößert und befeſtigt worden. Man fügte noch einen dritten Grund hinzu, nämlich die Nothwendigkeit, die Abſichten des Königs, welcher ſich von dem Joche der Partheyen befreyen wollte, zu vereiteln, die auf ihren Untergang zielten. Dieſe Beweggründe, welche man dem Pabſte nicht gänzlich verbergen konnte, (denn ſein Hof war zu ſcharfſichtig, um ſie nicht zu durchſchauen), hielten ihn eben ſo ſtark von einem Entſchluſſe zurücke, als ihn der Eifer für die Erhaltung der Religion dazu anſpornte. Indeß der Pabſt ſich für die Ligue geneigt zeigte, ohne ſich doch für dieſelbe zu erklären, fand dieſelbe am ſpaniſchen Hofe im Gegentheile einen leichteren Eingang. Der katholiſche König mußte nach der Beſchaffenheit der Vorſchläge viel eher wünſchen, daß ſich die Ligue ſeinem Schutze unterwürfe, ohne ſich lange bitten zu laſſen. Dies war offenbar der Weg, um nicht allein die Sicherheit ſeiner Staaten zu bewerkſtelligen, ſondern auch gro-

ſe Eroberungen zu machen, oder doch wenigſtens die Macht Frankreichs zu theilen, und zu beſchäftigen, mit welchem Spanien ſo lange und ſo hartnäckige Kämpfe beſtanden hatte. Dieſe Machinationen, und vorzüglich jene, welche innerhalb ſeinem Reiche angeſponnen wurden, blieben Heinrichen III. nicht unbekannt: die Königinn-Mutter und ſeine vertrauten Rathgeber hatten ihn davon unterrichtet. Der Graf von Retz gab ihm insbeſondere die Nachricht, daß De Vins in der Provençe die Ligue unterzeichnen laſſe, und der Prinz von Condé mittelſt des Herrn von Montaigû von der Union in Poitou. Ueberdies wurde ein gewiſſer Nikolaus David, Parlamentsadvokat von Paris, auf ſeiner Reiſe angehalten und gefangen geſetzt, welcher, wie er ſagte, von den Guiſen nach Rom geſchickt worden, um dieſe Sache zu unterhandeln. Die Hugonotten machten einige demſelben gegebene Inſtruktionen durch den Druck bekannt, welche den Plan der katholiſchen Ligue [1]) und ihre Abſicht enthielten, ſich der Krone zu bemächtigen; ſie waren aber größtentheils mit ſo chimäriſchen und unglaublichen Sachen angefüllt, daß man allgemein dafür hielt, ſie ſeyen nur erfun- A. D. 1576.

1) Dieſer Plan oder dieſes Memoire iſt von David in Rom wirklich übergeben worden. Man wollte Heinrich III. wie ehemals Childerichen, in ein Kloſter ſperren.

A. D. 1576. den worden, um die Herren von Guiſe gehäſſig und verdächtig zu machen. Sie läugneten nicht nur allein gänzlich den Inhalt dieſer Inſtruktionen, ſondern erklärten auch den David, wenn man ſolche Schriften bey ihm gefunden, für einen Wahnſinnigen und Tollhäusler. Sie ſetzten die Federn ihrer Anhänger in Bewegung, um die Ungereimtheit dieſer Beſchuldigungen zu zeigen. Nichts beſtärkte den König mehr in ſeinem Verdachte, als die Schreiben des Herrn von Saint Goard, ſeines Geſandten am ſpaniſchen Hofe, welcher ihn benachrichtigte, daß einige Ligueurs an demſelben geheime Unterhandlungen pflegten. Vielleicht konnte man ſo vielen Unruhen und Unordnungen, welche ſich täglich erhoben, zu gleicher Zeit nicht ſteuern, und ſetzte jene außer Acht, deren Anfang keine bedeutende Folgen vermuthen ließen, um den gefährlicheren entgegen zu arbeiten; vielleicht war auch der König mit den Mitteln zur künftigen Ausführung ſeines Planes ſo ſehr beſchäftiget, daß er die gegenwärtige Gefahr nicht achtete, in der ſichern Hofnung, das Uebel mit der Wurzel auf einmal auszurotten. Es mag nun ſeyn, wie es will, ſo iſt doch gewiß, daß der König, welcher von allen dieſen geheimen Unterhandlungen unterrichtet war, nicht nur allein nicht den geringſten Schritt that, um deren Wirkungen zu vereiteln, ſondern ſogar wünſchte, daß beide Partheyen heftig an einander gerathen, und ſich ſelbſt aufreiben möchten, um

um hernach ihr Schiedsrichter zu ſeyn. Der ſo allgemein ausgebrochene Haß der Katholiſchen ſchien ihm ein guter Grund zu ſeyn, das Friedensedikt zu brechen: es werde alsdann bey der Welt das Anſehen haben, als wenn ihn nicht ſeine Politik dazu bewogen, ſondern der allgemeine Wunſch ſeiner Unterthanen dazu gezwungen hätte, deren Wohl er wie ein Vater und Herr mehr beherzigen, als dem Vortheile und den Wünſchen ſeiner ungehorſamen und aufrühreriſchen Unterthanen entſprechen müſſe. Aus dieſer Urſache hemmte er nicht im Geringſten den Gang der Ligue, ſondern erregte durch dunkle und verſchiedener Auslegungen fähige Erklärungen die Vermuthung, als wenn alles dies auf ſeinen Befehl oder mit ſeiner Einwilligung geſchehe. A. D. 1576.

War der König entſchloſſen, das Friedensedikt nicht zu halten, und ſich der vortheilhaften Gelegenheit dazu zu bedienen, ſo war es der König von Navarra und der Prinz von Condé noch mehr, dieſelbe zu benutzen. Da ſie ſich des Herzogs von Alençon entledigt hatten, ſo faßten ſie jede ſich darbietende Gelegenheit an, um das Kriegsfeuer wieder anzuzünden, und ſich emporzuſchwingen. Der König von Navarra beklagte ſich ſehr oft bey dem Könige und der Königinn-Mutter, daß man in den Friedensartikeln gar keine Rückſicht auf ſein Intereſſe genommen, und der Prinz von Condé, daß man ihn noch nicht in den Beſitz der Statthalter-

ſchaft

A. D. 1576. ſchaft von der Pikardie und der Stadt Peronne geſetzt habe. Der König hatte die Erfüllung dieſer Artikel unter allerhand Vorwänden immer verzögert, und ſtellte Alles der Entſcheidung der Generalſtaaten anheim. Die Entſtehung der Ligue war für ſie jetzt ein um ſo dringender Anlaß, ihre Klagen zu wiederholen: ſie ſtellten vor, daß ſie in dieſem unſichern und zweydeutigen Zuſtande nicht länger bleiben könnten, indeß ihre Feinde ſich in Verfaſſung ſetzten, um ſie zu unterdrücken. Der durch dieſe Klagen behelligte König ſchlug dem Prinzen von Condé ſtatt Peronne und der Statthalterſchaft von der Pikardie die Städte Saint-Jean d'Angely und Cognac vor, welche an den Gränzen der hugonottiſchen Provinzen lagen: es war aber ſeine Abſicht nicht, dieſe Verſprechungen zu erfüllen, ſondern ihn damit hinzuhalten. Der Prinz von Condé bemeiſterte ſich unverſehens dieſer Städte, ohne einen ausdrücklichen Befehl abzuwarten, und berief, durch dieſen glücklichen Anfang aufgemuntert, den Baron von Mirebeau unter dem Vorwande gewiſſer Geſchäfte zu ſich, welchen er überredete, ihm Brouage zu übergeben. Dieſe Feſtung war ſowohl wegen ihrer Lage an den Ufern des Oceans, als wegen den ergiebigen Salzwerken und den daraus fließenden reichlichen Einkünften für ihn von großer Wichtigkeit. Er legte in dieſelbe eine ſtarke Beſatzung unter dem Befehle von Montaigû, und ließ ſie mit Muni-

Munition und mehrern Feſtungswerken in der größ- A. D. 1576.
ten Geſchwindigkeit verſehen. Hiebey blieb er nicht ſtehen, ſondern brachte mittelſt ſeiner Anhänger in wenigen Wochen Pont, Royan, Talmont, Marans und mehrere andere wichtige Plätze in Saintonge in ſeine Gewalt.

Der König von Navarra, deſſen Geiſt einer höheren Beſtimmung entgegen ſtrebte, bediente ſich nur der Kühnheit und Schnelligkeit des Prinzen von Condé in jenen Fällen, wo Gewalt nothwendig war, und gieng übrigens mit der größeſten Mäßigung zu Werke, welche ſeinem Charakter und ſeiner Neigung anpaſſete. Als Statthalter der Provinz brachte er die vornehmſten Städte in ſeine Gewalt, zeigte in Worten und Handlungen nichts als Sanftmuth gegen die Katholiken, eine große Verehrung des Königs, ein ganz beſonderes Verlangen, Haab und Gut eines Jeden zu ſchonen, und den größeſten Schmerz über die Uebel und Verwüſtungen, welche er durch den Krieg dem Lande verurſachen würde. Durch dieſe Kunſtgriffe gewann er das Volk von Perigord, die Städte Loudün, Agen, La Ganache, und verſchiedene andere minder wichtige Plätze, und ſetzte ſich in den Beſitz der ganzen Provinz, die Stadt Bordeaux, der Sitz eines Parlaments, ausgenommen, deren Bürger ſich immer geweigert hatten, ihn aufzunehmen. Er ſuchte ſie, mehrerer abſchlägiger Antworten ungeachtet, durch ehrenvolle

Depu-

A. D. 1576. Deputationen und prächtige Verſprechungen anzuködern, und ſie zu verſichern, daß er von jenem heftigen Partheygeiſte und der in den bürgerlichen Kriegen zeither von andern Chefs ausgeübten Grauſamkeit weit entfernt ſey, da er ja ganz freywillig die von ſeiner Mutter eingeſtellte Ausübung der katholiſchen Religion in ſeinen Erbſtaaten wieder hergeſtellt habe, mit vieler Ehrfurcht die Geiſtlichen behandle, und durch günſtige Erklärungen das Intereſſe ihrer Religion handhabe. Es mag dies nun argliſtige Verſtellung, oder Charakter geweſen ſeyn (denn erſtere fließt gewöhnlich aus letzterem), die Wirkung entſprach ſeinen Abſichten: er wälzte von ſich jenen Haß ab, welchen man gegen die andern Häupter dieſer Parthey, als gegen Feinde des öffentlichen Wohls, hegte, und ſuchte alle Hugonotten nach dem Beyſpiele der Katholiſchen in einen Körper zu vereinigen.

Nach erhaltener Erlaubniß von den Bürgern begab ſich der König von Navarra nach La Rochelle. Da er es für äußerſt wichtig und nothwendig hielt, die höchſte Gewalt in dieſer Stadt zu beſitzen, ſo wußte er auf eine ſo geſchickte Art die Einwohner zu gewinnen, welche voll Argwohn und gar nicht geneigt waren, ſich irgend Jemand zu vertrauen, daß er auf den Vorſchlag derſelben und mit Einwilligung aller andern ihrer Parthey anhängenden Städte, deren Deputirten ſich in dem nämlichen Orte verſammelt hatten, zu ihrem Haupte und Beſchützer, ſo wie der

Prinz

Prinz von Condé zu deſſen Generallieutenant erklärt wurde. Er erwarb ſich durch ſeine Offenheit und Mäßigung, ſo wie durch die allgemeine Liebe die unumſchränkteſte Gewalt unter den Seinigen, welche er bey dem herrſchenden Argwohne und ſo vielen Mitwerbern durch andere Künſte nicht errungen haben würde. Weder der Prinz von Condé, noch der Marſchall von Damville, ſelbſt nicht la Noue oder Rohan würden ſich ihm ſo leicht unterworfen haben, wenn ſie nicht dem Glanze ſeines Namens und ſeiner Geburt, der überwiegenden Liebe des Volkes zu demſelben, und ſeinen Herrſcherkünſten hätten weichen müſſen. A. D. 1576.

Der König von Navarra hatte nun die Oberherrſchaft ſeiner Parthey durch die Begünſtigung der Einwohner von la Rochelle erhalten: er ſah aber, daß Fervaques allen Hugonotten und vorzüglich denen von la Rochelle verdächtig war. Sie hielten ihn für einen gefährlichen Mann, und wünſchten ihrer Sicherheit wegen, daß er dem Rohan, la Noue, Mouy, Langoiran, und den andern Veteranen ihrer Parthey ſein Vertrauen ſchenken, und denſelben ſowohl an ſeinem Hofe als bey dem Heere die vornehmſten Stellen ertheilen möchte. D'Aubigni, ſein Stallmeiſter *), verſicherte ihn, daß Fervaques kurz vor ſeiner Flucht dem Könige das Vorhaben entdeckt habe; ſie ſeyen deßwegen nicht angehalten

*) Er war Fervaques Stallmeiſter,

A. D. 1576. halten worden, weil der König dem Fervaques nicht den geringſten Glauben beygemeſſen. Der König von Navarra ergriff dieſe Gelegenheit, um denſelben von ſich zu entfernen, beſetzte ſeinen Staatsrath mit Männern von bekannter Treue und Rechtſchaffenheit, und benahm dadurch nicht nur allein den Einwohnern von La Rochelle, ſondern auch den benachbarten Provinzen den Verdacht, als wenn er ſeine Gewalt in eine tyranniſche Herrſchaft verwandeln wollte, und zog ſelbſt die Gemüther vieler Katholiken an ſich, welche geneigt waren, ihm zu dienen und zu folgen, wenn ſie nur die Religion ihrer Voreltern beybehalten konnten. Er verwendete auch ſein Anſehen bey den Bürgern von La Rochelle, um die Ausübung der katholiſchen Religion in ihrer Stadt zu erlauben. Er begehrte, daß noch vor ſeiner Abreiſe in einer kleinen Kirche Meſſe geleſen würde, welcher viele Katholiken beywohnten. Dieſe mit ſo viel Beſcheidenheit und Mäßigung verbundenen Handlungen erwarben ihm eben ſo ſehr bey den Seinigen die größte Liebe, als ſie den Haß auslöſchten, welchen die Herren von Guiſe gegen ihn als einen Apoſtaten bey allen Ständen des Reichs zu entflammen ſuchten.

Drittes Kapitel.

Verſammlung der Generalſtaaten zu Blois. Rede des Königs bey Eröfnung derſelben. Kabale der Guiſen. Der König erklärt ſich zum Haupte der Ligue. Die Stände gehen aus einander, ohne Krieg oder Frieden zu beſchließen. Heinrich wünſcht den Frieden. Fruchtloße Unterhandlungen. Fortſetzung des Krieges. Die Katholiſchen erobern mehrere Städte und Feſtungen. Friedensedikt von Poitiers.

In der allgemeinen Verwirrung und bey der gänzlichen Herabwürdigung der königlichen Gewalt, gegen welche die Politiker und die Hugonotten in ofſener Fehde lagen, und die katholiſche Ligue im Hinterhalte lauerte, ſchöpfte der König große Hofnungen, ſeinen Zweck durch die Generalſtaaten zu erreichen, welche er zu Blois zu halten beſchloſſen hatte. Er kam in dieſer Stadt mit ſeiner Mutter und dem Herzoge von Alençon, ſeinem Bruder, den zehnten November an, nachdem er die Deputirten der Provinzen durch Schreiben ermahnt hatte, ſich dort ohne Aufſchub einzufinden. Dieſer Befehl wurde mit ſo vieler Pünktlichkeit befolgt, daß man die Verſammlung der Generalſtaaten den ſechſten December feyerlich eröfnete. Die Abſichten des Königs giengen, ſeinem erſten Plane gemäß, dahin, mittelſt der Generalſtaaten einen ſichern und allgemeinen Frieden zu gründen, welchem ſich nachher Jeder- A. D. 1576.

A. D. 1576. mann unterwerfen müßte, wenn die allgemeine Einwilligung der Nation denſelben beſiegelt haben würde. Er beſchloß, denſelben mit Standhaftigkeit und Nachdruck zu handhaben, und die Feindſchaften und den Partheygeiſt in denſelben zu begraben, damit er hernach Zeit gewönne, ſeinen Plan auszuführen, nämlich beide Partheyen zu entkräften, und zu unterdrücken. Er hofte, daß alle Stände des Reichs bereitwillig seyn würden, einen Vergleich auf erträgliche und mäßige Bedingniſſe einzugehen. Vor Allen mußte die Geiſtlichkeit den Frieden wünſchen, weil ſie in dieſen Religionskriegen ungeheuere Geltbeyträge liefern mußte. Der Adel war durch Strapazzen erſchöpft, und das Volk, nebſt den beſtändigen und unerträglichen Steuern, ſowohl auf dem Lande den Verwüſtungen und Plünderungen der Soldaten, als in den Städten der Stockung des Handels und allen Uebeln des Krieges ausgeſetzt.

Nachdem der König in dieſer Abſicht und mit ſolchen Hofnungen die Generalſtaaten verſammelt hatte, ſo eröfnete er ſie mit einer ſehr nachdrücklichen Rede, in welcher er den elenden Zuſtand dieſes ehemals ſo blühenden und mächtigen Frankreichs vorſtellte: eine faſt unauslöſchliche Zwietracht hat das Reich an den Rand des Unterganges gebracht, da alle Stände deſſelben ihren vorigen Glanz und ihre Würde verlohren. Der Gehorſam und die Verehrung der königlichen Majeſtät iſt verſchwunden, welche

che allezeit die unterſcheidende Eigenſchaft der Franzoſen geweſen; der Partheyhaß, und der ſo viele Jahre anhaltende Bürgerkrieg hat die Liebe zum gemeinſamen Vaterlande und der Gerechtigkeit erſtickt, die Ehrfurcht gegen die Obrigkeiten zu Füßen getreten, und die Reinheit der Sitten verdorben. Ich weiß, daß das Elend des Volkes allezeit der ſchlechten Regierung des Fürſten zugeſchrieben wird; aber mein Gewiſſen ſpricht mich von dieſer Schuld frey, und ich zweifle nicht, daß diejenigen, welche das zarte Alter des ſeligen Königs, meines Bruders, und das meinige, ſo wie die Zeit in Erwägung ziehen, als das Uebel ſeinen Anfang nahm, mir das nämliche Zeugniß geben werden. Eben ſo iſt es einem Jeden bekannt, was ich zur Unterdrückung und Ausrottung der gegenwärtigen Uebel gethan habe; meine erfochtenen Siege ſind der ganzen Welt kund worden; die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die Strenge nichts fruchtet, und das Blutvergießen das Uebel ſchwächt, aber die Bößartigkeit und Heftigkeit deſſelben nicht hebet. Die Religion ſelbſt, welche nur im Schatten des Friedens blühet, iſt durch den Bürgerkrieg ſo ſehr herabgeſunken, daß, anſtatt durch gewaltthätige Mittel die Gemüther der Irregeführten zurückzubringen, die Gläubigſten ſelbſt wankend geworden ſind. Ich hatte deßwegen noch vor meiner Abreiſe nach Pohlen den Frieden bewerkſtelligt, um das Elend des Reiches zu mindern. Nach mei-

A. D. 1576.

A. D. 1576. ner Thronbeſteigung verſuchte ich alles Mögliche, um demſelben die Ruhe zu erhalten. Zu dieſem Behufe ließ ich die Generalſtaaten zuſammenkommen, um mit dem Beyrathe guter und getreuer Unterthanen Mittel und Wege auszufinden, dem gegenwärtigen Elende zu ſteuern. Sollte es mir nicht gelingen, ſo wünſchte ich lieber, daß mich der Tod in der Blüthe meines Alters hinweg raffte. Es iſt alſo Zeit, mit gemeinſamer Hand auf ein Mittel zu denken, um den wechſelſeitigen Haß und die Feindſchaften, die Zwietracht und das Kriegsfeuer auszulöſchen, durch gelinde Wege der Religion ihren vorigen Glanz wieder zu verſchaffen, und in die Herzen der Unterthanen den Gehorſam aufs neue zu pflanzen, welchen ſie ihren Königen ſchuldig ſind; die Handhabung der Gerechtigkeit herzuſtellen, die Laſter auszurotten, und den Ausſchweifungen zu ſteuern, welche unſere alte Redlichkeit und Reinheit der Sitten verdorben haben. Wir müſſen endlich einmal die Geiſtlichkeit von der drohenden Gefahr, den Adel von den Strapazzen des Krieges, und das Volk von dem Elende deſſelben befreyen, deſſen Fortdauer es mit dem bitterſten Schmerze ſehen muß. Ich glaube, daß es zur Erreichung dieſes heilſamen Endzweckes kein kräftigeres und ſichereres Mittel giebt, als ein auf mäßige und billige Bedingniſſe gegründeter Vergleich. Nichtsdeſtoweniger bin ich bereit, Gegenvorſtellungen anzuhören, und die heilſamſten und aus-

ausführbarſten Vorſchläge und Mittel anzunehmen. A. D. 1576.
Ich ermahne alſo Jeden aufs dringendſte, alle Privatintereſſen und Leidenſchaften auf die Seite zu ſetzen, und aufrichtig jene Mittel vorzuſchlagen, welche man zur Erleichterung des Reichs und zur Herſtellung der Ruhe für die dienlichſten hält. So wie ich euch in Allem um eueren Rath fragen werde, eben ſo bin ich feſt entſchloſſen, alles das pünktlich beobachten zu laſſen, was die Generalſtaaten verordnen und beſchließen werden.

Der Kanzler Biraga nahm nach dem Könige das Wort, ſtellte das Nämliche in einer weitläuftigern Rede vor, und ſchloß damit, daß, da die Königinn-Mutter durch ihre hohe Klugheit, und der König durch ſeine Tapferkeit und Großmuth Frankreich bis jetzt mitten unter ſo vielen Unruhen und Gefahren vom Untergange gerettet hätten, die Stände ſich vereinigen, und die heilſamſten und nützlichſten Vorſchläge machen müßten, um das Elend des Reichs zu erleichtern, und daſſelbe vor künftigem zu bewahren. Die Stände dankten dem Könige für ſeine guten Geſinnungen, und gelobten von ihrer Seite guten Willen und Ergebenheit. Obſchon in dieſer erſten Sitzung die Geſinnungen des Königs und jene der Stände zuſammen zu treffen ſchienen, ſo waren ſie doch im Grunde von einander ſehr verſchieden: denn der größte Theil der Deputirten der Provinzen beſtand aus denjenigen, welche die

A. D. 1576. katholiſche Ligue unterſchrieben hatten, und unter der Herrſchaft und dem Einfluſſe des Herzogs von Guiſe ſtanden, der in ſeiner Abweſenheit ſeinen Bruder, den Herzog von Mayenne, den Peter von Espinac, Erzbiſchof von Lyon, den Baron von Senecey und viele andere ſeiner Anhänger abgeſchickt hatte, um den Generalſtaaten beyzuwohnen. Die Deputirten, welche in ihren Kammern über die vorgetragenen Gegenſtände ſich berathſchlagen ſollten, waren entſchloſſen, nicht nur allein die Artikel des letzten Friedens zu modificiren, wozu der König gerne ſeine Einwilligung gegeben hätte, ſondern auch denſelben gänzlich zu brechen, und mit noch größerem Nachdrucke den Krieg gegen die Hugonotten fortzuſetzen, welche ſchon unter den Waffen ſtanden, weil man ihnen nicht Wort gehalten hatte. Dies lief den Abſichten des Königs gänzlich zuwider, welche den Deputirten vorzüglich aus der Rede des Königs und andern beſondern Umſtänden bekannt waren. Sie ſahen voraus, daß er durch ſeine Gewalt alle ihre Plane und Verſuche vereiteln könnte: ſie ſuchten ihm alſo das Vorrecht, über die Foderungen der Stände zu entſcheiden, aus den Händen zu winden, und einen gewiſſen Rath oder Ausſchuß mit der höchſten Gewalt und Entſcheidung zu bekleiden. Da die Deputirten des Adels und der Geiſtlichkeit dazu einwilligten, und die Deputirten des Mittelſtandes zum Theile ſchwiegen, ſo beſchloſſen ſie, über die Frage: ob die General-

neralſtaaten über den König ſeyen? nicht öffentlich A. D. 1576.
zu ſtreiten (eine ſehr alte Frage, welche aber durch die Praxis der Generalſtaaten immer verworfen, und durch die königliche Gewalt jederzeit verworfen worden iſt), ſondern den König zu bitten, daß er zur Beſchleunigung der Geſchäfte und zur allgemeinen Beruhigung eine gewiſſe Anzahl Räthe, welche den Ständen nicht verdächtig ſeyen, ernennen möchte, die mit zwölf aus den Deputirten erwählten Räthen die Foderungen und Vorſchläge eines jeden Standes unterſuchen, und die Macht der Entſcheidung unter der Bedingniß haben ſollten, daß alles das, was von dieſem Ausſchuſſe einmüthig beſchloſſen werde, Geſetzkraft haben, und unwiederruflich ſeyn ſolle.

Der König, welcher die wichtige Folge dieſer Foderung einſah, und innerlich darüber ſehr entrüſtet war, daß man ihm ſeine rechtmäßige Gewalt zu entreißen, und ihn zum Sklaven ſeiner Unterthanen zu machen ſuche, ſtrengte nun alle ſeine Kräfte an, um dieſes ſchwere Ungewitter zu zerſtreuen. Er antwortete ganz gnädig, daß er allezeit, wenn ihm die Stände ihre Beſchwerden und Foderungen übergeben würden, ohne Verzug ihre zwölf Deputirten anhören wolle, welche ſie ernennen könnten; ſobald er ihre Gründe in ſeinem Staatsrathe in Erwägung gezogen, werde er ihnen ſeine Entſchließung wiſſen laſſen, welche Jedermann befriedigen ſolle. Er werde auch zum größern Troſte Aller den Ständen ein Na-

A. D. 1576. menſverzeichniß derjenigen geben, welche in ſeinem Staatsrathe Sitz und Stimme haben ſollten, damit man den Charakter jener Männer kenne, mit deren Rathe er nach dem Beyſpiele ſeiner Vorfahren regieren wolle; er könne aber auf keine Art in die andere Foderung einwilligen, weil es ganz wider das von ſeinen Vorfahren ausgeübte Recht ſtreite.

Da die Stände ihre Hofnung vereitelt ſahen, und an der Erreichung ihres Zweckes verzweifelten, weil man das Argliſtige ihrer Foderungen eingeſehen hatte, ſo wählten ſie einen andern Weg, und ſchlugen vor, daß vor allen Dingen der Punkt der Religion entſchieden werde. Sie glaubten, daß weder der König, ſobald einmal durch einen Schluß keine andere Religion als die katholiſche anerkannt worden, noch irgend einer der Deputirten es wagen würde, ſich demſelben zu widerſetzen, obſchon Viele unter den letzteren insgeheim andere Geſinnungen hegten, wodurch denn ganz natürlich jede Hofnung des Friedens vereitelt, und der Krieg den Hugonotten gleichſam erklärt wurde. Der Erzbiſchof von Lyon ſchlug im Namen der Geiſtlichkeit, und der Baron von Seneçey in jenem des Adels mit Einwilligung des Peter Verſoris, einer der vornehmſten Deputirten des Mittelſtandes, und ein Anhänger des Hauſes von Guiſe und der Ligue, vor, daß man den König bitten möge, die Ausübung einer jeden andern Religion, als der römiſch-katholiſchen, zu verbieten, nach

nach welcher alle Unterthanen des Reichs zu leben A. D. 1576.
gehalten ſeyn ſollten. Dieſem Vorſchlage traten viele Deputirte des Adels bey, welche ihre Stimmen den Guiſen verkauft hatten, obſchon mehrere des nämlichen Standes ſich nicht ſowohl der Erhaltung des katholiſchen Glaubens, als vielmehr dem Kriege widerſetzten, und behaupteten, daß die Irrenden durch ganz andere Mittel, als durch die Waffen, in den Schooß der Kirche zurückgebracht werden müßten. Der Mittelſtand trat dieſer letzten Meinung bey, weil die Laſt des Krieges vorzüglich auf das Volk, nämlich die Ackerbauer, Kaufleute, und Handwerker falle. Einige Deputirte des letzten Standes, welche vorzüglich aus den Unruhen, und durch Intereſſe mit den Häuptern der Ligue verbunden waren, konnten, aller Bemühungen ungeachtet, die Uebrigen der Geiſtlichkeit nicht gewinnen. Der König hatte den Johann Bodin, ein durch ſeine Gelehrſamkeit und ſeine Staatskenntniſſe berühmter Mann, und einer der Deputirten des Mittelſtandes von Vermandois, insgeheim auserſehen, um in dieſem Punkte der Geiſtlichkeit zu widerſprechen. Er ſuchte in einer langen Rede der Verſammlung zu beweiſen, wie ſchädlich und nachtheilig es ſey, durch die Erneuerung des Bürgerkrieges Frankreich in das vorige Elend zurückzuſtürzen. Diese Rede machte auf die Deputirten des Mittelſtandes den tiefſten Eindruck, und würde auch gleichmäßig auf die an-

A. D. 1576. dern Stände gewirkt haben, wenn ſie in ihren Meinungen frey und aufrichtig geweſen wären. Da man mit Menſchen zu thun hatte, welche nicht nur allein vom Religionseifer hingeriſſen waren, ſondern auch ihre Stimmen durch einen Schwur gebunden hatten, ſo wurde durch die Mehrheit der Stimmen beſchloſſen, den König aufs dringendeſte zu bitten, daß er durch alle mögliche Mittel die Einheit der katholiſchen Religion im Reiche erhalten, und alle Gemeinſchaft mit den Hugonotten aufheben möge. Bodin bewirkte aber doch, daß in das Beſchwerdenheft des Mittelſtandes folgende Clauſel eingerückt wurde: „man verlange die Einheit des Glaubens, aber die Herſtellung deſſelben ohne Krieg.“

Dieſer Entſchluß der Stände, deren geheime Machinationen der König erforſcht hatte, bewog ihn, ſich denſelben in der Zukunft nicht zu widerſetzen, weil er die Mehrheit der Stimmen offenbar gegen ſich hatte, ſondern nur den Foderungen der Deputirten auszuweichen: denn widerſetzte er ſich, ſo zog er ſich die Macht der Ligue auf den Hals, welche jetzt gegen die Hugonotten gerichtet war. Er ſuchte alſo den Entſchluß der Generalſtaaten durch einen Mittelweg zu vereiteln, und ſchlug denſelben vor, daß vor allem, ehe ſie etwas beſchlöſſen, Geſandten an den König von Navarra, den Prinzen von Condé und den Marſchall von Damville abgeſchickt würden, um ſie durch triftige Gründe zu überreden, den Generalſtaaten

ten Folge zu leiſten, ohne daß man von Neuem zu den Waffen greife. Der König hofte, durch dieſen Aufſchub irgend ein Mittel gegen den Entſchluß zu finden, auf welchem der größte Theil der Deputirten hartnäckig beſtand. Der Erzbiſchof von Vienne, Rubempre', und der Schatzmeiſter Menager wurden zu Geſandten an den König von Navarra ernannt; der Biſchof von Autün, Montmorin, und Peter Rat zu dem Prinzen von Conde', und der Biſchof dů Puy, Rochefort und der Advokat Tole' als Deputirten an den Marſchall geſchickt, um ihren letzten Entſchluß zu vernehmen. Der König von Navarra war ſchon von den Geſinnungen der Generalſtaaten unterrichtet. Da er ein ſo fürchterliches Gewitter gegen ſich aufziehen ſah, ſo rüſtete er ſich mit aller Entſchloſſenheit, indeß die Berathſchlagungen der Stände zu Blois durch die Verſchiedenheit der Meinungen und die im Wege liegenden Hinderniſſe ſich in die Länge zogen, zum Kriege. Er brachte von allen Seiten mit der größten Betriebſamkeit Truppen zuſammen, und ſuchte ſich mehrerer Feſtungen zu bemeiſtern, welche ſeiner Parthey zu Waffenplätzen dienen könnten. Der Erfolg entſprach ſeinen Unternehmungen: er bemächtigte ſich von Bazas, Perigueux, Saint-Macaire in Guienne, von Chivre' in Poitou und von Quimperle' in Bretagne, und belagerte hernach mit einem mehr tapfern als zahlreichen Heere Marmande, eine beträchtliche A. D. 1576.

Stadt,

A. D 1576 Stadt, welche durch ihre Lage an der Mündung der Garonne und ihre Nähe von Bordeaux die Einſchließung der letzteren erleichtert, die allein in dieſer Provinz dem Könige von Navarra ſich nicht unterwerfen wollte.

Die Geſandten waren indeß angekommen. Er begab ſich nach Agen, und ertheilte denſelben im Anfange des Jahres Tauſend fünf hundert ſieben und A. D. 157 ſiebenzig eine ſehr ehrenvolle Audienz. Der Erzbiſchof von Vienne eröfnete ihm den von den Generalſtaaten gefaßten Entſchluß, keine andere Religion als die römiſch-katholiſche im Reiche zu dulden, in einer ſehr beſcheidenen Rede, und bat ihn im Namen aller Stände aufs dringendeſte, daß er ſich bey der Verſammlung einfinden, ſich mit dem Könige, ſeinem Schwager, vereinigen, und in den Schooß der Kirche zurückkehren möchte, um durch einen ſo edelmüthigen und nothwendigen Entſchluß alle Stände Frankreichs zu beruhigen, welche ihn als den erſten Prinzen von Geblüte ſehr verehrten und liebten. Der Erzbiſchof ſtellte hernach in einer viel weitläuftigeren Rede die Vortheile des Friedens und das Elend des Krieges vor. Der König von Navarra antwortete ihm in kurzen, aber bündigen, Worten, daß die Stände, wenn ſie doch ſo ſehr, wie ſie ihm vorſtellten, von den Vortheilen des Friedens und dem Elende des Krieges durchdrungen ſeyen, den ſchon geſchloſſenen Frieden beſtätigen, und nicht durch

neue

neue Beſchlüſſe und die Wiederrufung der ſchon er- laſſenen Edikte das gelöſchte Kriegsfeuer wieder an- fachen ſollten. Man ſtelle ſich nichts leichteres vor, als die Menſchen durch die Waffen zu einer andern Religion zwingen zu können; die Erfahrung habe aber die Unmöglichkeit dieſes Unternehmens gezeigt. Er halte es alſo für heilſamer, den geiſtlichen Frie- den zu errichten, aus welchem der weltliche von ſelbſt fließen werde, als durch den Gewiſſenszwang den Frieden erhalten zu wollen. Er ſey in der Re- ligion, zu welcher er ſich bekenne, gebohren und er- zogen worden; er glaube noch bis jetzt, daß ſie die wahre und ächte ſey; werde man ihm aber durch er- ſchöpfende Beweisgründe und nicht mit den Waffen in den Händen zeigen, daß er im Irrthume befan- gen ſey, ſo wolle er denſelben bereuen, ſeine Reli- gion ſchnell verändern, und alle ſeine Glaubensge- noſſen zu einem gleichen Schritte zu bewegen ſuchen. Er bitte alſo die Generalſtaaten, daß ſie ſein Gewiſ- ſen nicht zwingen, ſondern ſich mit ſeinem guten Wil- len begnügen möchten. Sollten ſie aber dieſe Er- klärung nicht für hinreichend halten, ſo erwarte er von denſelben neue und ſpeciellere Vorſchläge: er werde zu Montauban eine zahlreiche Verſammlung ſeiner Anhänger halten, um dann dieſelben mit ge- meinſamer Einwilligung beſſer beantworten zu kön- nen; während dieſem ſey er aber gezwungen, zu ſei- ner Vertheidigung unter den Waffen zu ſtehen, und ſeinen

A. D. 1577.

A. D. 1577. ſeinen Feinden die Spitze zu bieten, welche ſich zu ſeinem Untergange rüſteten.

Die Antwort des Prinzen von Condé war ganz von dieſer verſchieden. Er gab den Geſandten eine Privataudienz, und weigerte ſich, ihre Schreiben zu eröfnen, und ſie als Deputirte der Generalſtaaten zu erkennen. Er ſagte, daß man dieſe Verſammlung nicht Generalſtaaten nennen könne, in welcher die Deputirten ſo vieler Städte und Provinzen nicht gegenwärtig ſeyen, und wo man ſich über die Mittel berathſchlagte, die Gewiſſensfreyheit zu unterdrücken, das königliche Haus auszurotten, und das Souverainitätsrecht des Königs zu vernichten, um den ausſchweifenden Ehrgeiz und das Intereſſe einiger Fremdlinge zu befriedigen. Die Verſammlung der Stände ſey bloß ein Conventicul einiger kleinen, von den Störern der öffentlichen Ruhe unterlegten und beſtochenen Menſchen: er könne alſo die Schreiben deſſelben weder eröfnen, noch ſeinen Geſandten eine öffentliche Audienz geben. Die Antwort des Marſchalls von Damville fiel zwar gemäßigter aus, ſie war aber im Grunde die nämliche. Die Deputirten trafen ihn in Montpellier. Er ſtellte denſelben vor, daß ihm die katholiſche Religion nicht weniger wie Andern am Herzen liege, in welcher er gebohren ſey, und bis zu ſeinem Tode verharren wolle; es ſey aber ein unausführbares Unternehmen, die durch ſo viele Edikte und Friedensſchlüſ-

ſchlüſſe beſtätigte Ausübung der reformirten Religion A. D. 1577.
verbieten zu wollen. Durch die Erneuerung des
Krieges werde Frankreich nur noch mehr verwüſtet,
und zu Grunde gerichtet werden. Ein ſo wichtiger
Gegenſtand müſſe in einer rechtmäßigen allgemeinen
Verſammlung der Stände, und nicht in einer be-
ſondern, wie jener zu Blois, unterſucht, und ent-
ſchieden werden, welche nur aus den Deputirten der
einen Parthey beſtehe: er erkläre alſo Alles für null
und nichtig, was in derſelben beſchloſſen worden.

Im Anfange des Februars kehrten die Deputirten mit dieſen Antworten nach Blois zurück, wohin ſich auch der Herzog von Guiſe begab, um der Kabale ſeiner Parthey einen ſchönern Anſtrich zu geben. Die Stände legten ganz offenbar ihre Neigung an den Tag, das letzte Friedensedikt für ungültig, und den Hugonotten den Krieg zu erklären. Der König wagte es nicht, ſich dieſem allgemeinen Wunſche zu widerſetzen, weil er ſich nicht den Haß der katholiſchen Parthey zuziehen, ſeinen Glauben verdächtig, und bey dem Pabſte, ſo wie bey allen Katholiken, den Argwohn nicht erregen wollte, als wenn er mit den Hugonotten im Einverſtändniſſe ſey. Er fürchtete überdies, die katholiſche Ligue möchte ohne ſeine Erlaubniß die Waffen ergreifen, und Alles in Verwirrung ſtürzen. Er beſchloß alſo auf den Rath des Biſchofs von Limoges und Morvilliers, zweyer ſeiner vornehmſten Räthe, ſich zum Haupte und Be-

ſchützer

A. D. 1577. ſchützer der Ligue, welche er mit Gewalt nicht ſprengen konnte, zu erklären, und jene Macht an ſich zu ziehen, mit welcher man das Haupt derſelben ſowohl inner- als außerhalb dem Reiche zu bekleiden ſuchte. Er hofte, als Schiedsrichter und Zügler dieſes Bundes, mit der Zeit Mittel zu finden, um denſelben aufzulößen, weil er ſeinem Plane entgegen lief. Er legte alſo ein großes Verlangen an den Tag, die Parthey der Hugonotten zu unterdrücken, ſtellte ſich über die Antworten der Prinzen ſehr entrüſtet, und ließ in der Verſammlung der Generalſtaaten, in Gegenwart der Herren von Lothringen, die von denſelben fabricirte Formel der Ligue ableſen, beſchwören, und als ein unwiederrufliches Reichsgeſetz erklären und verkündigen. Er ernannte ſich ſelbſt zum Haupte und Beſchützer derſelben, und verſicherte hoch und heilig, daß er alle Kräfte anſtrengen wolle, um alle ſeine Unterthanen in einem Glauben zu vereinigen, und zum gänzlichen Gehorſame gegen die römiſche Kirche zurückzubringen. So wich er dem Streiche aus, welchem er nicht widerſtehen konnte.

Nachdem der König mehrere Tage lang dieſe Rolle geſpielt hatte, ſo nahm er ſich vor, der Hartnäckigkeit der Deputirten einen tödtlichen Streich zu verſetzen. Er ſchickte den Herzog von Alençon, ſeinen Bruder, und den Herzog von Nevers in die Verſammlung, und ließ derſelben vortragen: da man ſtarke Heere auf die Beine ſtellen müſſe, um die-

diejenigen zu bekriegen, welche der römiſchen Kirche keinen Gehorſam leiſteten, ſo ſey es nothwendig, die Fonds zu deren Unterhaltung anzuweiſen, weil der königliche Schatz gänzlich erſchöpft ſey. Der König erſuche alſo die Stände, ihm eine Subſidie von zwey — Millionen Dukaten zu verwilligen, um die großen Kriegsunkoſten damit beſtreiten zu können. Es könnte ſich Niemand weigern, nach Kräften beyzutragen, da ſie ſich Alle durch den Beytritt zur Ligue und die Beſchwörung derſelben dazu verbunden hätten. Die Deputirten der Stadt Paris wohnten der Sitzung nicht bey, in welcher dieſe Propoſition gemacht wurde, weil ſie theils misvergnügt, theils wegen der Wahl eines Prevots der Kaufleute nach Hauſe zurückgekehrt waren. Johann Bodin ſah voraus, daß die ganze Laſt auf das Volk fallen werde; er ſtand alſo als Sprecher des Mittelſtandes auf, und ſagte, daß der dritte Stand jederzeit die Einheit der Religion verlangt habe; der Wille deſſelben ſey aber nicht, die Religionsvereinigung mit den Waffen zu bewerkſtelligen: man ſolle nur das Protokoll der Verſammlung nachſehen, ſo werde man dieſe Meinung in dem Beſchwerdenhefte des Mittelſtandes deutlich ausgedrückt finden. Da derſelbe nicht in den Krieg eingewilligt habe, ſo ſey derſelbe auch noch nicht zu Subſidien verbunden, bloß um dem Eigenſinne einiger Deputirten zu fröhnen, und die noch blutenden Wunden Frankreichs wieder zu öfnen. A. D. 1577

A. D. 1577. Dieſer Meinung ſtimmten nicht nur *allein* die Andern, ſondern die Geiſtlichen ſelbſt bey, welche nicht geneigt waren, das wirklich zu leiſten, wozu ſie ſich durch den Schwur anheiſchig gemacht hatten. Sie wünſchten nicht weniger als die andern Stände, die Steuern von ſich abzuwälzen, unter deren Laſt faſt Jedermann erlag. Die Standhaftigkeit und der Feuereifer derjenigen, welche ſo bereitwillig waren, auf Unkoſten und Gefahren Anderer (des Tiers-Etats) den Krieg zu beſchließen, fieng nun an zu wanken, und zu erkalten.

Der König benutzte dieſe Stimmung der Gemüther, und erklärte den folgenden Tag ſelbſt den Deputirten, daß man, da ihnen die Unkoſten des Kriegs zu ſchwer fielen, die Rückkehr des an den König von Navarra abgeſandten Herzogs von Montpenſier's und Biron's geduldig abwarten müſſe, um zu ſehen, ob ſich derſelbe nicht durch den Weg der Güte gewinnen laſſe. Der größte Theil der Deputirten ſtimmte dieſem Vorſchlage bey, obſchon ſich mehrere widerſetzten. Der Herzog von Montpenſier kam einige Tage nachher zurücke, welcher auf Befehl des Königs in der Verſammlung erſchien, ſeine ganze Unterhandlung vorlegte, und zeigte, daß der König von Navarra die friedfertigſten Geſinnungen hege, und ſich zu einem auf billige Bedingniſſe und eine mäßige Einſchränkung der im letzten Friedensedikte zugeſtandenen Freyheiten ſich gründenden Vergleiche erbie-

erbiete, wenn dadurch die Nothwendigkeit vermieden A. D. werden könnte, den Krieg zu erneuern. Der Kö- 1577 nig von Navarra ſey aber nicht geſonnen, ſich mit Gewalt zum katholiſchen Glauben bekehren zu laſſen: man habe alſo die gegründete Hofnung, daß er mit der Zeit und freywillig in den Schooß der Kirche zurückkehren werde, um dem Reiche die Ruhe wieder zu verſchaffen. Die Rede des Herzogs von Montpenſier, eines Prinzen von Geblüte, welcher jederzeit der katholiſchen Parthey anhieng, und Schwagers des Herzogs von Guiſe, machte die größte Wirkung auf alle Gemüther, und ermunterte den Johann Bodin und die übrigen Deputirten des Mittelſtandes, den Vorſchlag zu thun, daß man von neuem ſuchen ſollte, die Einheit der Religion ohne die Erneuerung des Krieges herzuſtellen. Dieſe Meinung wurde einige Tage lang wechſelsweis hartnäckig beſtritten und verfochten: ſie behielt aber am Ende die Oberhand, und der König wurde in einer Bittſchrift im Namen der Stände erſucht, die Einheit der Religion durch den Weg der Güte zu bewerkſtelligen.

In dem Staatsrathe des Königs waren die Meinungen über dieſe vorgelegte Bittſchrift verſchieden. Der Herzog und der Kardinal von Guiſe, die Herzoge von Mayenne, von Nevers, und Andre widerſetzten ſich der Bitte der Stände, und behaupteten, daß man die Einheit der Religion nicht anders

A.D. 1577. als durch die Unterdrückung und Ausrottung der Hugonotten bewirken könne, welche ſchon unter den Waffen ſtünden, und den Krieg erneuert hätten. Sie behaupteten ferner, der letzte Vorſchlag ſey verabredet, und den Deputirten abgedrungen worden, anſtatt daß der erſte der Ausdruck des allgemeinen und freyen Willens und das Reſultat einer reifen Ueberlegung geweſen; überdies ſtreite auch die Annahme und Beſchwörung der Ligue ſchnurgerade gegen dieſen Vorſchlag. Die Königinn-Mutter, der Herzog von Montpenſier, der Marſchall von Coſſe', Biron, der Kanzler Biraga, Morvilliers, Chiverny, Bellievre, Villequier, und der größte Theil der Staatsräthe waren einer andern Meinung, und behaupteten, daß es ganz andere Mittel gebe, welche aber langſamer wirkten, um die Verirrten in den Schooß der Kirche zurückzubringen; durch die Ausrottung ſo vielen Volks werde das Reich geſchwächt, und in die vorigen Gefahren zurückgeſtürzt. Es wurde alſo beſchloſſen, daß der Herzog von Montpenſier zu dem Könige von Navarra zurückkehren ſollte, um ſeine letzte Entſchließung über ſeine Wiedervereinigung mit der Kirche zu vernehmen, und einen dauerhaften Frieden auf billige Bedingniſſe zu ſchließen.

In der Verſammlung der Stände waren indeß viele andere, die Gerechtigkeitspflege, die Finanzen, Tilgung der Staatsſchulden und Verbeſſerung der

Sitten betreffende Gegenſtände zur Unterſuchung ge- kommen. Unter andern machten einige Biſchöffe den Vorſchlag, die Schlüſſe der Kirchenverſamm- lung von Trient anzunehmen, und verkündigen zu laſſen. Die Deputirten des Adels und des Mittel- ſtandes widerſetzten ſich denſelben ſehr lebhaft: ſogar der größte Theil der Geiſtlichen ſtimmten ihnen bey, um, wie ſie ſagten, die Freyheit der gallikaniſchen Kirche zu erhalten. Es wurde alſo beſchloſſen, in dieſer Sache nicht weiter zu gehen. Die Häupter der katholiſchen Ligue und ihre Anhänger waren nun darauf bedacht, die königliche Gewalt auf eine andere Art einzuſchränken, und machten den Vor- ſchlag, den Staatsrath des Königs auf vier und zwanzig Perſonen zu reduciren, deren Wahl nicht von dem Könige abhangen, ſondern einer jeden Pro- vinz überlaſſen ſeyn ſollte, wie es in andern Reichen gebräuchlich ſey. Dieſer Vorſchlag wurde heftig be- ſtritten, weil derſelbe gegen die Reichsgrundgeſetze und das Herkommen ſtreite, uud endlich verworfen. Man beſtand nicht länger darauf, um den König nicht noch mehr zu reizen.

A. D. 1577.

Mit ſolchen zweydeutigen, unſichern, und ſich ſelbſt widerſprechenden Berathſchlagungen endigte ſich die Verſammlung der Generalſtaaten, durch welche weder der Frieden befeſtigt, noch der Krieg beſchloſſen worden, und der König wieder freye Hän- de erhielt, um nach ſeinem Gutdünken zu ſchalten

A. D. 1577. und zu walten. Die Machinationen der Ligue, welche er nicht ohne große Mühe vereitelt hatte, beſtärkten ihn nur noch mehr in der Nothwendigkeit, ſeinen erſten Plan auszuführen, und vermehrten nicht nur allein den Haß, welchen er gegen das Haus Guiſe hegte, ſondern machten ihn auch mit ſeiner eigenen Schwäche und der überwiegenden Macht jener Parthey bekannt. Er beſchloß alſo, den Frieden zu erhalten, und entfernte, um beiden Partheyen jeden Stoff zum Kriege zu benehmen, den Biſchof von Limoges vom Hofe, und Morvilliers aus dem Kabinetsrathe, weil er ſie im Verdachte hatte, daß ſie ein geheimes Verſtändniß mit dem Herzoge von Guiſe unterhielten, und ihm nur deßwegen gerathen, ſich zum Haupte der Ligue zu erklären, damit ſie dieſer Parthey Anſehen verſchaften. Obſchon dieſer Kunſtgriff zu ſeinem Vortheile ausgeſchlagen war, ſo glaubte er doch bemerkt zu haben, daß ſie bey mehreren Gelegenheiten den Krieg gegen die Hugonotten bald anriethen, bald misriethen, ſo wie ſie es als Geiſtliche ihrem Stande am vortheilhafteſten hielten. Dies erregte den Unwillen des Königs über alle Maaße, da er noch überdies ſah, daß ſeine Miniſter die Ligue nicht beſtritten, ſondern ſie noch begünſtigten. Der Biſchof von Limoges verlebte in der Einſamkeit und Zufriedenheit ſeine übrigen Tage; aber Morvilliers, welchen ein geheimer und unbegränzter Ehrgeiz verzehrte, wurde durch das böß-

arti-

artige Fieber der Ungnade in wenigen Monaten hinweggerafft. A.D. 1577.

Der König ſchickte ſogleich den Herrn von Biron und den Staatsſekretair Villeroi an den König von Navarra ab, damit ſie gemeinſchaftlich mit dem Herzoge von Montpenſier an einem Vergleiche arbeiten möchten. Der König von Navarra, welcher die gegenwärtige Schwäche ſeiner Parthey in Erwägung zog, zeigte ſich, aus Mäßigung und zur Erhaltung der Ruhe des Reichs, geneigt, von den vorigen Bedingniſſen nachzulaſſen, und in die Vorſchläge der Agenten des Königs einzuwilligen. Der von Natur hochſinnige und unbeugſame Prinz von Condé und die Prediger der Hugonotten, deren Rathſchläge nothwendiger Weiſe in Allem den Ausſchlag gaben, wollten unter keinen andern Bedingniſſen, als den ſchon beſtehenden, in einen Vergleich einwilligen, und ſtritten mit Worten über Dinge, deren Lage doch eine andere Beſtimmung nicht zuließ. Da man nun die Hartnäckigkeit der Hugonotten und die Schwierigkeiten ſah, einen Vergleich zu Stande zu bringen, ſo beſchloß der König, dieſelben ihre gegenwärtige Schwäche fühlen zu laſſen, und ſie mit den Waffen in der Hand zum Frieden zu zwingen. Im dem Anfange des Aprils ſchickte er zwey Heere gegen die Hugonotten. Das eine marſchierte in die Gegend der Loire, und in die dieſſeits dieſes Fluſſes liegenden Provinzen unter dem Kommando des Her-

A. D. 1577.

zogs von Alençon, welchen der König zu ſeinem Generallieutenant ernannt hatte, um allen Grund des Misvergnügens zu entfernen; das andere jenſeits dieſes Fluſſes in die Provinz Saintonge unter dem Herzog von Mayenne, welchen der König, wegen ſeinem beſcheidenern und gemäßigten Charakter, dem Herzoge von Guiſe vorzog. Nebſt dieſen Heeren ſtellte er unter dem Kommando des Herrn von Lanſac eine Flotte auf, um an den Küſten zu kreuzen, und den Hafen von la Rochelle zu blokiren. Er hofte, daß die Kriegsunkoſten der katholiſchen Parthey unerträglich fallen, und der Herzog von Alençon gewiß das Seinige dazu beytragen werde, um ſie zu ermüden. Zugleich wollte er die Hartnäckigkeit der Hugonotten dadurch beſiegen, daß er denſelben ihre Unmacht zeigte, um nachher einen auf billige Bedingniſſe ſich gründenden Frieden zu ſchließen, da er die letzten Friedensartikel weder aufheben, noch modificiren konnte, ohne vorher wenigſtens die Waffen in die Hand zu nehmen.

Beide Heere des Königs konnten in kurzer Zeit große Fortſchritte machen, weil die Hugonotten wegen Mangel an Mannſchaft und Geld nicht im Felde erſcheinen konnten. Obſchon ſie ihre Feſtungen mit ſtandhaftem Muthe vertheidigten, ſo hatten ſie doch weder innländiſche noch auswärtige Hülfe zu erwarten: die letztere war immer ihre einzige Zuflucht; ſie mußten ſich alſo auf eine elende Art entweder auf-

reiben

reiben laſſen, oder ſich auf Gnade und Ungnade ih- A. D.
ren Siegern ergeben. Da kein Feldherr der Hugo- 1577.
notten auf dem Felde erſchien, ſo belagerte der Herzog von Alençon La Charite', nahm dieſe Stadt in wenigen Tagen ein, marſchierte nach Auvergne, und belagerte Iſſoire, eine durch die Natur und Kunſt ſehr befeſtigte Stadt, welche die Einwohner auf das hartnäckigſte oder vielmehr verzweifelt vertheidigten. Es iſt unmöglich, daß ſich Feſtungen lange behaupten können, wenn ſie keine Hülfe erhalten. In dem Anfange des Junius war dieſe Feſtung ſo aufs äuſſerſte gebracht, daß ſie ſich auf Diskretion ergeben mußte. Die Stadt wurde nicht nur allein geplündert, ſondern auch in Brand geſteckt, und von Grund aus zerſtört. So überſchritt der Herzog von Alençon in ſeiner Hitze die Gränzen der Mäßigung! Der Herzog von Mayenne nahm ohne großen Widerſtand Tonnai-Charente und Marans ein, und belagerte Brouage, welche Stadt durch ihre Lage, Feſtigkeit, und Salzwerke von der größeſten Wichtigkeit iſt. Der Prinz von Conde' that alles Mögliche, um Hülfsvölker in dieſelbe zu werfen; es war aber vergebens. Die Hugonotten wurden ſo in die Enge getrieben, daß ſie zu Ende Auguſts auf die Bedingniß kapitulirten, das Leben der Soldaten und Bürger zu ſchonen, welche auch der Herzog hielt. Die Hugonotten waren eben ſo unglücklich auf dem Meere, als auf dem Lande. Die königliche Flotte

A. D. 1577. ſchlug unter Lanſac jene der Bürger von La Rochelle, welche Clairmont kommandirte, in die Flucht, und nahm zwey ihrer größten Schiffe. Er machte hernach eine Landung auf der Inſel Oleron, poſtirte ſich an der Spitze von Baye, und ſetzte La Rochelle ſehr zu. Dieſe Unglücksfälle ſchlugen den Muth des Prinzen von Condé nieder, und beſiegten endlich die Hartnäckigkeit der reformirten Prediger. Es war keiner unter den Hugonotten, welcher nicht ihren gänzlichen Untergang vorausſah, und den Frieden nicht ſehnlichſt wünſchte. Die Soldaten verließen ihre Fahnen, die Edelleute begaben ſich nach Hauſe, und die Einwohner der Städte, welche das Kriegshandwerk verwünſchten, kehrten in ihre Werkſtätten zurück. Der Marſchall von Damville hatte die Hugonotten, als denſelben das Glück noch günſtig war, mit Rath und That unterſtützt; jetzt aber klagte er laut gegen einige Häupter derſelben, welche ihn beleidigt, und übel behandelt hätten, und arbeitete insgeheim an einem Vergleiche mit dem Könige. Er hatte ſchon die Waffen gegen einige der Hugonotten gekehrt, welche ihn nach ſeinem Vorgeben gröblich beleidigt. Die Katholiken ſehnten ſich nicht weniger nach dem Frieden. Die glücklichen Fortſchritte des Krieges gereichten zwar dem Könige und der Religion zum Vortheile, aber die Unkoſten deſſelben und die durch die ſchlechte Mannszucht und Ausſchweifung der Truppen des Herzogs von

von Alençon verurſachte Verheerung des platten Landes drückte das Volk zu Boden. Da man nun ſah, daß der mit wenig Nachdruck und geringer Gefahr fortgeſetzte Krieg ſich doch in die Länge ziehen müßte, ſo ſehnten ſich diejenigen, welche anfänglich auf den Krieg gedrungen hatten, oder demſelben nicht abgeneigt geweſen, nach dem Frieden, um ſich von den mit dem Kriege verbundenen Gefahren und Elende zu befreyen. Es war Niemand (die Herren von Guiſe und ihre Anhänger ausgenommen), welcher nicht laut ſagte, daß man den Frieden ſchließen müſſe, um das aufs Aeußerſte bedrückte Volk zu erleichtern. A. D. 1577.

Die Parthey der Hugonotten gründete nun alle ihre Hofnungen auf den König von Navarra, welcher gleich Anfangs das erfolgte Unglück vorausgeſehen', und zum Frieden gerathen hatte. Er war jetzt zu Bergerac mit den Bevollmächtigten des Königs in Unterhandlungen begriffen, und wußte mit ſo geſchickter Verſtellung die Schwäche ſeiner Parthey zu verbergen, daß er den Ruf und das Intereſſe derſelben aufrecht erhielt, obſchon er von den Bedingniſſen des letzten mit dem Herzoge von Alençon geſchloſſenen Friedens nachließ. Die Neigung Heinrichs III. zum Frieden, und die Nachgiebigkeit ſeiner Bevollmächtigten, war eben ſo groß als die Geſchicklichkeit und Verſtellungskunſt des Königs von Navarra: man kam alſo im Anfange des Septembers über einen

A. D. 1577. nen Waffenſtillſtand auf einige Tage zuerſt überein, und ſetzte die Unterhandlungen ſo lebhaft fort, daß der Friede endlich zur größten Zufriedenheit beider Partheyen geſchloſſen wurde. Der König kam deßwegen mit ſeinem Hofe nach Poitiers, legte darüber die größte Freude an den Tag, und nannte denſelben Seinen Frieden. Der Prinz von Condé, welcher die Nachricht von der Ratifikation deſſelben beym Anbruche der Nacht erhielt, empfieng ſie mit ſolcher Freude, daß er denſelben noch in der nämlichen Nacht unter Fackeln verkündigen ließ.

Das ſehr weitläuftige Friedensedikt (Edikt von Poitiers) enthielt vier und ſiebenzig Artikel, durch welches viele der übertriebenen, und aus Furcht vor dem deutſchen Heere zugeſtandenen Freyheiten des letzten Friedensediktes eingeſchränkt, oder für ungültig erklärt, und eine für beide Partheyen gemäßigte Regierungsverfaſſung feſtgeſetzt wurde. Die Hugonotten erhielten die Erlaubniß, in den Schlöſſern der Baronen, welche die hohe Gerichtsbarkeit beſitzen, ihren Gottesdienſt zu halten, und Jedermann zuzulaſſen. In den Häuſern der Edelleute wurde die Zahl auf ſieben Perſonen eingeſchränkt, und für jede Amtmannſchaft ein Verſammlungsort beſtimmt, Paris ausgenommen, zehen Meilen im Umfange, und zwey von dem Aufenthaltsorte des Hofes. Man verbot den Mönchen und Nonnen, die Klöſter zu verlaſſen, und ſich zu verheyrathen, verzieh aus beſonde-

ſonderer Gnade das Vergangene, und ſetzte für die A. D. 1577.
Zukunft Strafen feſt. Die Uebung der katholiſchen Religion ſolle in jedem Orte, wo man ſie während dem Kriege aufgehoben hatte, hergeſtellt, und die Geiſtlichkeit in ihre Güter in allen Provinzen ohne Verzug wieder eingeſetzt werden. Den Hugonotten wurde vorgeſchrieben, die Feſte und Gebräuche der katholiſchen Kirche, vorzüglich bey der Taufe, zu beobachten, ſich der Heyrathen in den verbotenen Graden zu enthalten; — Gebräuche, welche einer friedfertigen und gut eingerichteten Regierung ganz anpaſſeten. Die zu Paris, Dijon, Rouen, und in Bretagne ſchon errichteten Paritätskammern wurden aufgehoben, und die Anzahl der reformirten Richter vermindert, welche in den übrigen Parlamentern des Reichs Sitz und Stimme haben ſollten. Man ergriff alle Maasregeln, um der Zwietracht vorzubeugen, das Aergerniß zu heben, die getheilten Gemüther wieder zu vereinigen, und den Geſetzen und Obrigkeiten den Gehorſam zu verſchaffen. Die Häupter der Hugonotten erhielten nichtsdeſtoweniger acht Sicherheitsplätze auf vier Jahre: ſie verſprachen aber, dieſelben in die Hände des Königs zurückzuſtellen, ſobald das Friedensedikt in ſeine vollkommene Erfüllung übergegangen ſeyn würde. Dieſe Plätze waren Montpellier, Aiguesmortes in Languedok, Nion und Serres in Dauphiné, Seine in der Provençe, Perigueux, La Reole und Le Mas de Verdün in Guienne.

Viertes

Viertes Kapitel.

Heinrich ertheilt die vornehmſten Würden und Aemter ſeinen Günſtlingen, und verbirgt ſeinen geheimen Regierungsplan hinter ein ruhiges und Andachtsübungen gewidmetes Leben. Wirkung und Ausartung deſſelben. Heinrichs Lektüre. Ritterorden des heiligen Geiſtes. Die Königinn-Mutter nimmt eine Reichsbeſichtigung vor, und legt Streitigkeiten bey. Der Herzog von Alençon begiebt ſich nach England, in der Hofnung, die Königinn Eliſabeth zu heyrathen. Der König von Navarra hält eine Verſammlung ſeiner Anhänger zu Mazeres, in welcher der Krieg von Neuem beſchloſſen wird.

A. D. 1577. Obſchon der König von Seite der katholiſchen Parthey, und die Prinzen von Bourbon von jener der Hugonotten mit aller Zufriedenheit des Volkes dieſen Frieden, durch welchen die Zwietracht und die Unruhen gedämpft zu ſeyn ſchienen, geſchloſſen hatten, ſo waren doch die Gemüther nichts weniger als allgemein beruhiget, und die Streitigkeiten beygelegt: die Privatintereſſen unterhielten noch immer die perſönlichen Feindſchaften. Der Marſchall von Damville, deſſen Trennung von den Hugonotten von Tage zu Tage immer größer wurde, verfolgte in Languedok raſtloß diejenigen, von welchen er ſeinem Vorgeben nach beleidigt worden, und zwar unter dem Vorwande, er wolle alle zu ſeiner Statthalterſchaft gehörigen Plätze ſich unterwerfen. Lesdiguie-

diguieres, das Haupt der Hugonotten in Dauphine', A. D. 1577.
ſetzte ein großes Mistrauen in den Frieden und die Verſprechungen des Königs: ſeines Waffenbruders Montbrün Schickſal ſchwebte ihm immer vor, und nichts konnte ihn bewegen, die Waffen niederzulegen. Die Katholiſchen, und vorzüglich die Anhänger der Ligue, konnten nicht ohne Murren und Schimpfreden die kirchlichen Verſammlungen der Hugonotten ſehen, wodurch viele Streitigkeiten und blutige Auftritte entſtanden. Der Friede war hergeſtellt, aber in dem größten Theile des Reichs gährte der Geiſt des Aufruhrs noch fort. Der König, welcher die Unruhen mit der Zeit und durch eine gelinde Regierung gänzlich beyzulegen hofte, achtete aller darüber an ihn gemachter Vorſtellungen nicht, ſondern richtete alle ſeine Gedanken auf die Ausführung ſeines Planes. Da er nach Verlauf einiger Monate ſah, daß demungeachtet die Unruhen und der Aufruhr fortdauerten, ſo bewog er die Königinn-Mutter, ſich nach Poitou zu begeben, und ſich mit dem Könige von Navarra zu unterreden. Er verſprach ſich von ihrer allzeit glücklichen Ueberredungskunſt auch diesmal Alles: nach dieſem ſollte ſie ſich in die verdächtigſten Provinzen verfügen, die Streitigkeiten beyzulegen, und jene Schwierigkeiten zu heben ſuchen, welche der Exekution des Friedensediktes im Wege ſtanden. Zu gleicher Zeit ernannte er den Armand von Biron und den Jakob von

A. D. 1577. Matignon, zwey Männer von erprobter Tapferkeit und Treue, zu Marſchällen, welche, weit entfernt, das Intereſſe des Hauſes von Guiſe zu unterſtützen, einzig nur dem Könige ergeben waren, den ſie für den Stifter ihres Glückes erkannten. Obſchon Biron bey dem Könige durch die Vorfälle bey la Rochelle und durch andere Verdachtsgründe lange und zwar vorzüglich vor deſſen Thronbeſteigung in Ungnade gefallen war, ſo erhob er ihn doch zu den erſten Würden, da er nur jenen ſein Vertrauen ſchenken wollte, welche dem Hauſe von Guiſe abgeneigt waren. Ueberdies glaubte man allgemein, daß Biron vorher nur aus heimlichem Haß und Groll gegen dieſes Haus gehandelt habe, welches ihn nicht nur allein in Erniedrigung gehalten, ſondern ſogar mehrmals, vorzüglich bey der pariſer Bluthochzeit, zum Schlachtopfer auserſehen hatte. Nachdem der Kanzler Biraga auf Empfehlung des Königs und der Königinn-Mutter den Kardinalshut erhalten, ſo wurde Philipp Huralt, Vicomte von Chiverny, einer der vertrauteſten Räthe des Königs, zu dieſer anſehnlichen Stelle erhoben.

A. D. 1578. In dem Anfange des Jahres Tauſend fünf hundert acht und ſiebenzig trat die Königinn-Mutter nach einigem durch die kalte Jahrszeit verurſachten Aufſchube mit einem Gefolge der angeſehenſten Großen die Reiſe an, um ſich mit dem Könige von Navarra zu unterreden, und demſelben ihre Tochter

Margaretha zuzuführen, welche er bey ſeiner Ent- A. D. 1578.
weichung am Hofe zurückgelaſſen hatte. Als ſie zu Bordeaux angekommen war, ſo ſchickte ſie Deputirten ab, um mit jenen der Parthey der Hugonotten die Unterhandlungen anzufangen, welche ſich alle um den König von Navarra, als ihr gemeinſchaftliches Haupt, verſammelt hatten. Die Schwäche ſeiner Parthey, der Mangel an Geld, die geringe dem Prinzen Caſimir bezeugte Achtung, und die Entfremdung der proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands zwangen ihn, durch Verſtellung und Geſchicklichkeit die öffentlichen Bedürfniſſe und die ſeinigen zu decken. In einen Winkel der Provinz Guienne, deren Statthalter er nur dem Namen nach war, eingeſchränkt, größtentheils ſeiner Einkünfte beraubt, und von den Wohlthaten des Hofes ausgeſchloſſen, welche die Hauptquelle des Unterhalts ſeiner Voreltern, nach dem Verluſte des Königreichs von Navarra, waren, mußte er einer Seits den Frieden erhalten, weil er keine hinlängliche Macht hatte, den Krieg fortzuſetzen, und anderer Seits ſeinen Anhängern das Heckenreuten erlauben, weil ſie auf keine andere Art ihren Unterhalt finden konnten. Er unterließ aber nicht, mit einer gewiſſen lebhaften Bereitwilligkeit die Befehle des Königs zu befolgen, zugleich aber auch ſein Intereſſe ſo geſchickt zu handhaben, daß er nach dem Urtheile einſichtsvoller Menſchen in einer ſo kritiſchen und kärglichen Lage be-

A. D. 1578. wundernswürdig ſchien. Es tadelten aber viele ſeinen Entſchluß, lieber als ein Verbannter in der Irre zu leben, als ſich mit dem Könige zu verſöhnen, welcher doch weniger Abneigung gegen ihn, als die Herren von Lothringen, an den Tag legte.

Obſchon dieſe Verſchiedenheit der Intereſſen die Unterhandlungen bis in den Februar des Jahres A. D. 1579. Tauſend fünf hundert neun und ſiebenzig verlängerte, ſo kam man doch, der Schwierigkeiten ungeachtet, zu Nerac zu einem endlichen Beſchluſſe, wo beide Partheyen zuſammen getreten waren. Da die Hugonotten an die Fortſetzung des Krieges nicht denken konnten, ſo begnügten ſie ſich damit, daß gewiſſe dunkle Artikel des Ediktes, welche man für die Urſachen der Zwietracht hielt, erläutert, und die Eintracht, ſo viel es die geheimen Abſichten beider Partheyen litten, gänzlich hergeſtellt und befeſtigt wurde.

Der König fieng nun an, den Grundſtein ſeines politiſchen Gebäudes zu legen. Das Generalat der Artillerie, welches Biron ſo lange Jahre beſeſſen hatte, übertrug er dem Philibert von Guiche, die durch den Tod des Herrn von Gordes erledigte Stelle eines Generallieutenants in Dauphiné dem Herrn von Maugiron, und das Gouvernement von Paris, das vormals nur die angeſehenſten Großen bekleideten, dem Herrn von Villequier; Franz von O ward Oberaufſeher der Finanzen. Beyde waren ſeine größten Lieblinge. Faſt zu gleicher Zeit ernannte er den

Johann

Johann von Aumont, ein durch ſeine Geburt und A. D. 1579.
Tapferkeit berühmter, und von beyden Partheyen
gleichweit entfernter Mann, zum Marſchalle an die
Stelle Franzens von Montmorençy, welcher aus
Ueberdruß der widerwärtigen Vorfälle aus dieſer
Welt geſchieden war. Nebſt dieſen, welche das
Staatsruder führten, zog der König eine Menge
junger hofnungsvoller Edelleute an den Hof, und
beſetzte mit denſelben jene Stellen, welche erledigt
wurden. Die Vornehmſten derſelben waren, Anna,
ein Sohn des Vicomte von Joyeuſe, und Johann
Ludewig, ein Sohn des Herrn von La Valette, wel-
che mit dem Adel ihrer Geburt einen lebhaften Geiſt
verbanden. Der Vicomte von Joyeuſe, Anna's
Vater, war lange Statthalter von Gascogne, und
in den Zeiten der größeſten Unruhen dem Könige
und der Königinn-Mutter getreu geblieben, ohne ſich
mit einer oder der andern Parthey zu befaſſen. Der
Herr von La Valette, Johann Ludewigs Vater,
hatte in dem Laufe der bürgerlichen Kriege die leichte
Reuterey kommandirt, und ſich durch ſeine außeror-
dentliche Tapferkeit den größten Ruhm erworben.
Beyde durch die Beyſpiele ihrer Väter gebildete,
und aus der häuslichen Zucht an den Hof verſetzte
Jünglinge, waren gleichſam die Häupter derjenigen,
welche an demſelben zu den vornehmſten Kronbedie-
nungen erzogen wurden. Der Herr von Quelus,
und Franz von Maugiron, zwey dieſer Günſtlinge,

A. D. 1579. blieben in einem Zweykampfe mit Entragues und Riberac, zwei Anhängern des Hauſes Guiſe, und Saint-Megrin, ein Freund der zwey Erſteren, wurde einige Tage nachher, als er Nachts aus dem Louvre gieng, durch vermummte Meuchelmörder umgebracht. Der König ſuchte ſeinen Schmerz und Zorn durch prächtige Leichenbegängniſſe zu lindern, und ließ denſelben ſogar zwei marmorne Statüen in der St. Paulskirche errichten. Er erſetzte nach und nach ihre Stelle durch andere Jünglinge, welche ſowohl durch ihre Geburt als ihren Geiſt zur Ausführung ſeines Planes mitzuwirken im Stande waren.

Indeß derſelbe ſeiner Reiſe ſich näherte, wich der König ganz von ſeinem vorigen kriegeriſchen Lebenswandel ab. Anfänglich hatte er ſich vorgenommen, ſeine geheimen Abſichten hinter ein einſames und ſtilles Leben zu verbergen. Da daſſelbe ſeinen Neigungen entſprach, ſo gewann er es über alle Maaße ſo lieb, daß er den Predigten und Proceſſionen beywohnte, ſich mit Kapuzinern und Jeſuiten umgab, Klöſter und Kapellen bauete, der Mönchsdiſciplin ſich unterwarf, Cilicien und einen Roſenkranz am Gürtel trug, und den Brüderſchaften der Flagellanten und den Officien der Hieronimiten beywohnte, welchen er eine Wohnung in ſeinem Pallaſte angewieſen hatte. Durch dieſe Handlungen legte er einen großen Eifer für die katholiſche Religion, und ſein

ſein heißes Verlangen an den Tag, derſelben aufzu- A. D. 1579.
helfen. Sein Lebenswandel brachte größtentheils die Wirkung hervor, welche er ſich verſprochen hatte. Viele Katholiken wurden eingeſchläfert, und durch das Beyſpiel des Königs dem kriegeriſchen Leben entfremdet: ſie gewöhnten ſich nach und nach an ein ſtilles und ruhiges, und befaßten ſich wieder mit der Sorge für ihre häuslichen Geſchäfte, welche ſie während dem Laufe ſo vieler Kriege ſehr vernachläßigt hatten. Die Hugonotten ließen zum Theile von ihrer Hartnäckigkeit nach, da man ſie nicht reizte. Viele ſahen überdies, daß nur Jenen alle Gnaden und Belohnungen zufloſſen, welche dem Beyſpiele des Königs folgten: ſie trennten ſich alſo nach und nach von ihrer Parthey, und kehrten entweder aufrichtig oder dem Scheine nach in den Schooß der römiſchen Kirche zurück. So bekehrten einige Monate von Frieden mehrere Menſchen, als ein zwanzig Jahre anhaltender Krieg.

Wenn der König der erſten Strenge ſeines Lebenswandels getreu geblieben wäre, ſo würde er ohne Schwierigkeit ſeinen Endzweck erreicht haben: er ließ ſich aber in der Länge von ſeiner Neigung und Leidenſchaft übermeiſtern, und gieng von der Andacht zur Weichlichkeit, und von dem Müßiggange zur Ausſchweifung über. Auf die Andachtsübungen folgten nun einige den Vergnügungen gewidmete Stunden, und an Ruhetagen Bälle, Maskeraden,

A. D. 1579. prächtige Hochzeitfeſte und galante Unterhaltungen mit den Hofdamen. So verwandelte ſich nach und nach ſein anfänglich verſtellter Lebenswandel in Gewohnheit, und artete in Misbrauch aus! Obſchon er auf der einen Seite den Vortheil gewann, die Hitze des Partheygeiſtes zu dämpfen, ſo machte er ſich doch auf der andern bey einem großen Theile ſeiner Unterthanen äußerſt verächtlich und gehäſſig. Er ſchenkte ſeine Gunſt nur einigen wenigen Höflingen: der Zutritt des Hofes war einem jeden andern verſchloſſen, wenn nicht ſeine Günſtlinge (Mignons genannt) ein gutes Wort einlegten, welchen man nicht nur allein den Hof machen, ſondern ſie auch noch größtentheils durch große Geſchenke gewinnen mußte. Der Adel ward darüber aufs Aeußerſte aufgebracht, floh den Anblick des Hofes, und verwünſchte die gegenwärtige Regierung. Das Volk erlag unter unerträglichen Steuern und neuen Auflagen, welche nicht nur allein zur Anfüllung ſeines Schatzes, ſondern auch dazu dienten, die großen Unkoſten ſeiner Andachten und Vergnügungen zu beſtreiten, und die ausſchweifende Habſucht ſeiner Lieblinge zu befriedigen; es fühlte, daß ſich ſein Schickſal im Frieden nur verſchlimmert habe, verwünſchte den Namen des Königs, und murrete laut gegen deſſen Regierung. Die nicht weniger als die übrigen Stände gedrückte Geiſtlichkeit zapfte ohne Unterlaß das Miniſterium an, welches den Frieden mit den Hugonotten nur

deßwegen geſchloſſen habe, damit man ſich um ſo beſſer dem Müßiggange und den Ausſchweifungen des Hofes überlaſſen könnte. Viele der vornehmſten Hugonotten ſelbſt, ungeachtet ſie die Gewiſſensfreyheit genoſſen, konnten ſich doch nicht ganz beruhigen, und ihren geſchöpften Argwohn entfernen, indeß der König ſich öffentlich den ſtrengſten katholiſchen Andachtsübungen widmete, und beſtändig von Kapuzinern, Jeſuiten, Bernardinern, und ſo vielen anderen Mönchen umgeben war, welche ihm mitten im Frieden nichts anders als die Verfolgung der Ketzerey predigten. So brachten die geheimen, ſchon lange gebrüteten Plane des Königs eine ganz von den Abſichten des Erfinders verſchiedene Wirkung hervor, welches der Fall aller zu ſcharfſinnigen Anſchläge gewöhnlich zu ſeyn pflegt. A. D. 1579.

Der Herzog von Guiſe, deſſen Brüder und ſeine Anhänger ſäumten nicht, dieſen gegen den König allgemein entſtandenen Haß zu benutzen. Da ſie in ſeine Geſinnungen, in Rückſicht der Religion ein Mißtrauen ſezten, und aus verſchiedenen Umſtänden den Plan und die Abſichten des Königs erwitterten, ſo ſuchten ſie mit nicht geringerer Argliſt und durch alle mögliche Mittel, nicht nur allein dieſen allgemeinen Haß zu vermehren, und ihn bey ſeinem Volke verächtlich zu machen, ſondern auch ihren eigenen Ruf zu erhöhen, und ſich die Liebe und den Beyfall eines Jeden zu erwerben. Ihr ernſter Ton in

A. D. 1579. Geſchäften, ihre Geſprächigkeit im Umgange, ihre Bereitwilligkeit, jeden Nothleidenden zu unterſtützen, ihre Kunſt, dieſe und andere Eigenſchaften recht geltend zu machen, und, was auf das Volk immer den größeſten Eindruck macht, ihr edler Anſtand, und ihre majeſtätiſche Körperbildung gewannen ihnen alle Herzen. So wie der König ſie zu erniedrigen ſuchte, da er nur ſeinen Anhängern und ihren Feinden die vornehmſten Würden und Stellen ertheilte, eben ſo ſuchten ſie ihre Gewalt auf einem anderen Wege zu erweitern, indem ſie die Unterdrückten in Schutz nahmen, und ſie ſich gleichſam zugeſellten.

Obſchon der König durch die den Hugonotten ertheilte Gewiſſensfreyheit und den Frieden größtentheils den Haß von ſich abgewälzt hatte, welchen ſie anfänglich gegen ihn hegten, ſo vermehrten aber die Herren von Guiſe jenen der Katholiſchen, und beſonders der Pariſer, und legten die den Jünglingen erzeigte Gunſt als unregelmäßige Begierden, ſeine Andachten und mönchiſche Kaſteyungen als Heucheley und Verſtellung, die Ernennung ſeiner Günſtlinge zu den vornehmſten Würden und Aemtern, als eine tyranniſche Gewalt und Unerſättlichkeit, Alles zu verſchlingen, aus. Sie ſelbſt ſchwiegen, ſprachen von den Handlungen des Königs zweideutig, und zurückhaltend, und ließen dieſe Beſchuldigungen durch beredtſame Männer

unter

unter Sinnbildern, bald von den Kanzeln verkün- A.D.
digen, bald öffentlich in Geſellſchaften, und nicht 1579
ſelten durch Libelle unter verſchiedenen Titeln verbreiten. Der König verließ ſich auf die Wirkungen ſeiner insgeheim angelegten Minen, welche ihm im beſten Gange zu ſeyn ſchienen, und hofte, am Ende alle Schwierigkeiten zu überwinden. Um ſein Werk mit aller Regelmäßigkeit zu betreiben, und die Theorie mit der Praxis zu verbinden, ſchloß er ſich jeden Tag nach der Tafel mit Blaſius von Elbene und Jakob Corbinelli, zwei in der griechiſchen und römiſchen Litteratur ſehr bewanderten Florentinern, ein, welche ihm den Polyb, Tacitus und vorzüglich die Diskurſe (über den Livius) und den Prinzen des Machiavelli vorlaſen. Die Lektüre dieſer Schriften ermunterte ihn noch mehr, auf ſeinem Plane zu beharren. Um die Großen noch enger mit ſich zu verbinden, errichtete er, unter dem Vorwande, daß der Orden des H. Michaels unter ſeinen Vorfahren durch die zu leichte Erhaltung deſſelben herabgewürdigt worden, einen neuen Ritterorden, nämlich Jenen des h. Geiſtes, welchem er ſchöne Statuten, Einkünfte und Penſionen verlieh. Da Heinrichs Geiſt mehr erfinderiſch, und, im Anfange einer Sache, hitzig war, als ausharrend, ſo ließ er auch hier nach, als er zu Rom große Schwierigkeiten fand, mit dieſem neuen

A. D. 1579. Ritterorden geiſtliche Einkünfte in ſeinem Reiche unter dem Titel von Commenthureyen zu verbinden. Dieſe Aſſignation war alſo vereitelt. Nichts deſto weniger erhielt ſich dieſer Orden viele Jahre lang in dem größten Anſehen, weil derſelbe nur Männern von großer Geburt und Anſehen ertheilt wurde.

Während dieſen Vorgängen am Hofe ſchloß die Königinn-Mutter ihre Unterhandlungen mit dem Könige von Navarra, welchem ſie die Früchte und Reize des Friedens fühlbar gemacht hatte, und beſuchte hernach die Provinzen Gascogne, Languedok, und Dauphine'. Man hörte in denſelben ihre Antworten wie Orakelſprüche an, weil der in ein ruhiges Leben gleichſam verſunkene König die Laſt der Regierung auf ſie gewälzt hatte. Nachdem ſie ihre Tochter, die Königinn von Navarra, ihrem Gemahle übergeben hatte, hielt ſie mit dem Vicomte von Türenne eine Unterredung in Poitou, und legte in Languedok die mit dem Marſchalle von Damville vorwaltenden Streitigkeiten bey. Er erhielt auf ſein Anſuchen die Verzeihung des Vergangenen, ohne doch ſeiner Statthalterſchaft zu entſagen, und kehrte zum Gehorſame gegen den König, obwohl nur dem Anſcheine nach, zurück. Die Königinn-Mutter begab ſich zuletzt nach Montluel, einer dem Herzog von Savoyen zugehörenden, und von den

Gränzen nicht weit entfernten Stadt, um ſich mit dem Marſchalle von Bellegarde zu unterreden, welcher ſich während dem letzten Kriege der Markgrafſchaft von Saluzzo bemeiſtert hatte. Bellegarde war mehrere Jahre lang der erſte Günſtling des Königs geweſen, welcher ihn gleich im Anfange ſeiner Regierung zum Marſchalle ernannte: er fiel aber nachher bey dem Könige in Verdacht, und durch die Einliſpelungen ſeiner Nebenbuhler, Chiverny und Villequier, in die Ungnade deſſelben, welcher ihn nach Pohlen ſchicken wollte, um die Wahl des Herzogs von Alençon zum Könige zu unterhandeln, um ihn auf dieſe Art vom Hofe zu entfernen. Da ihn der Marſchall von Damville öffentlich unterſtützte, und der Herzog von Savoyen insgeheim begünſtigte, ſo zog er ſich in die Markgrafſchaft Saluzzo zurück, wo er unter dem Vorwande einer kleinen Streitigkeit den Karl von Biraga, Lieutenant des Königs, welcher die vornehmſten Plätze inne hatte, verjagte, und ſich ohne große Mühe dieſes Landes bemeiſterte. Nach Damville's Beyſpiele ſpielte er die Rolle eines Souverains, und gehorchte den Befehlen des Königs nur in ſo weit, als ſie ſeinen Abſichten entſprachen. A. D. 1579.

Dieſer Aufſtand des Marſchalls hatte nicht nur allein die nachtheiligſten Folgen für Frankreich, ſondern erregte auch den Argwohn der italiäniſchen Fürſten.

ſten.

J 40

A. D 1579. ſten. Sie glaubten, daß Bellegarde auf Anreizung des Königs von Spanien den Franzoſen die Markgrafſchaft Saluzzo entriſſen habe, und befürchteten mit Grunde, der Erſtere möchte dem Letzteren dadurch den Weg bahnen, um in Italien einzudringen, ſeine verlohrene Staaten wieder zu erobern, und das um ſo mehr, als Bellegarde Truppen anwarb, und die feſten Plätze in einen beſſern Vertheidigungsſtand ſetzte, ohne daß man eigentlich wußte, woher er das Geld zu ſolchen Unternehmungen ziehe. Der Pabſt wurde dadurch bewogen, den Senat von Venedig inſtändig zu bitten, daß derſelbe durch ſein gutes Verſtändniß mit dem Könige und ſeine Weisheit die Sache vermitteln, und dem Ausbruche des Brandes vorbeugen möchte, welcher ſo nahe an den Gränzen lodere. Der Senat unterzog ſich ſehr bereitwillig dieſem Geſchäfte, und ließ mit dem Könige von Frankreich durch ſeinen Geſandten Grimano, und mit dem Marſchalle von Bellegarde durch Franz Barbaro, ſeinen Reſidenten in Savoyen, Unterhandlungen pflegen. Dies war die Urſache, daß der König die Entſcheidung der ganzen Sache der Königinn-Mutter übertrug. Da ſie Bellegarden nicht bewegen konnte, nach Grenoble zu kommen, wo ſich der Herzog von Savoyen und der venetianiſche Geſandte bey ihr eingefunden hatten, ſo ließ ſie ſich Montluel als den Ort der Zuſammenkunft gefallen. Nach ihrer

ihrer Gewohnheit achtete ſie wenig des Ceremoniells, A. D. 1579.
welches die Fürſten ſo ſehr zu kreuzigen pflegt, wenn ſie nur ihren Zweck erreichte. Sie brachte es zu Stande, daß der Marſchall ſich unterwarf, und das mit vieler Ehrenmeldung ausgefertigte Dekret über dieſe Statthalterſchaft erhielt. Der Marſchall war kaum nach Saluzzo zurückgekehrt, als er jählings ſtarb, welches zu allerhand Vermuthungen Anlaß gab. Die Gouverneurs und Vormünder des Sohnes von Bellegarde übergaben noch vor der Abreiſe der Königinn-Mutter die Markgrafſchaft in die Hände des Königs. Die Königinn-Mutter war nun von dieſer Beſorgniß befreyt, und kehrte durch Burgund zu ihrem Sohne zurück, um das Ruder der Regierung zu führen, da derſelbe ſich dem Scheine nach aller Geſchäfte entſchlug, um ſich ſeinen Vergnügungen zu ergeben, obſchon Alles durch ſeine Hände gieng. Durch dieſe Kunſtgriffe hielt er ſich ſowohl wider die gegenwärtigen als künftigen Eräugniſſe ſo geſichert, daß er das ſchon wirklich ausgeführt glaubte, was er im Geiſte entworfen hatte.

Heinrich betrachtete den in ſeinen Geſinnungen unbeſtändigen und wandelbaren Herzog von Alençon als die einzige Hinderniß in der Ausführung ſeines Planes, da ſich derſelbe bald vom Hofe entfernte, bald mit aller Zuverſicht zurückkehrte, bald den Einliſpelungen der Misvergnügten Ge-

hör

A. D. 1579.

Hör gab, bald dieſelben von ſich wieß. Die Königinn-Mutter war vorzüglich darauf bedacht, dieſen Argwohn zu heben, weil davon die Ruhe des Reichs abhieng. Die Niederländer, welche ſich der Herrſchaft des katholiſchen Königs entzogen, hatten zuerſt den König von Frankreich erſucht, ſie in ſeinen Schutz zu nehmen, und nach der abſchlägigen Antwort dem Herzog von Alençon die Souverainetät ihres Landes unter der Bedingniß angetragen, daß er ſie von der ſpaniſchen Herrſchaft befreyen ſollte. Die Königinn-Mutter, welche dem Könige ſeine Beſorgniſſe benehmen, und dem Herzoge von Alençon einen unabhängigen Staat verſchaffen wollte, ermahnte den König, daß er dem Herzog von Alençon erlauben möchte, die Niederländer in Schutz zu nehmen, und an den Gränzen insgeheim ein Heer zu verſammeln. Sie ſtellte ihm vor, daß viele unruhige Köpfe und Faktionairs das Reich verlaſſen, und das Reich von dem Gährſtoffe befreyen würden, welcher die Zwietracht und Unruhen lebendig erhalten. Zu gleicher Zeit brachte ſie ſo oft unterbrochene Unterhandlungen wegen einer Vermählung des Herzogs mit der Königinn Eliſabeth von England wieder aufs Tapet: ſie hofte, daß, wenn ſie auch nicht zu Stande kommen ſollte, dieſelbe doch wenigſtens das Unternehmen des Herzogs unterſtützen werde.

Man

Man unterließ nichts, was zur Beförderung A. D. dieſes Vorhabens dienen konnte. Nach mehreren 1579. wechſelſeitigen Geſandtſchaften begab ſich der Herzog dieſes Jahr noch nach England, wo ihn die Königinn mit allen Ehrenbezeugungen und großer Pracht empfieng, und lange Zeit hinhielt. Obſchon ſie das eheliche Joch, und die Engländer die Herrſchaft eines franzöſiſchen Prinzen verabſcheueten, ſo wurden ſie doch aus Staatsgründen bewogen, ſich zu verſtellen, um ſowohl den Credit des Herzogs, und ſonach jenen der Stände von Flandern zu vermehren, als um dem mit großen Zurüſtungen damals beſchäftigten König von Spanien Eiferſucht einzuflößen, welche die Beſorgniſſe aller benachbarten Fürſten erregten. Eliſabeth ſtellte ſich alſo, als wenn ſie in dieſe Heyrath einwilligte, und überhäufte ihn unter prächtigen Feſten und Luſtbarkeiten mit Liebkoſungen. Der König ſchickte zu ſeiner Unterſtützung eine ſehr ehrenvolle Geſandtſchaft an die Königinn Eliſabeth, deren Haupt der Prinz Dauphin Franz von Montpenſier, ein ſehr beliebter Herr, war, welchen der Hof öfters in Geſchäften gebraucht hatte, weil man ſein aufrichtiges Gemüth und ſeine Abneigung von den Intriken und dem Umgange der Faktionairs kannte. Dieſe Geſandtſchaft wurde mit den größeſten Ehrenbezeugungen empfangen: man entwarf die Artikel und Bedingniſſe, welche die künftigen Ehegatten gegen einander beobachten ſollten,

A. D. 1579. und ſchritt ſchon ſo weit, daß der Herzog und die Königinn zum Verſprechen der künftigen Ehe die Ringe wechſelten, obſchon bey allem dieſem Eliſabeth entſchloſſen war, nicht weiter zu gehen. Dies trug ſich erſt im Laufe des folgenden Jahres zu.

Der König von Navarra hielt nach der Abreiſe der Königinn-Mutter zu Mazeres, in der Grafſchaft von Foix, eine Verſammlung ſeiner Anhänger, um über die Maasregeln zu rathſchlagen, welche man für die Zukunft ergreifen müſſe. Da die Meiſten mehr nach dem Kriege als nach der Beibehaltung des Friedens ſich ſehnten, ſo wurde die Frage aufgeworfen: ob es vortheilhafter ſey, das Friedensedikt zu halten, oder von neuem zu den Waffen zu greifen? Der König von Navarra ſelbſt war dem Kriege nicht abgeneigt, weil er aus der Erfahrung wußte, daß der Frieden und die Ruhe nach und nach ſeine Parthey entkräfte, und untergrabe. Viele der Neuerungen müde Hugonotten verſöhnten ſich aufrichtig mit der Kirche; Andere, welche ihre Glaubensgenoſſen von allen Stellen und Würden ausgeſchloſſen ſahen, heuchelten Bekehrung; Alle vernachläßigten in der Maaße das Intereſſe ihrer Parthey, als das Vergangene zu altern anfieng, und das Anſehen und die Gewalt der Häupter zuſammen ſchrumpfte. Der König von Navarra ſelbſt ſah nicht nur allein ſeinen künftigen Untergang voraus, ſondern er befand ſich auch gegenwärtig in einer ſo kärg-

kärglichen Lage, daß er nicht einmal ſo viel hatte, A. D.
um die Würde eines Königs und erſten Prinzen von 1579.
Geblüte mit Anſtand zu behaupten. Da ihm in dieſer Noth der von Natur feurigere und unruhigere Prinz von Condé, welchem es unerträglich fiel, der Statthalterſchaft von der Pikardie beraubt zu ſeyn, beſtändig in den Ohren lag, und überdies mehrere junge Edelleute, die gleichſam das Ruder der Parthey führten, den Krieg wünſchten, ſo kamen ſie endlich darinne überein, daß es beſſer ſey, das Kriegsglück von Neuem zu verſuchen, als unwiederbringlich mitten im Frieden zu Grunde zu gehen. Sie beſchloſſen alſo, ſich zu rüſten, und den Krieg bey guter Gelegenheit zu erneuern, und das um ſo mehr, als man ſchon allgemein die Lebensart des Königs für die Wirkung ſeiner ſchlechten Sitten und ſeiner Geiſtesſchwäche hielt, und Jedermann dadurch gleichſam aufgefodert wurde, ohne allen Rückhalt ſeinem Intereſſe und ſeiner Neigung zu folgen. Der König von Navarra beſchied alſo die Deputirten von Languedok und Dauphiné zu ſich, welche der Verſammlung von Mazeres beygewohnt hatten, ermahnte ſie in einer langen Rede, die gemeine Sache ihrer Parthey nach Kräften zu unterſtützen, ließ einen goldenen Schildthaler in drey Theile ſchneiden, und gab ihnen den Auftrag, ein Stück deſſelben dem Herrn von Chatillon, einem Sohne des Admirals von Coligni, welcher ſich nach Languedok geflüchtet

A. D. 1579. hatte, und das andere Franzen von Lesdiguieres in Dauphiné zu überbringen, und denſelben zu ſagen, daß ſie in allem, was den Krieg betreffe, den Vorzeigern des dritten Stückes Glauben beymeſſen ſollten, weil es ihm däuchte, kein beſſeres Beglaubigungsſchreiben überſchicken zu können. Nachdem dieſer Entſchluß gefaßt worden, kehrte ein Jeder in ſeine Provinz zurück, und rüſtete ſich insgeheim zum Kriege.

Fünftes Kapitel.

Vorwand des Krieges von Seiten der Hugonotten. Der Prinz von Condé überrumpelt la Fere. Der König von Navarra nimmt nach einem hartnäckigen Widerſtande Cahors ein. Geringes Glück der Hugonotten. Kritiſche Lage derſelben. Herſtellung des Friedens. Der Herzog von Alençon wird als Souverain von den Ständen der Niederlande erkannt. Sein Tod.

A. D. 1579. Der König von Navarra war darauf bedacht, irgend einen ſcheinbaren Vorwand zu finden, um die Ergreifung der Waffen zu rechtfertigen. Die Zeit war nun herbeygekommen, in welcher die Sicherheitsplätze zurückgegeben werden ſollten. Heinrich begehrte ſie mehr zur Befriedigung der katholiſchen Parthey, als im wirklichen Ernſte, zurück; der König von Navarra widerſezte ſich laut dagegen, und hielt

öftere

öftere Verſammlungen (Synoden) ſeiner Anhänger, A.
in welchen er zu zeigen ſich bemühete, daß es noch 1579.
nicht rathſam ſey, die Sicherheitsplätze zurückzugeben, da die Artikel des Friedensedikts noch nicht erfüllt worden, und in Champagne, Burgund, und in der Normandie die Ausübung ihrer Religion Zwang leide. Es brauchte nur dieſes Vorwandes, um die Prediger in Feuer zu ſetzen, und den Krieg zu erneuern. Der König von Navarra war entſchloſſen, durch einen mächtigen Schlag ſeine ganze Parthey in Bewegung zu ſetzen, nämlich Cahors zu überrumpeln, welche Stadt ihm der König als eine Mitgift für ſeine Gemahlinn verſprochen, aber nie ausgeliefert hatte. Dies lieh ihm einen rechtlichen Vorwand, welcher in bürgerlichen Kriegen ſo nothwendig iſt, um das Volk zu täuſchen, und das Intereſſe der Partheyen zu verhüllen. Durch die Eroberung dieſer Stadt und des umliegenden ſehr reichen Gebietes gewann er zugleich einen ſeinen gegenwärtigen Umſtänden entſprechenden Vortheil.

Der Prinz von Condé, welcher ſeine pikardiſche Statthaltergeſchichte noch nicht vergeſſen konnte, nahm ſich gleichfalls vor, ſich inkognito in dieſe Provinz zu begeben, und ſich durch Hülfe ſeiner Anhänger eines oder zweyer Plätze zu bemächtigen, damit er feſten Fuß in derſelben faſſete, und ſein Gebiet über die Gränzen von Saintonge erweiterte. Er glaubte, ſeine Abſichten ganz ehrbar bemänteln zu

A.D. 1579. können, wenn er zeigte, daß er dem Könige gehorſam bleiben, und ſich nur an ſeinen Feinden rächen wolle, durch deren Intriken er von dieſer Statthalterſchaft ausgeſchloſſen worden. Der Prinz von Condé begab ſich unbekannter Weiſe nach Poitiers, und kam mit der größeſten Gefahr durch die anderen Provinzen und Städte in das Herz der Pikardie, wo er nach einigen Monaten durch Liſt und geheime Verſtändniſſe mit ſeinen Anhängern beynahe dreyhundert Mann von verſchiedenen Gegenden zuſammenbrachte, La Fere, einen feſten und wichtigen Platz, überrumpelte, den Gouverneur und die geringe Beſatzung verjagte, und ſich deſſelben den neun und zwanzigſten November gänzlich bemeiſterte. Er ſchrieb ſogleich an den König, daß er dieſe Feſtung als Statthalter dieſer Provinz in Beſitz genommen habe; er unterließ aber nicht, ſich in den beſten Vertheidigungsſtand zu ſetzen, weil er befürchtete, der König möchte ſeine Kräfte aufbieten, um ihn aus dieſem vortheilhaften Poſten zu vertreiben.

A.D. 1580. In dem Anfange des Jahres Tauſend fünf hundert und achtzig ließ der König von Navarra die an den Herrn von Chatillon und Lesdiguieres zum Zeichen des zu beginnenden Krieges überſchickten Stücke des Schildthalers zurückbegehren, und rüſtete ſich, Cahors zu überrumpeln. Dieſe Stadt liegt an den Ufern des Fluſſes Lot, welcher ſie von drey

Seiten

Seiten umfließt, und nur einen einzigen Zugang offen läßt, den man das Thor des Barres nennt. Auf den Flußſeiten kömmt man durch drey ſehr geräumige Brücken in die Stadt. Der König von Navarra, welcher mit Munition und Artillerie nicht verſehen war, hatte beſchloſſen, ſie nächtlicher Weile von der Seite einer dieſer Brücken, Pontneuf genannt, zu überfallen. Da ein verſchloſſenes Thor den Eingang derſelben verhinderte, nach welchem man ohne eine Zugbrücke an das Stadtthor gelangt, das von zwei Ravelins vertheidigt wird, ſo faßte er den Anſchlag, beyde Thore durch Sprengkugeln zu öfnen (eine wegen ihrer Neuigkeit damals noch wenig geachtete Erfindung, welche aber durch ihren öftern Gebrauch bey Ueberrumpelungen hernach ſo berühmt wurde) und ſodann unverweilt mit der Beſatzung anzubinden. Dieſem zu Folge theilte er ſeine Truppen in vier Corps (die Thorbrecher nicht mitgerechnet), deren erſtes der Baron von Salignac, das zweite Saint-Martin, Hauptmann der Leibwache des Königs von Navarra, das dritte, unter welchem der Adel und der König ſelbſt ſich befand, Anton von Roquelaure, und das vierte, welches aus zwölfhundert auserwählten Büchſenjägern beſtand, der Vicomte von Gourdon anführte. Die Sprengkugel, welche der Hauptmann Johann Robert an das erſte Thor der Brücke ſchraubte, that ihre Wirkung: einige Soldaten der Beſatzung, welche die A. D. 1580.

A. D. 1580.

Wälle vertheidigten, wurden nach einem ſchwachen Widerſtande zuſammengehauen. Die zweite Kugel ſprengte eben ſo glücklich das Stadtthor auf, ſo, daß man in die Stadt hätte eindringen können, wenn die Hugonotten keine andere Hinderniſſe gefunden hätten. Die durch den Knall der erſten Sprengkugel aufgewachten Einwohner, und der Gouverneur der Stadt, Vezins, eilten faſt ohne Kleidung, aber doch bewaffnet, herbey, und widerſezten ſich muthig den eindringenden Feinden, da ſie durch friſche Truppen, welche jeden Augenblick aus allen Quartieren der Stadt herbey kamen, unterſtüzt wurden. Es entſtand nun ein blutiges Gefecht zwiſchen den erſten Reihen. Nebſt einem anhaltenden Flintenfeuer von beyden Seiten wurden die Tapferſten mit einander handgemein. Der Gouverneur, welcher ohne Rüſtung in den erſten Reihen focht, blieb auf dem Plaze, und Saint-Martin wurde zur Seite des Königs von Navarra getödtet. Zwei Stunden lang war der Vortheil auf beyden Seiten gleich: als aber der Baron Salignac und nachher Roquelaure ſchwer verwundet, und von dem Kampfplaze hinweggetragen worden, ſo ſank ſo ſehr der Muth der Hugonotten, daß ſie anfiengen, ſich eilends zurückzuziehen, ungeachtet ſie ſchon bis an den Marktplaz vorgedrungen waren. Die Beſazung ſchlug ſie bis an das Thor zurück, und würde ſie ohne Zweifel aus der Stadt verjagt haben, da der Vicomte von Gour-

Gourdon mit ſeiner aus den Büchſenjägern beſte- A. D. 1580.
henden Avantgarde zu langſam herbeyrückte, wenn nicht der über den Verluſt ſo vieler Officiere und Soldaten in Verzweiflung gerathene König von Navarra ſich an die Spitze ſeiner Truppen geſtellt, und das Gefecht mit großer Unerſchrockenheit erneuert hätte. Die Edelleute und Soldaten folgten wetteifernd ſeinem Beyſpiele: Er that Wunder der Tapferkeit, und drängte die Vertheidiger ſo weit zurück, daß die Seinigen beym Anbruche des Tages den Marktplatz wieder gewannen. Die Einwohner hatten ſich, ſo viel es die Kürze der Zeit zuließ, in dem Collegium gleichſam verſchanzt. Obſchon ſie durch ihr Musketenfeuer den Hugonotten von allen Seiten zuſezten, und ein großes Blutbad unter denſelben anrichteten, ſo kämpfte der König von Navarra in den erſten Reihen, ungeachtet viele zu ſeiner Seite fielen. Dieſes Gefecht dauerte den ganzen Tag und die folgende Nacht faſt ohne Unterlaß. Den folgenden Tag beim Aufgange der Sonne erhielt der König von Navarra die Nachricht, daß man aus den benachbarten Städten Cahors zu Hülfe eile: er ſchickte alſo den Herrn von Chouppes ab, um dieſe Hülfsvölker außer dem Thore des Barres zu bekämpfen, und erneuerte muthig den Angriff, um die Bürger aus ihrer Verſchanzung zu vertreiben. Er fand einen ſo tapfern Widerſtand, daß er ſie, ungeachtet Chouppes die Hülfsvölker ge-

A. D. 1580. ſchlagen, und die Einwohner von Cahors alle Hofnung verlohren hatten, weder dieſen Tag noch die folgende Nacht überwältigen konnte, bis er ſich durch drey in dem Zeughauſe der Stadt vorgefundene Kanonen den Weg durch die von den Belagerten gemachten Verſchanzungen von Fäſſern oder die Barricaden öfnete, deren größter Theil in die Pfanne gehauen wurde. So wurde endlich nach einem dreytägigen anhaltenden Gefechte die Stadt eingenommen, und von den Soldaten geplündert, welche eine unermeßliche Beute machten. Der König von Navarra zeigte bey dieſer Unternehmung eine bewundernswürdige Unerſchrockenheit: in ſeinen vorigen Operationen hatte er Beweiſe ſeiner Thätigkeit abgelegt; in dieſer aber flößte er den Seinigen ein eben ſo großes Vertrauen, als den Feinden durch ſeine Tapferkeit Schrecken ein.

In der nämlichen Zeit ſuchte Lesdiguieres den Adel in Dauphiné zum Aufſtande zu bewegen, welcher ſich aber nicht entſchließen konnte, ihm zu gehorchen, weil er weder von einem vornehmen Geſchlechte abſtammte, noch durch Reichthümer glänzte. Er bewog alſo das Landvolk, gegen Einige der Vornehmſten die Waffen zu ergreifen, welche daſſelbe mishandelt hatten. Der Krieg war aber von geringem Erfolge: denn die Bauern wurden von dem Herrn von Maugiron, Generallieutenant dieſer Provinz, und von Mandelot, Gouverneur von Lyon

mehr-

mehrmals geſchlagen und zerſtreut. Alle Unterneh- A. D. mungen des Lesdiguieres mislangen, und er ſah 1580. ſich endlich gezwungen, ſich in La Müre einzuſchlieſ- ſen, und zu befeſtigen. Auch in Languedok mach- ten die Hugonotten keine großen Fortſchritte: es mag nun ſeyn, daß Chatillon über das Volk nicht viel vermogte, oder daſſelbe den Marſchall von Damville fürchtete, welcher ſich bereit zeigte, jedem Aufſtande ſich zu widerſetzen. Niemand griff alſo zu den Waf- fen, wie doch der König von Navarra gehoft hatte, und Alles blieb durch die Vorkehrungen des Erſten ruhig, welcher die Friedensedikte handhabete, und jede Urſache zu Klagen zu entfernen ſuchte.

Der König erhielt aus allen dieſen Provinzen die Nachricht, daß die Hugonotten wieder zu den Waffen gegriffen, zu einer Zeit, wo er die Ruhe überall hergeſtellt glaubte. Er beſchloß alſo, den Aufrührern von Neuem die Spitze zu bieten, und ſie zur Beobachtung des Friedensediktes zu zwin- gen. Dieſem zu Folge ſtellte er in kurzer Zeit drey Heere auf die Beine: das eine war beſtimmt, La Fere in der Pikardie wieder zu erobern, das zweite, nach Guienne zu marſchieren, und das dritte ſollte Dauphiné zum Gehorſam zurückbringen. Die Ver- nünftigſten ſchloſſen aus dieſen ſo ſchnellen und kräf- tigen Vorkehrungen, daß der König nur politiſch ſchlafe, und unter dem Scheine von Müßiggang und Sorgloſigkeit viel größere Entwürfe in ſeiner

A. D. 1580. Seele brüte. Der König übertrug das Commando dieſer Heere ſolchen Männern, wie ſie die gegenwärtigen Umſtände und ſeine geheime Abſichten erfoderten. Er wünſchte, daß la Fere ſo ſchnell als möglich erobert würde, weil dieſer Platz dem Mittelpunkte des Reichs und Paris ſo nahe, und ſo bequem liegt, um aus Flandern Hülfe zu erhalten. Er trug dieſe Unternehmung dem Marſchalle von Matignon auf, welchen er allzeit zu gebrauchen pflegte, wenn mit Nachdruck vorgeſchritten werden mußte. Da er wünſchte, dem König von Navarra Einhalt zu thun, nicht aber ihn zu unterdrücken, weil dadurch das Gleichgewicht aufhören, und die Parthey der Guiſen, welche keinen größeren Feind als dieſen Prinzen hatte, zu viel Vortheil erhalten möchte, ſo ſchickte er den Marſchall von Biron nach Guienne, damit er auch diesmal mit ſeiner gewöhnlichen Langſamkeit in Bekämpfung dieſer Parthey zu Werke gienge. Der König befand ſich in der Nothwendigkeit, ſich Eines der Prinzen von Lothringen zu bedienen, um die Ligue nicht ganz von ſich zu entfremden, und weil die Macht des Hauſes von Guiſe ganz beſondere Rückſichten erheiſchte. Er übertrug alſo das Kommando des Heeres in Dauphiné dem Herzog von Mayenne, weil er eines Theils ſeinen beſcheidenern Charakter kannte, und andern Theils die Unternehmung für leicht, und von geringer Wichtigkeit hielt.

Die

Die Wirkung entſprach den Abſichten des Kö- A. D. 1580.
nigs. Der Marſchall von Matignon belagerte la Fere, welchen Platz der Prinz von Condé verlaſſen, und ſich nach England geflüchtet hatte, und nahm denſelben in kurzer Zeit ohne großen Verluſt ein. Der Herzog von Mayenne eroberte la Müre, jagte den Hugonotten von Dauphiné Schrecken ein, und zwang nicht nur allein den Adel, ſondern auch das Volk, und den Herrn von Lesdiguieres ſelbſt, ſich zu unterwerfen. Nachdem der Marſchall von Biron einige Kompagnien Gensdarmes bei Nerac geſchlagen hatte, ſo nahm er einige Plätze in Guienne weg: da er aber durch den Sturz ſeines Pferdes Kontuſionen an beyden Schenkeln erhalten hatte, ſo ließ er ſein Heer die Quartiere beziehen, ohne ſeine Vortheile weiter zu verfolgen. Der König von Navarra, welcher außer Stande war, das freye Feld zu behaupten, und irgend etwas zu unternehmen, begnügete ſich, unter den Waffen zu ſtehen, und zeigte durch einige kleine Unternehmungen, daß er mehr Muth als Stärke beſitze.

Der Herzog von Alençon war indeß aus England zurückgekommen, wo ihn die Königinn zwar mit vielen Hofnungen geſpeiſet, aber keine Verſicherung ihrer Vermählung gegeben hatte, und rüſtete ſich zu der niederländiſchen Unternehmung. Er ſtellte ſich als Mittler zwiſchen dem Könige, ſeinem Bru-

A. D. 1580. der, und dem Könige von Navarra, ſeinem Schwager, auf, um die Sachen in das Geleiß des Friedensediktes zurückzuführen: er fürchtete, daß er die nothwendige Unterſtützung zur Ausführung ſeines Vorhabens in Flandern nicht erhalten würde, wenn der Krieg in Frankreich ein ernſthafteres Anſehen gewönne. Er begab ſich alſo nach Libourne und nach La Fresche, einer Stadt in der Grafſchaft von Foix, wohin auch der König von Navarra ſich verfügte, und der König den Herzog von Montpenſier, den Marſchall von Coſſe, und Pomponne von Bellievre ſchickte. Er brachte ohne große Schwierigkeiten den Vergleich zu Stande, weil der König ohendies zum Frieden geneigt war, und der König von Navarra, welcher den unglücklichen Ausgang ſeiner Unternehmungen ſah, keine auswärtige Hülfe zu hoffen hatte. Der Prinz von Condé, welcher ſich nach England, von da in die Niederlande, und hernach nach Deutſchland geflüchtet hatte, fand, daß alle Proteſtanten ihre Gedanken nur auf die Niederlande richteten, und über die Hugonotten aufgebracht waren, weil ſie ſo leichtſinnig und ohne gerechte Urſachen und zu einer Zeit die Waffen ergriffen hatten, wo der König die Friedensartikel pünktlich beobachtete, Da alſo der König von Navarra keine auswärtige Hülfe zu hoffen hatte, und ſich auf innländiſche nicht ſehr fußen konnte, ſo nahm er ſehr gerne die vorigen Bedingniſſe an. Das Friedensedikt des

vori-

vorigen Jahres wurde beſtätigt, und ſo der Frieden von Neuem hergeſtellt. A. D. 1580.

Die Unruhen des Bürgerkrieges waren nun beygelegt: aber zwei verſchiedene Unternehmungen ſezten ganz Frankreich in Bewegung. Die des Herzogs von Alençon, welcher ſich mit ſtillſchweigender Einwilligung des Königs rüſtete, um in die Niederlande zu gehen, und gegen das Heer des Königs von Spanien, welches Alexander Farneſe, Prinz von Parma, kommandirte, zu kämpfen; und jene der Königinn-Mutter in Rückſicht des Königreichs von Portugall. Der König Sebaſtian war in dem afrikaniſchen Kriege umgekommen, und ſein Nachfolger der Kardinal Heinrich ohne Nachkommenſchaft geſtorben. Unter mehreren Prätendenten machte auch die Königinn-Mutter Anſprüche auf dieſe Krone als Erbinn des Hauſes von Bologna, und weil ſie in gerader Linie von Robert, einem Sohne Alphons III. und der Gräfinn Mathilde, ſeiner erſten und rechtmäſſigen Gemahlinn abſtamme. Sie behauptete, daß alle Könige, welche nach Alphons regiert, von Beatrix, deſſen Beyſchläferinn, abſtammten. Da ſie wegen der Entfernnng und andern Rückſichten nicht glaubte, ſo wie andere Mitwerber ihre Anſprüche mit Gewalt durchzuſetzen, ſo drang ſie darauf, daß die Sache durch den Weg Rechtens entſchieden würde, ohne zu den Waffen zu greifen. Der König von Spanien, welcher den Vortheil der Nähe und ſeine

Gewalt

A.D. 1580. Gewalt benuzte, ließ ein Heer nach Portugall marſchieren, und ſich von den Gouverneurs dieſes Reiches als den rechtmäßigen Nachfolger erklären. Die Königinn-Mutter verband ſich mit dem Prior von Crato, einem Mitprätendenten, welchen die Spanier aus dieſem Reiche vertrieben hatten. Sie ließ eine ſtarke Flotte ausrüſten, welche unter dem Kommando des Philipp Strozzi jene der Spanier bey den terceriſchen, von Portugall abhängigen, Inſeln, welche noch die Parthey Antons hielten, bekämpfen, und ſuchen ſollte, in der Gegend der Stadt Liſſabon zu landen. Die auf den Tod Strozzi's erfolgten Begebenheiten und die Niederlage der Flotte überlaſſe ich den portugieſiſchen Geſchichtſchreibern, ſo wie ich das Reſultat der niederländiſchen Unternehmung anführe. Der Herzog von Alençon marſchierte das

A.D. 1581. folgende Jahr mit einem ſtarken Heere Cambrai zu Hülfe, entſezte dieſe Stadt, bemächtigte ſich derſelben, und eilte hernach mit einer größern Macht in die Niederlande, um von den Ständen, welche das Joch der ſpaniſchen Herrſchaft abgeworfen hatten, als Souverain dieſes Landes unter gewiſſen Bedingniſſen und Einſchränkungen anerkannt zu werden. Die Geſandten des Pabſtes und des Königs von Spanien beklagten ſich bey dem Könige ſowohl über die Unternehmung des Herzogs von Alençon, als über die Aufnahme Antons von Portugall in Frankreich, und die Verſuche der Königinn-Mutter auf

dieſes

dieſes Reich. Der König entſchuldigte ſich wegen dem Einem ſo wie dem Andern, daß die Königinn-Mutter dem Prior von Crato als ihrem Vaſallen eine Zuflucht gegeben, weil ſie gegründete Anſprüche auf dieſes Reich mache; ſie habe auch auf ihre eigene Koſten und ohne ſein Wiſſen und ſeine Einwilligung eine Flotte ausgerüſtet. Er werde über ihre Niederlage nicht das geringſte Misvergnügen an Tag legen, weil dieſe Sache ſeinem Intereſſe und jenem ſeines Reichs ganz fremd ſey. Was den Herzog von Alençon betreffe, ſo habe er ſich oft ſeiner Unternehmung widerſezt, derſelbe ſey aber mehr den Eingebungen anderer als ſeinen Befehlen gefolgt; Er bedauere, daß er jene Franzoſen, die ihm in dieſer Unternehmung begleitet, nicht habe zurückhalten können; der Ungehorſam ſeiner Vaſallen und der Charakter derjenigen, welche dem Herzoge von Alençon in die Niederlande gefolgt, ſey der ganzen Welt bekannt; es ſeyen die nämlichen, welche das Reich unter Franz II, Karl IX, und unter ſeiner eigenen Regierung in Unruhen geſtürzt hätten. Er habe ſeine Geſinnungen dadurch deutlich an Tag gelegt, daß er ſich geweigert, die ihm von den Ständen von Flandern angetragene Souverainität anzunehmen. Da er alſo keinen Antheil weder an den Zurüſtungen gegen Flandern, noch an jenen gegen Portugall gehabt habe, ſo glaube er, daß der Friede und die mit dem Könige von Spa- A.D. 1581.

A. D. 1581. nien beſtehende Freundſchaft auf keine Art verlezt worden. Zum Zeichen, daß er den Frieden mit Spanien aufrichtig erhalten wolle, erbiete er ſich, auf jede Requiſition des katholiſchen Königs Truppen dem Herzog von Parma zu Hülfe zu ſchicken, mit dem ausdrücklichen Befehle, nicht nur allein gegen die Stände und ihre Feldherren, ſondern auch gegen ſeinen Bruder ſelbſt zu ſtreiten. Dies waren die Gründe, welche der König zu ſeiner Rechtfertigung anführte, und die er noch mit andern Umſtänden aufſchmückte; in der That aber ſuchte er beyde Unternehmungen noch mehr zu befördern, weil er ſich Glück wünſchte, daß der Herzog von Alençon, La Noue, der Marſchall von Biron, viele andere Officiere, und der größte Theil der Ruheſtörer das Reich verlaſſen hatten.

A. D. 1582. Heinrichen gelang es endlich, im Jahre Tauſend fünf hundert und zwey und achtzig ſich ſeiner ruhigen Lebensweiſe wieder überlaſſen, und ſein altes Projekt wieder zur Hand nehmen zu können. Durch die Länge der Zeit hatte er ſich mit demſelben ſo vertraut gemacht, daß ſich ſeine Verſtellung und Argliſt in eine Gewohnheit verwandelte. Er fuhr fort, ſeine Lieblinge und Creaturen mit Gnaden zu überhäuſen, und denſelben die vornehmſten Stellen und die wichtigſten Statthalterſchaften zu verleihen. Den Anna von Joyeuſe machte er zum Herzog und Pair von Frankreich, und gab ihm die Schweſter

der

der Königinn zur Gemahlinn. Den Johann Ludewig von la Valette ernannte er zum Herzog von Epernon und zum Pair. Diejenigen Herren, welche nächſt dieſen in der größten Gnade des Königs ſtanden, waren der Kanzler von Chiverny, der Herr von Villequier, Franz von O, von Bellievre, der Staatsſekretair Villeroi, und die Marſchälle von Retz und Matignon; da ſie aber ein reiferes Alter und mehr Verſtand hatten, ſo bekümmerten ſie ſich wenig um die erſten Stellen, welche ſie dem Neide und den Streichen des Schickſals auch zuerſt ausgeſezt haben würde. Sie überließen dieſe prächtigen Titel der Eitelkeit junger Günſtlinge, und begnügten ſich mit einem mittelmäßigen aber viel ſichern Glücke. Die Klugheit des Marſchalls von Retz war vorzüglich bemerkenswürdig. Er fühlte ſehr wohl, daß er als ein Italiäner dem Haſſe und der Verfolgung der Franzoſen ausgeſezt ſey. Obſchon der König ihn durch außerordentliche Gnadenbezeigungen und Wohlthaten zu der höchſten Ehrenſtufe zu erheben ſuchte, ſo widerſezte er ſich doch ſelbſt ſeiner Erhöhung. Als er aber ſah, daß der König darauf beſtand, ſo ſuchte er die Sache ſo einzuleiten, daß diejenigen Gnaden, welche ihm der König beſtimmte, gleichſam auf Vorſprache eines oder des andern Prinzen oder der vornehmſten Herren ertheilt wurden. Dieſer Kunſtgriff gelang ihm ſo glücklich, daß ſeine Erhöhung einen Neid erregte, und die Großen deſ- A. D. 1582.

A. D. 1582. ſen Beförderung als ihr eigenes Werk betrachteten. Joyeuſe Epernon, und die andern Jünglinge, welche weder durch Alter noch Erfahrung dieſe Mäßigung gelernt hatten, ließen die Segel des Glückes voll ſtreichen, und keine Gelegenheit entwiſchen, ſich zu vergrößern. Das durch den Tod des Philipp Strozzi erledigte Generalat der Infanterie wurde dem Herzog von Epernon mit einer viel größeren Gewalt verliehen. Da der Marſchall von Biron ſich mit dem Herzoge von Alençon nach Flandern begeben, und ſeine Generalieutenantsſtelle in der Statthalterſchaft von Guienne niedergelegt hatte, ſo erhielt dieſelbe der Marſchall von Matignon. Die durch den Tod des Marſchalls von Caſſe' erledigten Gouvernemens von Orleans, Blois und Chartres wurden dem Kanzler zugetheilt.

A. D. 1583. In dem Jahre Tauſend fünf hundert und drey und achtzig ſuchte der Herzog von Alençon ſeine eingeſchränkte Oberherrſchaft in Flandern in eine Unumſchränkte zu verwandeln: der Erfolg entſprach aber nicht ſeinen Hofnungen. Die Nämlichen, welche ihn in die Niederlande gerufen hatten, lehnten ſich gegen ihn auf, und Alexander Farneſe verjagte ihn mit Gewalt. Der Herzog kehrte zum größten Leidweſen des Königs nach Frankreich zurück, und ſein hitziger und ſtürmiſcher Geiſt ließ neue Unruhen befürchten. Kurze Zeit nachher wurde er durch ſeine Anhänger und denjenigen nach Flandern zurückberu-

berufen, welche ſeine Unbeſtändigkeit weniger fürch- teten, als ſie die ſpaniſche Herrſchaft verabſcheueten. Der König verſprach ihm eine kräftige Uuterſtützung an Truppen und Geld: er würde auch ſein Verſpre- chen erfüllt haben, um ſich dieſes unruhigen Kopfes zu entledigen, wenn nicht der durch das widrige Schickſal niedergeſchlagene, und durch die anhalten- den Strapazen, oder wie andere ſagen, durch ſeine Ausſchweifungen erſchöpfte Herzog von Alençon im Junius des Jahres Tauſend fünf hundert und vier und achtzig zu Chateau-Thierry geſtorben wäre. Durch ſeinen Tod ward Flandern, und der König von der Gefahr einer faſt unvermeidlichen Revolu- tion befreyt. Die Herzogthümer von Anjou, von Alençon und Berry, welche er zum Appanage er- halten hatte, mit der Krone wieder vereinigt. Der König weigerte ſich, die Stadt Cambray, welche der Herzog von Alençon zwei Jahre vorher erobert, und den Balagni zum Gouverneur deſſelben ernannt hatte, in Beſitz zu nehmen, um einem offenbaren Bruche mit Spanien vorzubeugen. Die Königinn-Mutter bemächtigte ſich von Cambray als eines Erbſchaftsſtückes.

A.D. 1583.

A.D. 1584.

Berich-

Berichtigung.

Bey der zweiten und dritten Note im Anfang dieſes Bandes iſt zu bemerken, daß die zweite an die Stelle der erſten, und die dritte an die Stelle der zweiten gehört, wie man aus dem Texte leicht erſehen kann.

300 — 279 —
302 286 —
307
311
313
316

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Davila, Arrigo Caterino, 1576-1631 / Reith, Bernhard von, 1762-1824 / Weimer, Antoine

Heinrich Catharina Davila's Geschichte der bürgerlichen Kriege von Frankreich

Bd.: 2

Leipzig (1793)

Gall.g. 193-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10417206-1
VD18 90106067